

HANSISCHE
GESCHICHTSBLÄTTER

HERAUSGEGEBEN

VOM

HANSISCHEN GESCHICHTSVEREIN

72. JAHRGANG



1954

BÖHLAU-VERLAG · MÜNSTER/KÖLN

Jul. Lehmann
VII. 70

HANSISCHE GESCHICHTSBLÄTTER

HERAUSGEGEBEN

VOM

HANSISCHEN GESCHICHTSVEREIN

72. JAHRGANG



1954

BÖHLAU-VERLAG · MÜNSTER/KÖLN

SCHRIFTLEITUNG:

Universitätsprofessor Dr. Paul Johansen, Hamburg, und Universitätsprofessor Dr. Ludwig Beutin, Köln.

Zuschriften, die den *Aufsatzteil* betreffen, sind an Herrn Professor Johansen, Historisches Seminar der Universität, Hamburg 13, zu richten; auf *Besprechungen* und *Umschau* bezügliche an Herrn Professor Beutin, Universität Köln, Seminar für Wirtschaftsgeschichte.

Manuskripte werden in Maschinschrift erbeten. Korrekturänderungen, die mehr als zwei Stunden Zeitaufwand für den Bogen erfordern, werden dem Verfasser berechnet. Die Verfasser erhalten von Aufsätzen, Mitteilungen und selbständigen Buchbesprechungen 20, von Beiträgen zur Hansischen Umschau 5 Sonderdrucke unentgeltlich, weitere gegen Erstattung der Unkosten. Die Schriftleitung behält sich vor, dem Verein unaufgefordert zugegangene Schriften nach ihrem Ermessen selbständig oder nur in der Hansischen Umschau zu besprechen.

Bezugsnachweis für die vom Hansischen Geschichtsverein früher herausgegebenen Veröffentlichungen auf Anfrage durch die Geschäftsstelle.

Zuschriften in geschäftlichen Angelegenheiten des Hansischen Geschichtsvereins sind an die Geschäftsstelle des Vereins, Lübeck, St. Annen-Straße 2, zu richten.

Der Mitgliederbeitrag beträgt zur Zeit für Vereine und Anstalten mindestens DM 10,— für Einzelpersonen mindestens DM 6,—; Städte-Beiträge nach besonderer Vereinbarung.

Die Veröffentlichung dieses Bandes in vorliegendem Umfang wurde durch eine dankenswerte größere Beihilfe der Possehl-Stiftung zu Lübeck ermöglicht.

INHALT

Aufsätze

- Deutschland und die Tuchindustrie Nordwesteuropas im Mittelalter (mit 12 Karten). Von Hektor Ammann (Aarau) 1
- Bemerkungen zum Hanse-Norwegen-Problem. Von Johan Schreiner (Oslo). Mit einem Nachwort von Maria Wetki 64
- Hansische Geschichtsforschung und Geschichtslehre in den U. S. A. Mit einer Bibliographie. Von William L. Winter (West Hartford, Conn.) 79

Miszellen

- Bevölkerungsverluste der Hansestädte durch den Schwarzen Tod 1349/50. Von Heinrich Reinke 88
- Grenzen und Möglichkeiten einer hansischen Gesamtgeschichte. Bemerkungen zu dem Buch von Karl Pagel: Die Hanse (1952). Von Ahasver von Brandt (Lübeck) 91
- Der wendisch-sächsische Städtetag vom 28. Januar 1517 in der Reihe anderer Hansetage zu Lüneburg. Von Klaus Friedland (Göttingen) 101

Besprechungen

1. Städtewesen und Bürgertum als geschichtliche Kräfte. Gedächtnisschrift für Fritz Rörig. Herausgegeben von Ahasver v. Brandt und Wilhelm Koppe. Von Ludwig Beutin (Köln) 104
2. François Ganshof, Le Moyen Age. Histoire des Relations Internationales. Von Ludwig Beutin (Köln) 106
3. Edith Ennen, Frühgeschichte der europäischen Stadt. Von Otto Brunner (Hamburg) 108
4. Niedersächsisches Städtebuch. Herausgegeben von Erich Keyser. Von Heinrich Reinke (Hamburg) 111
5. Hamburgisches Urkundenbuch; III: Register zum zweiten Band (1301—1336). Von Paul Johansen (Hamburg) 112
6. Vera Jammer, Die Anfänge der Münzprägung im Herzogtum Sachsen (10. und 11. Jahrhundert). — Gert Hatz, Die Anfänge des Münzwesens in Holstein. Die Prägungen der Grafen von Schauenburg bis 1325. — Emil Waschinski, Die Münz- und Währungspolitik des Deutschen Ordens in Preußen. Ihre historischen Probleme und seltenen Gepräge. Von Wilhelm Jesse (Braunschweig) . . 114
7. Emil Waschinski, Währung, Preisentwicklung und Kaufkraft des Geldes in Schleswig-Holstein von 1226—1864. Von Albert Düker (Bremen) 116
8. Gisela Vollmer, Die Stadtentstehung am unteren Niederrhein. Von Edith Ennen (Bonn) 119
9. Gustav Engel, Die Stadtgründung im Bielefelde und das Münstersche Stadtrecht. Von Paul Johansen (Hamburg) 121
10. Carl Haase, Untersuchungen zur Geschichte des Bremer Stadtrechts im Mittelalter. — Derselbe, Mittelalterliche Rechtsquellen der Stadt Wildeshausen. Von Walter Barkhausen (Düsseldorf) 122

11. Walter Schlesinger, Die Anfänge der Stadt Chemnitz. Untersuchungen über Königtum und Städte. Von Viktor Achter (Köln)	125
12. Wilhelm Ebel, Lübisches Kaufmannsrecht nach Lübecker Ratsurteilen des 15./16. Jahrhunderts. Von Joachim Gernhuber (Bonn)	130
13. Gösta Hasselberg, Studier rörande Visby stadslag och dess källor. Von Bernhard Rehfeldt (Köln)	131
14. Geschichte der Stadt Posen. Herausgegeben von Gotthold Rhode. Von Paul Johansen (Hamburg)	133
15. Michel Mollat, Le Commerce Maritime Normand à la Fin du Moyen Age. Von Ludwig Beutin (Köln)	134
16. Henri-E. de Sagher, Recueil de Documents relatifs à l'Histoire de l'Industrie Drapière en Flandre. — G. de Poerck, La Draperie Médiévale en Flandre et en Artois. Von Hektor Ammann (Aarau)	136
17. Oskar de Smedt, De Engelse Natie te Antwerpen in de 16e Eeuw. Von Erich Weise (Hannover)	138
18. Kjell Kumlien, Sverige och hanseaterna. Von Paul Johansen (Hamburg)	140
19. Nils Ahnlund, Stockholms historia före Gustav Vasa. Von Wilhelm Koppe (Kiel)	144
20. Vilho Niitemaa, Der Binnenhandel in der Politik der livländischen Städte im Mittelalter. Von Karl-Heinz Sass (Lübeck)	147
21. Götz Freiherr von Pölnitz, Fugger und Hanse. Ein hundertjähriges Ringen um Ostsee und Nordsee. Von Ludwig Beutin (Köln)	149
22. Friedrich Bruns, Das Frachtherrenbuch der Lübecker Bergenfahrer. Von Ludwig Beutin (Köln)	150
23. Klaus Friedland, Der Kampf der Stadt Lüneburg mit ihren Landesherren. Stadtfreiheit und Fürstenhoheit im 16. Jahrhundert. — Hans Jürgen Querfurth, Die Unterwerfung der Stadt Braunschweig im Jahre 1671. Von Heinrich Reincke (Hamburg)	151

Hansische Umschau 1952/53

In Verbindung mit Ahasver von Brandt, Paul Johansen, Erich von Lehe, Friedrich Prüser und Gotthold Rhode bearbeitet von Ludwig Beutin

Autorenregister für Besprechungen und Umschau	153
1. Allgemeines und hansische Gesamtgeschichte	155
2. Vorhansische Zeit	166
3. Zur Geschichte der einzelnen Hansestädte und der niederdeutschen Landschaften	171
4. Westeuropäische Städte und Länder	184
5. Der skandinavische Norden	189
6. Osteuropa	195
7. Zur Übersee- und Kolonialgeschichte	219
Jahresbericht 1952/53	227
Jahresbericht 1953/54	229

DEUTSCHLAND UND DIE TUCHINDUSTRIE NORDWEST- EUROPAS IM MITTELALTER *

VON

HEKTOR AMMANN

Die Anfänge einer Fernausfuhr von Tuch aus Nordwesteuropa S. 1. — Hochblüte um 1200 S. 5. — Beherrschende Stellung vom 13. bis 15. Jahrhundert S. 9. — Die großen Teilgebiete waren gleichberechtigt S. 11. — Das Bild des Industriebezirks im Spätmittelalter: Vielfalt in der Einheit S. 15. — Die räumliche Gliederung im einzelnen S. 19.

Das deutsche Wirtschaftsgebiet und der Tuchbezirk S. 22. — Die Anfänge der Beziehungen im 12. Jahrhundert S. 24. — Das 13. Jahrhundert: Flandern und Nordfrankreich S. 29. — Das 14. Jahrhundert: Brabant und Flandern S. 38. — Das 15. Jahrhundert: Flandern und Brabant, England und Holland S. 49. — Die Beziehungen zwischen dem Tuchbezirk und dem deutschen Wirtschaftsgebiet waren für beide Teile durch das ganze spätere Mittelalter gleich wichtig S. 59. Verzeichnis der Tuchlandschaften und Tuchstädte S. 62.

Im Jahre 1158 führten Kaufleute aus Genua ein Tuch von Saint-Riquier, in der Grafschaft Ponthieu nicht weit vom Kanal gelegen, übers Meer nach Messina aus. 1160 gingen dann 11 Stück von St. Riquier zusammen mit 20 Stück Sayen von Genua ebenfalls nach Sizilien, und im selben Jahre wird in Genua von der Ausfuhr von Tüchern von St. Riquier irgendwohin gesprochen. Damit ist zum ersten Male nordwesteuropäisches Tuch und noch dazu solches aus einer bestimmten Stadt am Mittelmeer nachgewiesen. Enthalten sind diese Angaben im frühesten in Genua und überhaupt am Mittelmeer erhaltenen Notariatsregister, dem des Johannes Scriba aus den Jahren 1154—1164¹.

Wie steht es nun mit dieser so bemerkenswert hervortretenden Tuchstadt St. Riquier? Heute ist sie ein bedeutungsloses Landstädtchen nicht weit von Abbéville, das man etwa wegen seiner bemerkenswerten spätgotischen Klosterkirche besucht². Die Stadt verdankt ihre Entstehung und Entwicklung der um 700 gegründeten Abtei Centula. Zur Zeit Karls des Großen spielte diese eine ziemliche Rolle, und es entstanden in ihr große Klosterbauten. Von 831 besitzen wir ein Einkünfteverzeichnis der Abtei, nach dem der Ort eine Reihe von Straßen, bewohnt von Kaufleuten

* Nach einem Vortrag zur Pfingsttagung des Hansischen Geschichtsvereins in Höxter 1952.

¹ Die zuerst im „*Liber jurium rei publicae Genuensis*“, Aosta 1854/57, veröffentlichten, also schon lange bekannten und verwendeten Notariatsakten des Johannes Scriba liegen nun in einer schönen und wesentlich vollständigeren Neuauflage von Mario Chiaudano und Mattia Moresco vor: *Il cartolare di Giovanni Scriba*, Turin 1935. St. Riquier = Nr. 415, 641 und 692.

² Georges Durand: *L'église de Saint-Riquier*. Paris 1933. Hier weitere Literaturangaben. Eine richtige Geschichte der Stadt fehlt. — A. Le Seur: *La ville de Saint-Riquier. Son origine, son extension, son déclin* (Bulletin de la Société d'Emulation d'Abbéville 1944) ist unbedeutend.

(negotiantes) und verschiedenen Handwerkern, aufgewiesen haben muß³. St. Riquier nahm also teil an der wirtschaftlichen Blüte des Karolingerreiches, wurde aber dann von dem Normannensturm schwer getroffen und 879 völlig verwüstet. Aus dem 11. Jahrhundert haben wir Kenntnis vom Neubau der Kirche und 1100 ist die Rede vom *oppidum Centula* und vom *forum Sancti Richarii*. St. Riquier muß also frühzeitig von dem neuen wirtschaftlichen Aufschwung in Nordwesteuropa ergriffen worden sein und war spätestens um 1100 bereits ein richtiger Marktort. 1126 wurde ihm als erster Stadt in Ponthieu durch König Ludwig VI. eine Commune verliehen, die 1189 von Philipp August bestätigt wurde. Danach steht es fest, daß St. Riquier zu Anfang des 12. Jahrhunderts eine ansehnliche Stadt war. Ihre Wirtschaft muß auf der Tuchindustrie aufgebaut gewesen sein, wie gerade das Vorkommen ihrer Tuche in Genua 1158/60 belegt. Wir begegnen dann dem Tuch von St. Riquier noch einmal 1190 und 1204 im Handel der Genuesen auf den Messen von Fréjus in der Provence, also wiederum im Mittelmeergebiet⁴. Von da an verschwindet es jedoch aus dem internationalen Handel, wenn auch St. Riquier sicher weiter Tuch hergestellt hat. Dieses ging nun aber unter dem Namen der weit größeren und ansehnlicheren Nachbarstadt Abbéville, die sich 1249/54 bereit erklärte, die *draperies* von St. Riquier in ihren Handel aufzunehmen und das 1302 noch einmal bestätigte⁵. Gegen Ende des Mittelalters ist die Stadt St. Riquier stark zurückgegangen und hat jede wirtschaftliche Bedeutung verloren. Das blieb bis zum heutigen Tage so. Aber einmal in der Frühzeit der mittelalterlichen Wirtschaftsblüte Europas hat St. Riquier etwas bedeutet und hat dem internationalen Handel Erzeugnisse von Ruf geliefert.

Natürlich ist der Fall St. Riquier im 12. Jahrhundert kein Ausnahmefall gewesen, sondern nur einer von sehr vielen gleichartigen, den uns der Zufall der Quellenerhaltung gerade deutlich erkennen läßt. Das beweisen eine Reihe von weiteren Tuchhandelsnachrichten aus demselben Genueser Notariatsregister des Johannes Scriba: 1163 werden 7 Stück Tuch von St. Quentin nach Pisa ausgeführt, und 1164 begegnet ein ganzer Ballen Tuch von Paris in einem Nachlaß zu Genua, übrigens neben anderm, braunem Tuch (*bruneta*). Damit sind zwei weitere nordfranzösische Städte mit ihren Erzeugnissen am Mittelmeer nachgewiesen. Außerdem aber finden wir bei Scriba Nachrichten über den Handel mit farbigen Tüchern, grünen und wie eben erwähnt braunen, dann mit Sayen (*sagie*) und mit Scharlach; alle diese Sorten aber lernen wir nur wenige Jahre später als bezeichnende Erzeugnisse Nordwesteuropas kennen. So dürfen wir in den folgenden Fällen die Herkunft der Waren aus dem

³ Chronique de Saint-Riquier, éd. Lot. Paris 1894. S. 306.

⁴ Liber iurium rei publicae Genuensis I/360 und 512.

⁵ A. Thierry: Recueil des monuments inédits de l'histoire du tiers état. Bd. IV (Paris 1870) 69.

Norden annehmen: 1156 gehen 8 Stück Saye von Genua nach Salerno, 1157 grünes Tuch (*viridis*) und Scharlach nach Übersee (*Ultramare*), d. h. nach dem genuesischen Sprachgebrauch des 12. und 13. Jahrhunderts nach Syrien, und schließlich 1160 ein Stück Scharlach nach Salerno⁶.

Das alles sind kostbare Nachrichten! Sie zeigen, daß um die Mitte des 12. Jahrhunderts die Erzeugnisse der nordwesteuropäischen Tuchindustrie in Italien das Mittelmeer erreicht haben und über den italienischen Fernhandel sogar die Levante. Nordwesteuropäische Tuche müssen damals im italienischen Binnen- und Außenhandel eine durchaus gängige Ware gewesen sein. Sie war so wohlbekannt, daß die Italiener sogar die Herkunft aus den verschiedenen Tuchstädten des Nordens durchaus kannten und die Tuche danach unterschieden. Es bestand also damals im europäischen Nordwesten und zwar nach den Mittelmeerquellen besonders in Nordfrankreich eine Tuchindustrie mit Fernabsatz. Sie hatte eine so weitgehende Differenzierung und Spezialisierung erreicht, daß der Kaufmann in dem 800 Kilometer entfernten Genua die Herkunftsorte völlig geläufig unterschied. Wir haben es in Nordwesteuropa um 1150 mit einer ausgedehnten, in einer zweifellos erheblichen Anlaufzeit groß gewordenen Industrie zu tun.

Diese klaren Erkenntnisse aus dem ersten Genueser Notar erlauben es nun, mancherlei bisher in ihrer Vereinzelung schwer zu verwertende Nachrichten in die neu erkannten Zusammenhänge einzugliedern. Wir sind jetzt berechtigt, auch in den von jenseits der Alpen kommenden Tuchballen (*torselli lanei*) des Genueser Zolltarifs um 1128, der aber wesentlich ältere Zustände widerspiegeln muß, Tuche aus Nordwesteuropa zu vermuten⁷. Dasselbe gilt von den weißen und blauen Tuchen, die 1153 Lucca von den jenseits der Alpen abgehaltenen Messen heimführt⁸. Und nicht anders wird es mit den farbigen Tuchen (*panni de colore*) und Sayen stehen, die 1174 im Handel der Italiener in Konstantinopel vorkommen⁹. Wir können also die Tuche Nordwesteuropas im Mittelmeerhandel allgemein im 12. Jahrhundert feststellen; mancherlei aber spricht dafür, daß die Einfuhr schon im 11. Jahrhundert begonnen haben muß. Bestimmt nachgewiesen sind dabei im Mittelmeerbecken bis zum Beginn des letzten Viertels des 12. Jahrhunderts nur nordfranzösische Sorten. Diejenigen Flan-

⁶ Scriba Nr. 1073 und 1212, ferner 73, 198 und 675.

⁷ Liber iurium rei publicae Genuensis I 23. — Grundlegende Erläuterungen dazu bei A. Schaub: Handelsgeschichte der romanischen Völker des Mittelmeergebiets bis zum Ende der Kreuzzüge. München 1906. S. 65.

⁸ Codice diplomatico della repubblica di Genova I (1936) 238. Ed. Bautier nimmt in seiner aufschlußreichen Untersuchung über die Messen der Champagne (Recueils de la Société Jean Bodin V: La Foire, Brüssel 1953. S. 105) an, daß diese Urkunde erst von 1253 stamme. Die Konsuln des Stücks stimmen jedoch durchaus zu denen der andern im Codice diplomatico zu 1153 abgedruckten Stücke, darunter auch solchen mit originaler, nicht kopialer Überlieferung.

⁹ Codice diplomatico I 96.

derns begegnen in den wenigen überlieferten genauen Nachrichten ebenso wenig wie die Englands, und das trotz des Verkehrs der Italiener auf den Messen von Ypern bereits 1127. Ob das nur Zufall ist, kann nicht entschieden werden; ich halte es aber für wahrscheinlich. Gerade die am Mittelmeer auftauchenden Scharlache und ebenso die Sayen stammen wohl aus Flandern, die ersteren aus Douai oder Arras, Ypern oder Gent, die letzteren aus Brügge oder Tournai.

Eine Umschau über die freilich herzlich wenigen Aufschlüsse über den Tuchhandel im Gebiet der Nord- und Ostsee im 12. Jahrhundert unterstreicht diese Wahrscheinlichkeit. Eine umstrittene Nachricht führt vielleicht 1137 nach Nowgorod, dem großen Handelsplatz in Nordwestrußland; die dortigen Kaufleute verpflichteten sich damals zur alljährlichen Schenkung eines Tuches von Ypern an ihre Kirche¹⁰. Damit tritt nun auch die Tuchindustrie von Flandern in unseren Gesichtskreis, und zwar ebenso fortgeschritten, da auch hier die Tuchsorten nach den einzelnen Städten unterschieden werden. Im gleichen Jahre 1137 sind übrigens die Leute aus Arras und Flandern auf den Messen der Champagne in Provins nachzuweisen, offenbar schon als gewohnte Gäste. In einer weiteren Messestadt, in Troyes, besitzen 1164 die Kaufleute von Hesdin und Eu — beide übrigens nicht weit von St. Riquier entfernt! — eine besondere Halle zum Verkauf ihrer Tuche. Das flandrische Tuch geht also auch nach dem zentralen Austauschplatze Frankreichs¹¹. Wir begegnen ihm ferner auf dem Wege nach Osten, nach Deutschland. 1173 errichtete Friedrich Barbarossa Märkte in Aachen und Duisburg für die Flandrer, wo der Handel mit Tuch sich ähnlich wie bisher schon in Köln abwickeln sollte. Tatsächlich hat auch schon 1169 der Erzbischof von Köln vorgesehen, daß seine Dienstleute für eine Romfahrt mit dem Kaiser je 40 Ellen Scharlach erhalten sollten¹². Weiter hören wir 1130 von der Anwesenheit von Kaufleuten (*mercatores*) des Grafen von Provins am Zoll zu London; diese Kaufleute aus der Champagne sind zweifellos nur durch die Tuchindustrie der Champagne nach London geführt worden, sei es zum Einkauf von Wolle, sei es zum Verkauf ihrer Tuche oder für beides zusammen¹³. Schließlich liegt von 1171 eine Nachricht vor, nach der norwegische Seeräuber zwei englische Schiffe mit Tuchladungen weggenommen haben. Auch die englische Tuchindustrie ist also dadurch mit Ausfuhrware belegt¹⁴.

Damit haben wir um die Mitte, ja teilweise schon in der ersten Hälfte des 12. Jahrhunderts und selbst noch früher (Genua!) die Erzeugnisse der

¹⁰ Pirenne und Eck in der *Revue Belge de Philologie et d'Histoire* IX/563, bzw. X/591. — Über die Zuverlässigkeit dieser Nachricht vgl. Anm. 48.

¹¹ H. Laurent: *Choix de documents inédits pour servir à l'histoire de l'expansion commerciale des Pays-Bas en France*. *Bulletin de la Commission Royale d'Histoire* 98 (1934)/341 und 343.

¹² *Hansisches UB* I 13. — *Regesten EB Köln* II 914.

¹³ *The Pipe Roll of 31 Henry I.* (1130). London 1929. S. 144.

¹⁴ E. Carus-Wilson in *Cambridge Economic History* II (1952)/370.

nordwesteuropäischen Tuchindustrie sowohl im Bereich des Mittelmeerhandels wie im Bereich von Nord- und Ostsee nachgewiesen. Und zwar erkennen wir bereits die großen Tucherzeugungsgebiete — Flandern, Nordfrankreich und England — alle miteinander. Die spärlichen und ungleich verteilten Nachrichten lassen freilich nicht erkennen, welcher Landschaft in dieser Frühzeit die unbedingte Führerrolle zukommt; so viel steht allerdings entgegen der bisherigen Auffassung fest, daß neben Flandern auch England, vor allem aber das eigentliche Nordfrankreich (Isle-de-France und Champagne) wesentlich mitbeteiligt waren.



Weit deutlicher und farbiger wird das Bild der nordwesteuropäischen Industrie, sobald wenigstens an einem Punkt aufschlußreiche Quellen vorhanden sind. Es sind wiederum die Notariatsregister Genuas, die um 1180 in nun nicht mehr abreißen, immer breiter werdender Fülle einsetzen. Bruchstücke einer ganzen Reihe von Notaren enthalten bis zum Anfange des 13. Jahrhunderts Handelsnachrichten zu Tausenden, die allerdings erst zum geringeren Teile im Drucke erschlossen sind¹⁵. Durch die Vielzahl der vertretenen Notare erhalten wir ein wesentlich abgerundeteres Bild, als es uns ein Vierteljahrhundert früher Johannes Scriba zu geben vermochte. Es ist ja ein bezeichnender Zug des romanischen Notariatswesens, daß jeder der vielen Notare einer Stadt eben nur einen ganz bestimmten Kundenkreis besaß und so in seinem Register auch nur einen Ausschnitt aus dem gesamten Wirtschaftsleben erkennen lassen kann. Für Scriba ist seine Kundschaft im Kreis der Seefahrer und Überseekaufleute bezeichnend, während das Hinterland Genuas in der Lombardei und dem weiteren europäischen Festland überhaupt gänzlich ausfällt. Einen um so breiteren Raum nimmt es in den seit 1180 erhaltenen Notaren ein, und damit fällt nun auch auf die Einfuhr der Tuche aus Nordwesteuropa helles Licht. Erzeugnisse aller Teilbezirke des großen Industriegebietes treten jetzt in Genua auf: Wir haben einmal in Nordfrankreich die Champagne mit den Tuchstädten Châlons und Provins, sowie der Leinwandstadt Reims, dann die Pariser Gegend mit der Hauptstadt selbst, sowie Chartres,

¹⁵ Die Veröffentlichung der Genueser Notare erfolgt gemeinsam durch Italiener und Amerikaner in der in Turin erscheinenden Sammlung „Documenti e studi per la storia del commercio e del diritto commerciale italiano“. Erschienen ist bis jetzt eine allgemeine Übersicht und Einleitung von Moresco und Bognetti (Bd. X), dann die Notare Oberto de Mercato mit den Jahren 1190 (XI) und 1186 (XIV), Guglielmo Cassinese 1190/92 (XII und XIII), Bonvillano 1186 (XVI) und Giovanni di Guiberto 1200—1211 (XVII und XVIII), alle 1936—1940. Seither steht die Veröffentlichung still, von der noch etwa 8—10 Bände zu erwarten sind. — Einen gewissen Ersatz für diese noch fehlenden Bände und zugleich eine unerschöpfliche Fundgrube für die folgende Zeit bis 1343 bildet das dreibändige Werk von R. Doehaerd: *Les relations commerciales entre Gênes, la Belgique et l'Outremont*. Bruxelles 1941. Von den 1877 Notariatsakten, die die beiden Urkundenbände bilden, bezieht sich der größte Teil auf den Handel mit nordwesteuropäischen Tuchen; die Register sind leider nicht verlässlich.



Abb. 1: Herkunfts-
orte der im Mittel-
meergebiet bis 1225
gehandelten nord-
westeuropäischen
Tuche
(Unterstrichene Orte
um 1160)

Etampes und Beauvais, weiter Caen in der Normandie und eine Reihe von wichtigen Tuchstädten in der Pikardie wie Amiens, St. Quentin, Abbéville, Montreuil, dann St. Riquier und Corbie. Die Niederlande als zweiter bedeutender Tuchbezirk sind sowohl mit den großen Städten des welschen Flanderns wie Arras, Douai, Lille und Tournai wie mit den flämischen Städten Gent, Ypern, Brügge, St. Omars und Dixmuiden beteiligt. Dazu kommen bereits auf dem Boden des Deutschen Reiches Cambrai, Valenciennes im Hennegau und sogar im Maasgebiet Lüttich. Der dritte Tuchbezirk, England, ist ebenfalls regelmäßig mit seinen *panni Anglici* vertreten, und als erste Tuchstadt wird hier Stamford ausdrücklich genannt.

Die Genueser Notare geben uns aber nicht nur Auskunft über die Herkunft der Tuche aus dem gesamten nordwesteuropäischen Textilgebiet, sondern führen eine große Reihe von, nach Herstellung und Färbung, auch nach Rohstoff verschiedenen Sorten auf, ein Beweis mehr für die weit gediehene Leistungsfähigkeit der Industrie. Die Ausfuhr aus Genua ist jetzt entlang der ganzen italienischen Westküste, auf den vorgelagerten Inseln bis hinunter nach Sizilien, in Nordafrika von Ceuta bis Alexandrien, in Syrien und in Konstantinopel in zahlreichen Beispielen zu greifen. Schließlich erfahren wir nun auch etwas über den Weg der Textiltausfuhr von Nordwesteuropa nach dem Mittelmeer und von den Trägern dieses ganzen Handels. Genua erhielt die Tuche aus Nordfrankreich, Flandern und England einmal über das Rhonetal und von seinen Mündungshäfen, besonders St. Gilles, aus zu Schiff, oder dann über die Alpen und durch Piemont. Die Italiener holten die Tuche teilweise selber, wobei in Genua die Kaufleute aus dem Hinterland, besonders von Asti und Alba stark hervortreten. Aber auch die Bürger der Tuchstädte im Norden begegnen selber in erheblicher Zahl in Genua, die von Arras an der Spitze, dann solche aus Tournai, Douai, Lille, aus Paris und Provins. Sie sorgten also selbst für den Absatz ihrer Erzeugnisse. Deutlich aber tritt die Tatsache hervor, daß ein wesentlicher Teil des Tuchabsatzes aus dem Norden nach dem Süden über das Zwischenglied des großen internationalen Treffpunktes in den vier Messestädten der Champagne sich abwickelte.

Diese in Genua gewonnenen Erkenntnisse werden nun erfreulicherweise für die Zeit um 1200 bereits durch die Nachrichten aus einer Reihe anderer Mittelmeerlandschaften durchaus bestätigt und ergänzt. Sobald überhaupt entsprechende Quellen vorliegen, erkennen wir überall gleichmäßig die Bedeutung der nordwesteuropäischen Tuchindustrie. Das gilt für das freilich auch schon von Genua aus recht gut beleuchtete Oberitalien. In Mailand z. B. sehen wir 1204/11 Kaufleute aus Tournai, Douai, Ypern und Arras ihre Tuche verkaufen, während 1211 englisches Tuch dorthin von Piacenza kommt¹⁶. Bei Como finden wir 1222 einen Kaufmann von

¹⁶ Biblioteca Laurentiana in Florenz, Coll. Ashburnham 298, Nr. 5, 9, 16, 22, 23 und 33. — Arch. Storico Lombardo 40 (1913)/93.

Lille mit Tuchen von Lille, Ypern, Beauvais und Brügge¹⁷. In Bologna hören wir 1193 von Kaufleuten, die mit Tuchballen aus dem Gebiete jenseits der Alpen kommen¹⁸. In Venedig, das wirtschaftlich so selbständig und bedeutungsvoll wie Genua war, ist schon 1177 die Rede von Sayen und um 1200 begegnet Tuch von Amiens, Châlons und St. Quentin, 1225 außerdem noch solches von Tournai, Lille und Paris¹⁹. Nicht anders steht es in Mittelitalien. Hier liegen etwa aus Siena im gebirgigen Hinterland der Toskana in einem Notariatsregister von 1221/22 eine Menge Belege für den Verbrauch der verschiedensten nordwesteuropäischen Tuche vor, ebenso für deren Ausfuhr bis Rom. Es tauchen hier sogar neue Erzeugungsorte auf wie Rouen und Louviers in der Normandie, dann Hesdin nicht weit von St. Riquier²⁰. Gleichzeitig handelte das kleine San Gimignano mit Tuch von Cambrai, bezogen unmittelbar von den Messen der Champagne, nach Pisa²¹. Auch aus Südfrankreich haben wir einzelne bezeichnende Nachrichten: In einem Zolltarif des Rhônemündungshafens St. Gilles aus dem Ende des 12. Jahrhunderts ist die Rede von Tuchen von Arras, Brügge und Château-Landon²². Auf den Märkten von Fréjus in der Provence sind 1190 Tuche von Saint-Riquier, Chartres und Etampes, Beauvais, Amiens und Arras neben andern *panni de colore* und Sayen gängig gewesen²³. In Marseille wurde 1216 den Mönchen von St. Victor verboten, Kleider aus französischen, d. h. nordfranzösischen Tuchen zu tragen²⁴. Schließlich erfahren wir aus Arras, daß dort 1222 schon Kaufleute aus Spanien verkehrten, sicher zum Tucheinkauf²⁵. Überall also dasselbe Bild der allgemeinen Verbreitung und Beliebtheit der nordwesteuropäischen Tuche und zwar solcher aus allen drei großen Tuchgebieten gleichmäßig, aus Nordfrankreich, Flandern und England.

Im Norden bleiben demgegenüber die Nachrichten weiterhin spärlich und dürftig. Trotzdem lassen sie erkennen, daß auch hier die Lage grundsätzlich dieselbe war. So wird 1208 aus England berichtet, daß Kaufleute aus Bologna Tuch von Stamford in großer Menge erwarben, während 1186 für den König flandrisches, und zwar *escarletum* und *viridis*, dann 1212

¹⁷ A. Schulte: Geschichte des mittelalterlichen Handels und Verkehrs zwischen Südwestdeutschland und Italien. Leipzig 1900. II Nr. 188.

¹⁸ Muratori: Antiquitates Italicae II (Mailand 1739), Nr. 903.

¹⁹ B. Cecchetti: La vita dei Veneziani nel 1300. Le vesti. Venedig 1886. S. 77. — Minotto: Acta et diplomata e tabulario Veneto. Venedig 1873. III/1/11. — Predelli: Il liber communis detto anche Plegiorum del Archivio generale di Venezia. Venedig 1882. Nr. 352.

²⁰ D. Bizzari: Imbreviature notarili. (Documenti e studi per la storia del commercio etc. 4 und 9). Turin 1934 und 38.

²¹ R. Davidsohn: Forschungen zur Geschichte von Florenz II (1900) Nr. 2302 und 2321.

²² Bondurand in den Mémoires de l'Académie de Nîmes 24 (1901)/281.

²³ Codice dipl. della republica di Genova II 197.

²⁴ Cartulaire de l'abbaye de Saint-Victor de Marseille. Paris 1857. I/47.

²⁵ Guesnon im Bulletin histor. et phil. du Comité des travaux histor. 1898/191.

Genter Tuch eingekauft wurde²⁶. Von den Dänen erzählt zu Anfang des 13. Jahrhunderts Arnold von Lübeck, daß sie in Nachahmung der Deutschen für ihre Kleider jetzt u. a. auch Scharlach verwendeten²⁷. In Oberdeutschland legt z. B. die öftere Nennung flandrischer Tuche bei den Dichtern um 1200 Zeugnis ab für die nähere Bekanntschaft mit ihnen bis hinunter zum äußersten Südosten. So führt Wolfram von Eschenbach aus Franken den Scharlach von Gent an, ebenso der Kärntner Heinrich von dem Türlin. Der Schwabe Hartmann von Aue kennt sogar das *brutlach von Engellant*²⁸. Aus dem Anfang des 13. Jahrhunderts haben wir dann aus Wien einen umfangreichen Zolltarif, der samt einer Reihe weiterer Nachrichten aus Österreich die Verbreitung der Tuche aus Nordfrankreich und Flandern wie auch von der Maas und dem Niederrhein reich belegt²⁹.



Von den ersten Jahrzehnten des 13. Jahrhunderts an strömen die Quellen zur Kenntnis der nordwesteuropäischen Tuchindustrie in immer breiterer Fülle und schwellen gegen Schluß des Mittelalters zur fast unübersehbaren Masse an. Ist zunächst die Spärlichkeit der brauchbaren Aufschlüsse das große Hindernis, so hat man mit fortschreitender Zeit immer mehr Mühe, sich durch die Menge des vorhandenen Stoffes hindurchzuarbeiten. Bis zum Schluß steht dabei der romanische Süden unseres Erdteiles mit seinen Notariatsregistern durchaus voran; deren vielfach gewaltige Bestände sind jedoch bis jetzt nur zum kleinsten Teile durchforscht, so daß hier zweifellos noch viele Entdeckungen zu erwarten sind. Mit der Zeit werden jedoch auch nördlich der Alpen die Quellen immer zahlreicher, die uns wirklichen Aufschluß über die Tuchindustrie geben können. Staatliche Register wie die bekannten Rolls-Serien in England, noch mehr aber die Archive der Städte gewinnen Bedeutung. Nicht zuletzt sind es die Quellen der Tuchstädte selber, die nun vor allem die inneren Verhältnisse der Industrie erkennen lassen. Nach wie vor aber bleibt die Feststellung des Fernabsatzes der einzig sichere Maßstab zur Beurteilung der wirklichen industriellen Leistung. Dafür sind nun freilich in Ordnungen und Abgabeverzeichnissen, in Gerichtsbüchern und Rechnungen, in Korrespondenzen und Urkunden, kurz in allen überhaupt überlieferten Quellen und oft an

²⁶ Schaube: Handelsgeschichte S. 402. — Fr. Blockmans: Het Gentsche stadspatriciaat tot omstreeks 1302. Antwerpen 1938. S. 194 und 201. — Pipe Rolls 33 Henry II. London 1915. S. 19.

²⁷ H. Bächtold: Der norddeutsche Handel im 12. und beginnenden 13. Jahrhundert. Berlin 1910. S. 262. — Ein westfälischer Kaufmann in Bergen führt im 13. Jahrhundert den bezeichnenden Zunamen Skarlat (Scharlach), ein anderer Dúkr (Tuch), vgl. Zs. f. slav. Phil. VIII, 106. — Scharlach und Tuch in den alten estnischen Volksepen, vgl. HGBll. 70, 202.

²⁸ A. Schultz: Das höfisch-Leben zur Zeit der Minnesinger. 2. Aufl. Leipzig 1889. S. 354/55.

²⁹ Tomaschek: Rechte und Freiheiten der Stadt Wien. Wien 1877/79. I Nr. 4.

den unerwartetsten und unmöglichsten Stellen zahllose Nachrichten vorhanden. Sie möglichst vollständig zu finden und zu sammeln, vor allem aber sie zu werten ist mühsam, kann aber allein zu sicheren Ergebnissen führen.

Was ergibt sich nun aus alledem für die nordwesteuropäische Tuchindustrie in den drei letzten Jahrhunderten des Mittelalters? Zunächst einmal die grundlegende Tatsache, daß der aus den Mittelmeernachrichten seit dem Ende des 12. Jahrhunderts deutlich nachweisbare, in den Anfängen jedoch über die Mitte des 12. Jahrhunderts zurück zu belegende und noch wesentlich früher wenigstens zu vermutende große Tuchbezirk in ungebrochener Kraft mit seiner einzigartigen Bedeutung für den gesamten Bereich der damaligen europäischen Wirtschaft bis über das Mittelalter hinaus erhalten geblieben ist. Trotz aller Selbständigkeit und trotz mancher Sonderentwicklung sowohl der verschiedenen Tuchlandschaften wie der einzelnen Städte bildet der große Tuchbezirk doch in seiner wirtschaftlichen Funktion eine geschlossene Einheit: Er versorgt das ganze übrige x Europa einschließlich seines gesamten Einflußbereiches in Nordafrika und Vorderasien mit hochwertigen Wolltuchen, zum Teil auch Leinen. Lange Zeit hat er dafür eine Monopolstellung, dauernd aber ein starkes Übergewicht besessen. Wohl sind überall in Europa im Mittelalter Tuchstädte und Tuchlandschaften entstanden; meist aber arbeiteten sie nur für den örtlichen oder landschaftlichen Bedarf, seltener für den Fernabsatz nach einzelnen bestimmten Richtungen. Meist stellten sie billige Massenware her, nur in Ausnahmefällen hochwertige Tuche von internationalem Ruf und Absatz. Am frühesten hat sich in Italien eine solche Industrie gebildet mit Schwergewicht in Oberitalien zwischen Mailand und Venedig, dann in der Toskana. Mit dem umfassenden italienischen Handel ist dieses Tuch frühzeitig in den Fernhandel des Mittelmeerbereiches gekommen³⁰, aber erst gegen Ende des Mittelalters haben die nunmehr mit den teuersten Sorten Nordwesteuropas gleichwertigen Tuche aus der Lombardei (Verona und Como) und Florenz eine Verbreitung in ganz Europa gefunden. Ein zweites bedeutendes Tuchgebiet bildete sich in der Languedoc zwischen Rhône und Toulouse, mit Fortsetzung in Katalonien. Seine Erzeugnisse fanden seit dem 13. Jahrhundert ebenfalls Eingang in den Mittelmeerhandel; erst am Ende des Mittelalters aber treffen wir einzelne Sorten wie etwa die von Perpignan und Carcassone auch im Norden an. In Deutschland entstand am Mittelrhein seit dem 13. Jahrhundert ein ausgedehnter Tuchbezirk, der aber immer nur billige Sorten herstellte und den Absatz in der Hauptsache nur in Deutschland und dem Donaugebiet bis Rumänien

³⁰ So hat 1264 ein Venetianer in Täbris in Persien u. a. 8 stanforti die Melana vorrätig, d. h. Mailänder Nachahmungen hochwertiger englischer oder flandrischer Tuche. Archivio Veneto 26 (1883)/161. Mailand ist hier mit Laurent S. 112 anzunehmen und nicht Mecheln, wie Heyd und Schulte annahmen.

hinunter fand³¹. So besteht denn auch zwischen allen diesen teilweise sehr ansehnlichen Textillandschaften der verschiedenen Länder Europas und dem Tuchbezirk in Nordwesteuropa bis zum Schluß ein sehr deutlicher Gradunterschied. Die Weberei der verschiedensten Länder stellte in erster Linie die mittlere und billige Massenware für den eigenen Bedarf her. Nur die Industrie Nordwesteuropas hat jedoch eine unbestrittene und dauernde internationale Stellung erreicht und alle die landschaftlichen Industrien mit ihren hochwertigen Erzeugnissen stets überlagert.

☆

Eigenartig — wenn auch oft übersehen — ist dabei die Tatsache, daß an dieser beherrschenden Stellung die drei großen Untergruppen des Tuchbezirks gleichzeitig und nebeneinander Teil hatten, wenn auch in mancherlei Abstufungen und Verschiedenheiten: Nordfrankreich, die Niederlande von der Maas bis zum Kanal und England. Das zeigt ein Vergleich der Absatzgebiete, die immer die zuverlässigste Bewertungsgrundlage darstellen, mit aller Deutlichkeit. Nehmen wir zunächst einmal Ypern, das ja 1137 als erste Tuchstadt im Fernabsatz, in Nowgorod, mit Namen genannt wird, das dann lange unter den flandrischen Textilplätzen mit an erster Stelle stand und bis zum Schluß des Mittelalters eine gewisse Bedeutung behauptete. Wir können an Hand der Verbreitungsskizze erkennen, daß die Yperner Tuche im 12. und 13. Jahrhundert im ganzen europäischen Wirtschaftsbereich bekannt gewesen sind, von der Nord- und Ostsee bis zum Mittelmeer, von Portugal und Spanien bis Kleinasien und Syrien. Stellen wir daneben die bedeutendste Tuchstadt der Champagne, Châlons, so ist das Bild ihres Fernabsatzes zwar anders gelagert, aber kaum weniger umfassend. Noch zahlreicher und weiter gestreut sind die Nachrichten aus dem Mittelmeerbereich, während der Norden spärlicher bedacht ist und der Ostseeraum sozusagen ausfällt. Im 14. Jahrhundert sehen wir dann Ypern im ganzen Norden und Westen den zahlreicheren Quellen entsprechend, in dichter Streuung vertreten, während es im Mittelmeerraum eher schwächer dasteht. Châlons dagegen hält seinen umfassenden Absatz im Süden, ja weitet ihn noch aus, während es nach dem jähen Zusammenbruch der Messen der Champagne aus dem deutschen Wirtschaftsgebiet und dem weiteren Norden verschwindet. Beide Städte haben also unbedingt für längere Zeit mit den Erzeugnissen ihrer Industrie allgemeine Geltung erlangt. Stellen wir nun daneben den Bereich des englischen Tuches, so finden wir ihn zunächst im 13. Jahrhundert hauptsächlich über Frankreich ins Mittelmeergebiet reichend, während die Belege im ober- wie im niederdeutschen Raume zwar vorhanden, aber spärlich sind. Im 14. Jahrhundert gesellt sich dazu eine sehr starker Absatz im ganzen hansischen Raum.

³¹ Eine Übersicht über den mittelhheinischen Tuchbezirk und zugleich das Bild der Entwicklung einer einzelnen Tuchstadt aus diesem Bezirk habe ich in meinem Aufsatz: „Die Friedberger Messen“ gegeben (Rheinische Vierteljahrsblätter 13 [1951], 192 ff., Karte S. 217).

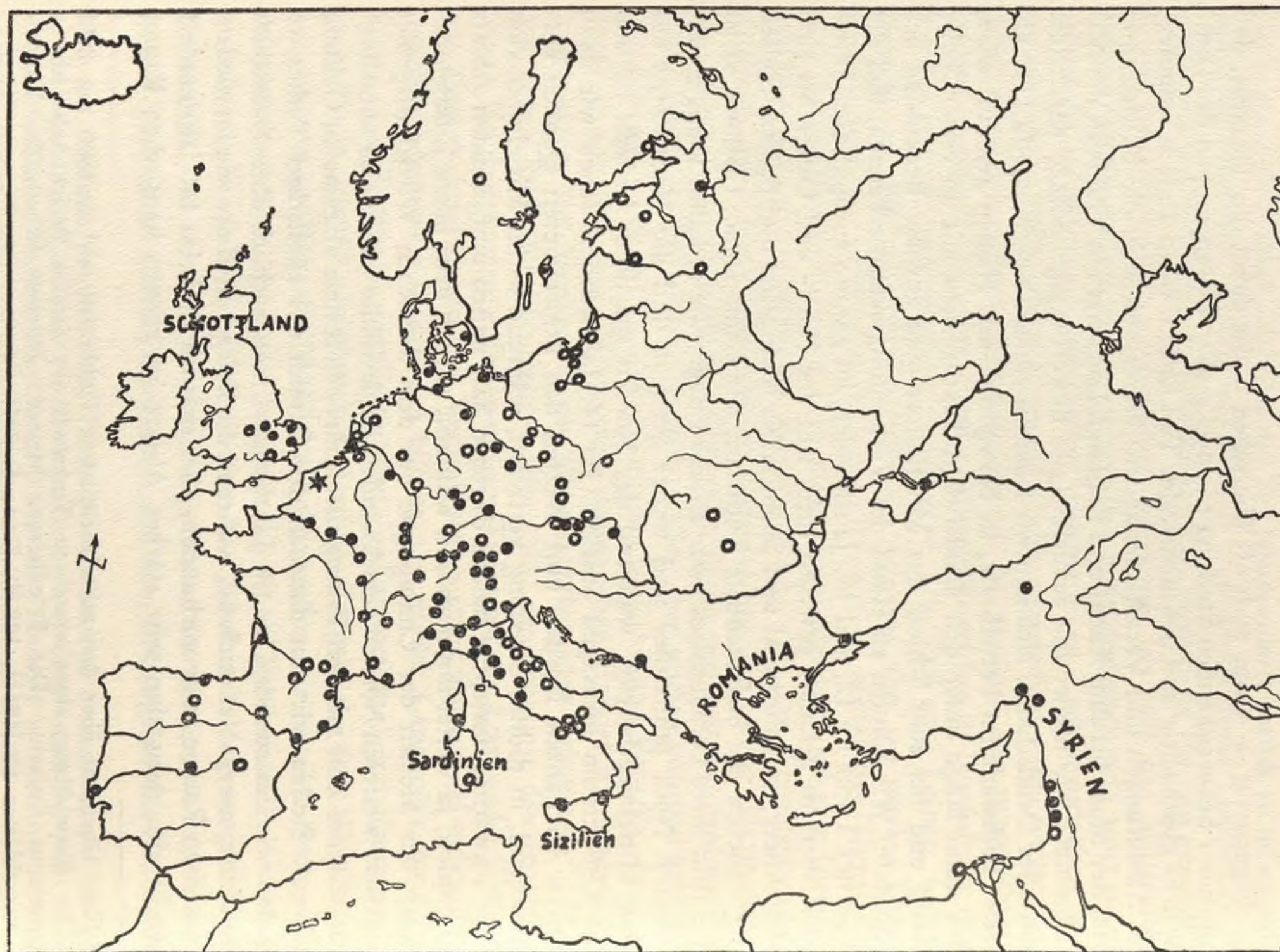


Abb. 2: Die Verbreitung der Tuche von Ypern

- 12./13. Jahrhundert
- 14. Jahrhundert

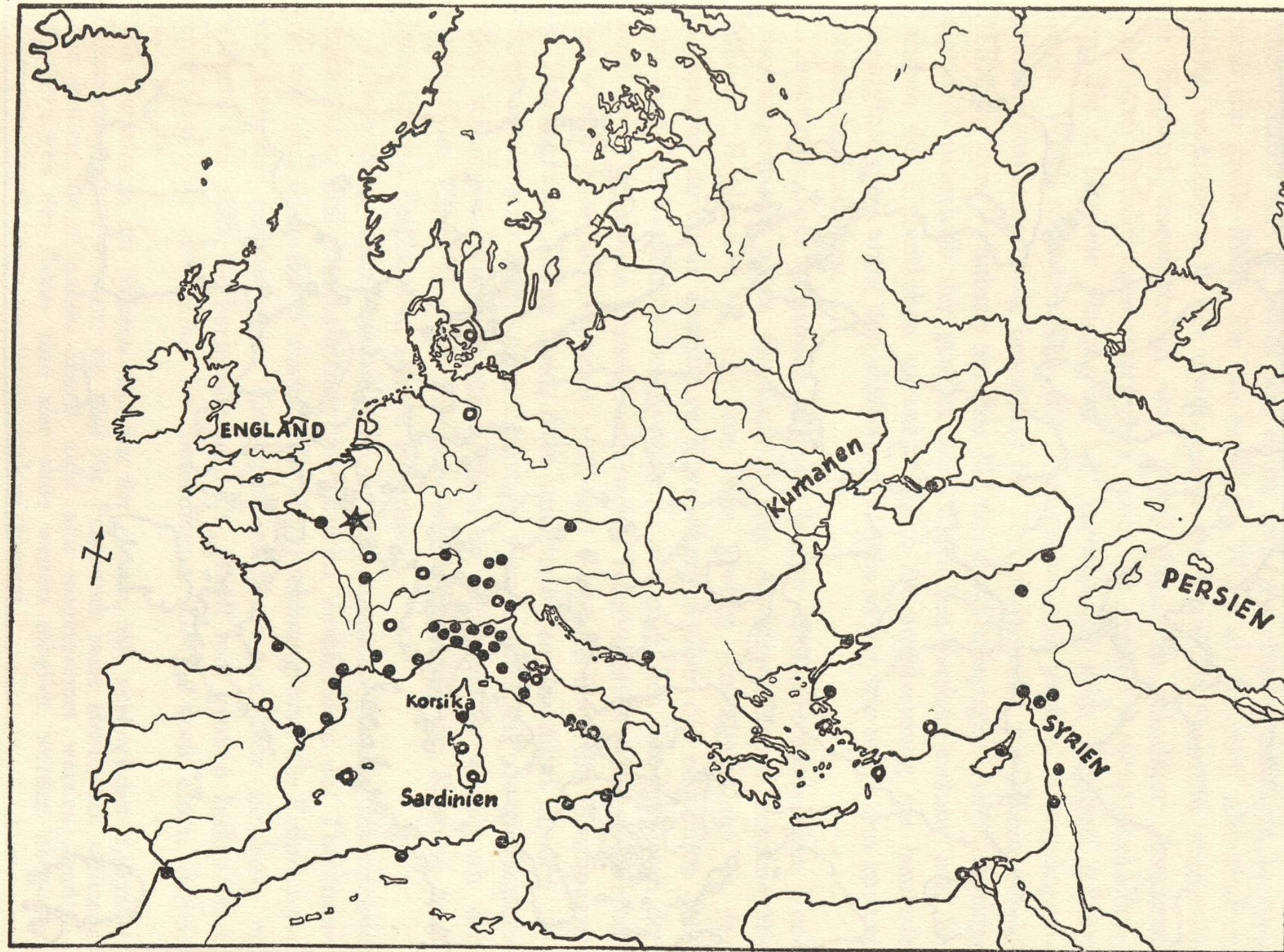


Abb. 3: Die Verbreitung der Tuche von Chalon s. M.

- 13. Jahrhundert
- 14. Jahrhundert

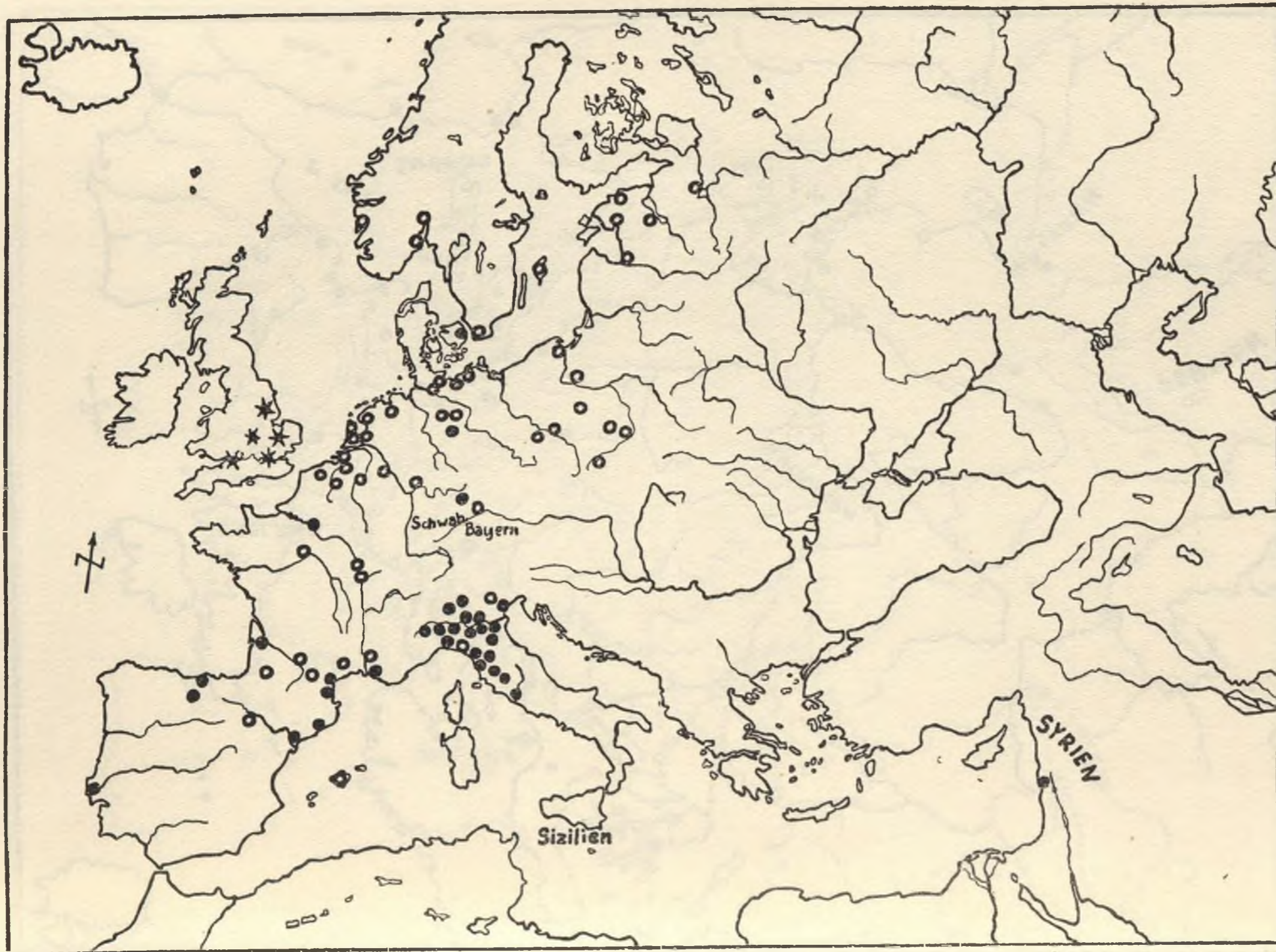


Abb. 4: Die Verbreitung der Tuche aus England

- 13. Jahrhundert
- 14. Jahrhundert

Auch die englische Industrie hat so eine freilich schwächere Allgemeingeltung schon vor 1200 besessen und dauernd gewahrt³².



Die Betrachtung dieser drei Beispiele weist bereits auf die Tatsache hin, daß in der Einheit des großen Tuchbezirks doch die größte Mannigfaltigkeit in Leistung und Gestaltung, ja eigentlich in jeder Einzelheit anzutreffen ist. Wohl verlief im großen Ganzen die Entwicklung überall in parallelen Bahnen und tritt der Tuchbezirk nach außen als deutliches Ganzes hervor. Wohl war er im Innern vielfach verknüpft, so etwa durch die große Rolle, die die englische Wolle als Rohstoff allenthalben spielte, während z. B. der nordfranzösische Waid als Farbstoff wiederum für England unentbehrlich war. Wohl fand ein ständiger Austausch technischer Erfahrungen statt, etwa durch die großen Arbeiterwanderungen, die z. B. viele Flamen im 14. Jahrhundert nach England geführt haben. Wohl schlossen sich die Tuchgebiete zu großen Absatzorganisationen zusammen, wie besonders im 13. Jahrhundert zur Hanse der 17 Städte für den Tuchabsatz auf den Messen der Champagne. Aber trotzdem zeigt sich innerhalb der großen wirtschaftlichen Gesamtleistung und im Rahmen der einheitlichen wirtschaftlichen Gesamtströmung die bunte Mannigfaltigkeit unter den einzelnen Städten so gut wie unter den ganzen Industriellandschaften.

Innerhalb eines so großen Bezirkes waren schon die natürlichen Voraussetzungen, vor allem die Lage zu den Absatzgebieten durchaus verschieden. England z. B. lag von dem großen Austauschplatze in der Champagne durchaus abseits, verfügte dagegen über die bequemen Seewege nach der Westküste des Kontinents und nach den Randgebieten der Nord- und Ostsee. Die binnenfranzösischen Landschaften waren wiederum ganz vom Seehandel abgekehrt, während Flandern über die Champagne den Zugang zum Süden fand, dazu unmittelbaren Anschluß an den gesamten Seeverkehr hatte. Auch derartige Voraussetzungen waren übrigens einem ständigen Wandel unterworfen; so bedeutete es etwas, als die Italiener im Laufe des 13. Jahrhunderts regelmäßig um Spanien nach Flandern und England zu fahren begannen.

Entscheidend aber wirkte sich für die unaufhörlich fortschreitende Verschiebung und Umgestaltung der inneren Verhältnisse der Tuchindustrie wie überall in der Wirtschaft die Unternehmungslust, die Erfindungsgabe und die Leistung der Einzelpersönlichkeit aus. Nur sie kann es erklären, daß auch im Tuchgebiet die eine Stadt zum großen Industrieort emporstieg oder sich selbst bei bescheidener Größe doch einen Anteil

³² Die Unterlagen der Skizzen sind aus der ganzen, mir zugänglichen Literatur zusammengesucht worden; sie sind für Frankreich recht lückenhaft, während für Italien die Angaben längst nicht alle eingezeichnet werden konnten. Ergänzungen des Bildes sind also ohne weiters möglich, werden aber den Gesamteindruck kaum wesentlich ändern können.

an der Industrie sichern konnte, während genau gleich gestellte Nachbarstädte keinerlei industrielle Bedeutung zu erlangen vermochten. Ich verweise da etwa auf den verschiedenen Weg der großen Tuchstadt Châlons und die durchaus bescheidene Weberei der doch recht ansehnlichen Messestadt Troyes. Ich erinnere an das eingangs geschilderte Beispiel des kleinen St. Riquier, dem sich Dutzende von ähnlichen Fällen anreihen ließen.

Jede Stadt hat eben trotz der vielen Übereinstimmungen innerhalb der Tuchlandschaften und im ganzen Tuchbezirk ihren eigenen Weg gesucht, ihre eigenen Spezialitäten ausgebildet und so dem eigenen Namen als Markenbezeichnung, unterstrichen durch die Kennzeichnung und Besiegelung durch die Stadt, Geltung verschafft. Wir treffen ganze Gruppen von Städten an, die in durchaus ähnlichen Sorten wetteifern und daneben vollständige Einzelleistungen. Da haben wir in der Tuchlandschaft der Champagne die völlig alleinstehende Leinenstadt Reims, deren Erzeugnisse in Nowgorod wie im Mittelmeer, in England wie am Schwarzen Meer ihren Ruf hatten. Da treffen wir in der Normandie Caen, in Flandern Ghistelle mit ihren leichten Geweben, den Sayen, mitten unter den Herstellern der schweren, hochwertigen Tuche. Wir lernen als besondere Spezialität Brügges verarbeitete Stücke, die Brügger Hosen kennen, die auch die deutschen Dichter des 13. Jahrhunderts rühmten; in Rußland heißt eine alte Art Stoff *brjukiš*, das ist eine Entlehnung aus mittelniederdeutsch *brüggesch*. Die ständige Schaffung neuer Sorten wurde unweigerlich ausgeglichen durch die sofortige Nachahmung in anderen Weberstädten. So wurden einzelne Sorten wie der „Arras“, die „Chalones“, die „Stamfords“ bald weit herum hergestellt. Manchmal erscheint innerhalb des großen Tuchbezirks der Wechsel fast das einzig beständige zu sein.

Unaufhörlich tauchen neue Tuchstädte, ja ganze neue Tuchlandschaften auf. Dafür verschwinden andere regsame und zeitweise weitbekannte Plätze sozusagen spurlos. Von den altberühmten Weberstädten verschiebt sich das Gewerbe in kleine Städte der Nachbarschaft, ja in bedeutungslose Dörfer, die rasch zu neuen Industriezentren heranwachsen. Die Industrie sucht die billigere Arbeitskraft, die freie, noch nicht durch Zünfte und Vorschriften eingeengte Entfaltungsmöglichkeit. So hat sich schon durch das Spiel der wirtschaftlichen Eigenkräfte das Bild des großen Industriebezirks unaufhörlich und manchmal durchschlagend und rasch geändert.

Dazu gesellten sich nun noch die äußeren Einwirkungen. Etwa wirtschaftliche, gegeben durch die allgemeine wirtschaftliche Entwicklung oder durch neue Leistungen fremder Landschaften im industriellen Wettbewerb; hier kann man an die Nachahmung der hochwertigen nordwesteuropäischen Tuche durch die Italiener unter Verwendung des gleichen englischen Rohstoffs erinnern. Oder dann muß man an die weitgehenden Auswirkungen politischer Umschichtungen denken, wie etwa den Einbruch der Türken im östlichen Mittelmeer oder den Aufstieg der Spanier im westlichen. Gerade die Verknüpfung des nordwesteuropäischen Tuch-



Abb. 5: Die nordwesteuropäischen Tuchbezirke im Mittelalter (Ungefähre Grenzziehung)
 Die römischen Ziffern beziehen sich auf den Text S. 19

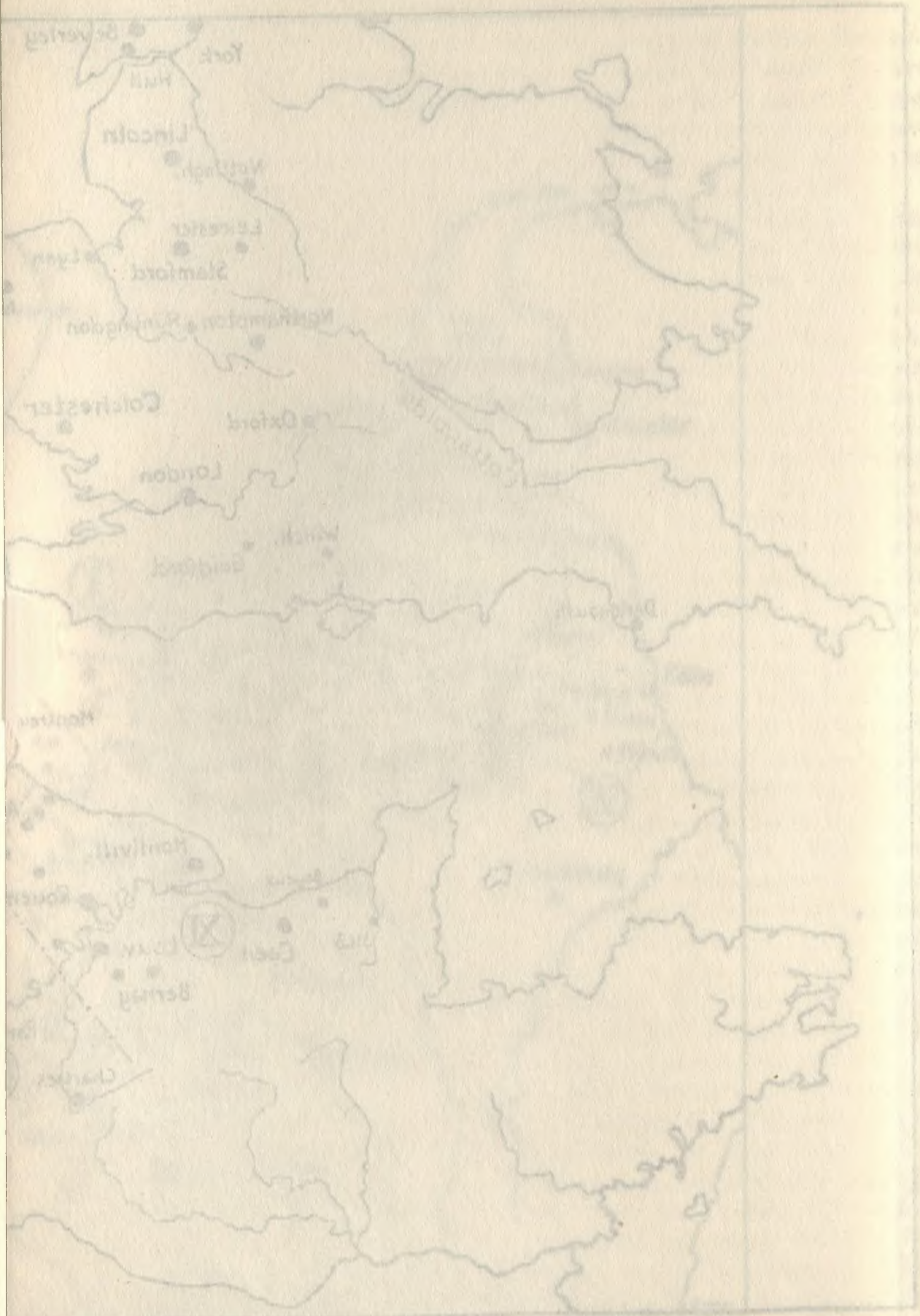


Abb. 1. Die nordwesteuropäische Juchstein im 18. J. Die römischen Städte sind durch Punkte angedeutet.

bezirks mit allen Teilen des europäischen Wirtschaftsbereiches machte das Tuchgebiet empfindlich auch für ferne Erschütterungen.

Denn immer ist ja die Frage des Absatzes die entscheidende Frage für eine Massenerzeugung gewesen. Für den europäischen Nordwesten haben wir in dieser Beziehung zunächst einmal festzustellen, daß der, für den Aufstieg zur Großindustrie nötige Fernabsatz offenbar durch die Kaufmannschaft der Tuchgebiete in großen Handelsfahrten erkämpft wurde. Ein Beispiel dafür: Die Kaufleute von Ypern trifft man zu Beginn des 13. Jahrhunderts in Italien an, so in Mailand 1211 mit ihrem Tuch, ferner seit 1199 in England, so in London und Boston 1215, dann in Norddeutschland noch 1281 in Stralsund und 1300 in Hamburg. Derart war Flandern im 12. und 13. Jahrhundert der Sitz eines umfassenden Fernhandels und nicht anders stand es in Nordfrankreich. Ebenso wichtig aber war vor allem für die kleineren Städte die Gelegenheit, die eigenen Erzeugnisse auf den großen Messen selber einem weiten Kreis von Käufern unterbreiten zu können. Diese Möglichkeit boten die verschiedenen Messen in England, der Kreis der flandrischen Messen und schließlich die französischen Messen von Lendit (Paris), in der Champagne und in Chalon in Burgund, alle im 13. Jahrhundert in voller Blüte. Später rückten die Messen von Antwerpen und Bergen-op-Zoom, von Genf, von Frankfurt am Main in diese Stellung ein. Daneben aber war Brügge als ständiger Weltmarkt für die Tuchindustrie ebenso wichtig. An Stelle der eigenen Kaufleute aber übernahmen in erster Linie Italiener und Deutsche den Vertrieb der Tuche vom Erzeugungsgebiet aus bis zu den äußersten Punkten des europäischen Wirtschaftsbereiches.

Nur durch die Verwendung unendlich vieler Kanäle konnte ein so großer Industriebezirk den notwendigen Absatz finden, aber ebenso sehr nur durch die Ausnützung aller Märkte. Neben den Mittelmeerbereich trat als ebenso notwendig das Gebiet von Nord- und Ostsee, auch das europäische Binnenland bis nach Rußland hinein. Dabei ergeben sich auch hier die verschiedensten Lösungen; neben Landschaften und Städten mit umfassendem Absatz stehen andere, die nur ganz bestimmte Gegenden bedienen. Was für die eine Tuchstadt bedeutungslos ist, stellt für die andere eine Lebensnotwendigkeit dar. Der starken Spezialisierung entsprechend, konnten die Tuchstädte auch innerhalb des ganzen Tuchbezirkes wieder ihren Absatz suchen. So stellt z. B. für Flandern und Nordfrankreich vom 12. bis 14. Jahrhundert England ein recht wichtiges Absatzfeld dar; sehr viele Tuchstädte betätigten sich hier³³.

Überblickt man die mittelalterliche Entwicklung des gesamten Tuchbezirkes mit den großen, zäh ihre Stellung haltenden Tuchstädten, mit den

³³ Die Angaben sind in erster Linie den großen, veröffentlichten Rolls-Serien, den Patent- und den Close-Rolls, entnommen; Ergänzungen werden zweifellos aus England noch zahlreich beizubringen sein.

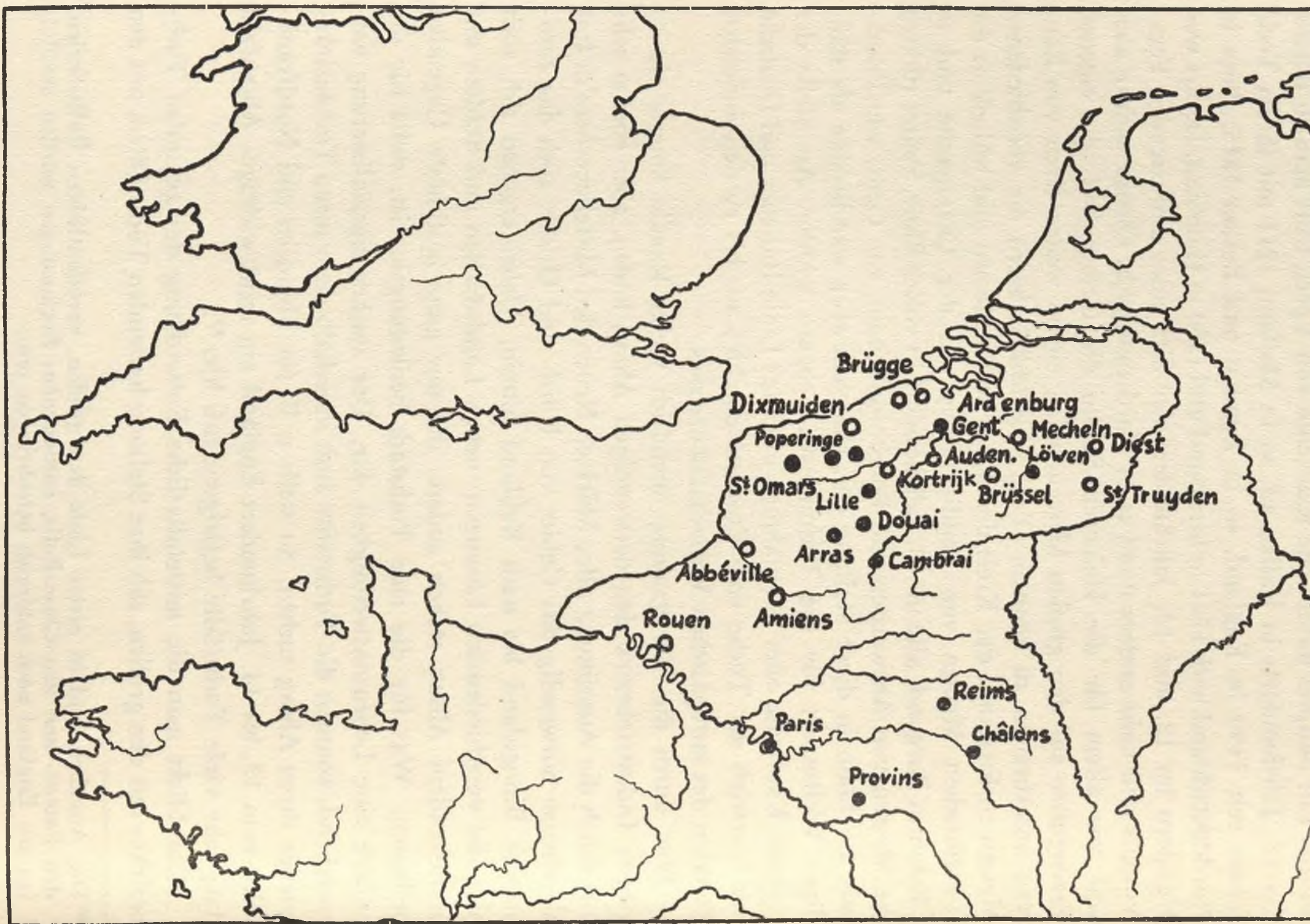


Abb. 6: Herkunftsorte der in England gehandelten festländischen Tuche

- 13. Jahrhundert
- 14. Jahrhundert

meteorartig auftretenden und wieder verschwindenden kleineren Plätzen, der Weitung und Schrumpfung der Tuchlandschaften, so wird man unter Zurückstellung so mancher Einzelheit zu folgendem Gesamtbild kommen³⁴:

A. NIEDERLANDE³⁵

1. (I) Flandern³⁶ im Umfange seiner Blütezeit stellte die frühesten Tuche zur Ausfuhr, wies die bedeutendsten Tuchstädte überhaupt auf und hat mit Hilfe einer jungen Schicht von kleineren Tuchstädten und -dörfern das Mittelalter überdauert.

Im flämischen Flandern treten zunächst als große Tuchstädte auf: Ypern, Gent, Brügge und St. Omars. Dazu kommen die kleineren Plätze Poperingen, Belle (Bailleul) und Dixmuiden bei Ypern, Ghistelle, Audenarde, Ostburg und Aardenburg.

Im französischen Flandern haben wir gleichzeitig Arras, Douai und Lille als große, Aire, Béthune und Orchies als kleinere Plätze.

In der Hauptsache im 14. und 15. Jahrhundert kamen im flämischen Landesteile hinzu: Eeclo, Dendermonde, Aalst, Ninove, Geertsbergen, Ronse, Kortrijk und Rousselare. Eine besonders dichtgedrängte Gruppe meist junger Tuchorte finden wir zwischen Lille und Ypern, an und um die Leye: Armentières, Comines, Warneton, Wervicques, Menin,

³⁴ Die römischen Ziffern verweisen auf die Karte 5, auf der es südl. London nicht „Guidford“, sondern „Guildford“ heißen soll. — Den besten Überblick über die Gesamtentwicklung bietet der Beitrag von E. Carus-Wilson: „The woollen industry“ zum 2. Bande der „Cambridge Economic History“ (1952). Auch er aber trägt weder der starken Stellung Nordfrankreichs Rechnung, noch kennt er die Rolle der jüngeren landschaftlichen Industrien. So kommt darin natürlich auch Deutschland nicht vor.

³⁵ H. Laurent: *Un grand commerce d'exportation au Moyen Age. La draperie des Pays-Bas en France et dans les pays méditerranéens (XI.—XV. siècle)*. Paris 1935. Das bahnbrechende Werk führt am besten in alle Probleme der Textilindustrie der Niederlande, d. h. Flanderns und Brabants, ein, enthält auch ein reiches Literaturverzeichnis. Merkwürdige Vorurteile lassen allerdings eine Anzahl Ergebnisse des Buches als unbedingt revisionsbedürftig erscheinen.

³⁶ Flandern verfügt über eine große Quellensammlung zur innern Geschichte seiner Tuchindustrie bis 1384 in dem vierbändigen Werke von Espinas und Pirenne: *Recueil de documents relatifs à l'histoire de l'industrie drapière en Flandre*. Bruxelles 1906—24. Als Fortsetzung für Westflandern hat zu erscheinen begonnen H. de Sagher: *Le sud-ouest de la Flandre depuis l'époque Bourguignonne*. Bruxelles 1951. Bezeichnend für den Quellenstand und die Bedeutung der Aufschlüsse aus dem Außenhandel ist es, daß in dieser Sammlung der heimischen Quellen keine Stücke vor 1220 vorhanden sind, überhaupt aber nur sehr wenige bis 1250! Eine Auswertung des großen Quellenstoffes liegt nur in dem Werk von Espinas: *La draperie dans la Flandre française au moyen-âge*, 2 Bde. Paris 1923. — Eine einzelne Stadt hat Espinas außerdem in seinem gewaltigen, vierbändigen Werk über Douai behandelt: *La vie urbaine de Douai au moyen-âge*. Paris 1913. Ganz ausgezeichnet hat E. Coornaert die jüngere Industriestadt Hondschoote dargestellt: *Un centre industriel d'autrefois. La draperie-sayetterie d'Hondschoote 14.—18. siècles*. Paris 1930. Aus dem flämischen Flandern hat bisher nur Gent eine Darstellung erhalten durch Fr. Blockmans: *Het Gentsche stadtpatriciaat tot omstreeks 1302*. Antwerpen 1938.

Boesbeek, dann Nieuwkerke und Messines etwas nördlich, Halluin und Tourcoing südlich, schließlich die Sayenstadt Hondschoote und Lange-mark bei Ypern. Davon hatten besonders Wervicques und Hondschoote eine umfassende Fernausfuhr.

2. (II) H e n n e g a u³⁷, bereits auf Reichsboden, bildet die unmittelbare Fortsetzung nach Osten. Hier kam zunächst als große Tuchstadt nur Valenciennes in Betracht, dazu die Bischofsstadt Cambrai. Später kamen im Süden Maubeuges, Avesnes und Chimay hinzu, weiter nördlich Lessines und Edingen.
3. (III) Noch weiter im Osten im M a a s g e b i e t³⁸ sind an alten bedeutenden Tuchstädten Huy und Maastricht zu nennen, dazu noch Lüttich, Namur und Dinant. Später gesellte sich als wichtige Tuchstadt hinzu St. Truyden, dazu noch Tongern, Hasselt und Roermonde.
4. (IV) Im R h e i n l a n d³⁹ finden wir den östlichen Vorposten des großen Tuchgebiets in den beiden frühen und großen Tuchstädten Aachen und Köln, zu denen sich später noch Düren und Münstereifel gesellten. Eine selbständige, schon mehr zum Mittelrheingebiet neigende Stellung nahm Luxemburg ein.
5. (V) B r a b a n t⁴⁰ setzt mit seiner Tuchindustrie ziemlich spät im 13. Jahrhundert ein und steigt erst im 14. zu gleichwertiger Stellung mit Flandern empor. Ganz große Tuchstädte wurden hier zunächst und auch am längsten Mecheln, dann Brüssel und Löwen. Von kleineren Städten sind Thienen, Diest, Aerschot, Lier, Vilvoorde und Herenthals in erster Linie zu nennen, dazu im Norden Antwerpen, Bergen und Herzogenbusch. Noch kleiner oder später sind Nivelles und Hal im Süden, Sichein, Duffel und Contich im Kerngebiet, Turnhout im Norden.
6. (VI) H o l l a n d⁴¹ tritt als letzte niederländische Tuchlandschaft noch einmal ein Jahrhundert später auf und errang sich im 15. Jahrhundert eine zumindest gleichberechtigte Stellung zunächst mit Dordrecht und Ley-

³⁷ Valenciennes hat ebenfalls eine Veröffentlichung seiner Quellen durch Espinas erhalten: Documents relatifs à la draperie de V. au moyen-âge. Paris 1931.

³⁸ Für das Maasgebiet habe ich in meinem Beitrag zur Gedächtnisschrift Rörig mit Huy ein Beispiel für die Entwicklung der Tucherei zu geben versucht.

³⁹ Die Tucherei dieser Gegend ist noch nie eingehend untersucht worden.

⁴⁰ Für Brabant bringt J. de Sturler den besten Überblick: Les relations politiques et les échanges commerciaux entre le duché de Brabant et l'Angleterre au moyen-âge. Paris 1936. — Für eine einzelne Stadt hat H. Joosen in seinen Arbeiten über Mecheln die wichtigsten Beiträge geliefert: Recueil de documents relatifs à l'histoire de l'industrie drapière à Malines (des origines à 1384). Bulletin de la Commission royale d'histoire 99 (1935). — De buitenlandsche inrichting van Mechelen's lakenhandel gedurende de middeleeuwen. Handelingen Kring van Oudheidkunde van M. 43 (1938). — Mecheln's laken-uitvoer in de middeleeuwen. Tijdschrift voor geschiedenis en folklore 5 (1942). Ausgezeichnet!

⁴¹ Posthumus: De Geschiedenis van de Leidsche lakenindustrie. Haag 1908. — Bronnen tot de geschiedenis van de Leidsche textielnijverheid. 6 Bände. Haag 1910—22. Der Darstellungsband bietet auch einen Überblick über die Wollweberei in Holland überhaupt.

den. Das letztere und Amsterdam wurden hier große Tuchstädte. Dazu kamen Rotterdam und Schiedam im Süden, Delft, Haag und Harlem im Westen, Gouda im Innern und Horn und Naarden an der Zuidersee. Dann ist hier noch weiter im Osten Harderwijk, sowie an der Yssel Kampen und Deventer anzuschließen.

B. NORDFRANKREICH⁴²

1. (VII) Ponthieu und Pikardie ist früh und bedeutsam mit den großen Tuchstädten Amiens, Abbéville und Montreuil vertreten, dann mit den ebenfalls frühen kleineren Plätzen St. Riquier, Hesdin und Corbie.
2. (VIII) Vermandois, nach Osten anschließend, weist nur die alte, führende Tuchstadt St. Quentin auf. Weiter im Osten kamen später Montcornet und Aubenton, schließlich Mézières hinzu.
3. (IX) In der Isle-de-France ist an erster Stelle Paris zu nennen, das auch als Tuchort früh und wichtig dastand, wie überhaupt als Industrie- und Handelsstadt; eine Tatsache, die bisher kaum richtig gewürdigt worden ist. Ansehnlich waren weiter Beauvais und St. Denis im Norden und Chartres im Süden, dazu früh noch Etampes, Château-Landon und Sens, später Pontoise.
4. (X) Die Champagne zählte zwei große Tuchstädte Châlons und Provins, dazu die Leinenstadt Reims. Wenig bedeuteten Troyes und Lagny.
5. (XI) Die Normandie stellte mit Rouen und der Sayenstadt Caen zwei alte und führende Tuchstädte. Früh und ausdauernd betrieb auch Louviers die Weberei, während später Bernay und St. Lô hervortreten, Bayeux, Evreux und Les Andelys bescheiden blieben. Nördlich der Seine errang sich im 14. Jahrhundert Montivilliers einen sehr ansehnlichen Platz und von einer ganzen Schar kleiner Städte sind wenigstens Aumale und Neufchâteau, etwa auch Blangy und Gamaches zu erwähnen.

C. ENGLAND⁴³

Hier besteht dadurch eine Schwierigkeit, daß das englische Tuch im Fernhandel nur ausnahmsweise eine nähere Herkunftsbezeichnung trägt. Bedeutende Webergilden werden bereits 1130 in den königlichen

⁴² Keine einzige Arbeit ist bisher der Tuchweberei Nordfrankreichs insgesamt gewidmet worden; es kann deshalb nicht verwundern, daß sie für die Wirtschaftsgeschichte noch kein Begriff geworden ist. Auch für keine Einzelstadt ist eine wirkliche Darstellung vorhanden; man muß vieles in der Stadt- und Lokalgeschichte zusammensuchen.

⁴³ E. Carus-Wilson verschafft in dem oben (Anm. 34) erwähnten Beitrag zur Cambridge Economic History den besten Gesamtüberblick über die englische Entwicklung. In zwei weiteren Aufsätzen stellt sie entgegen der bisherigen Auffassung fest, daß die englische Tuchindustrie schon im 12. und 13. Jahrhundert etwas bedeutet hat, und daß sie im 13. und 14. Jahrhundert nicht einen Niedergang, sondern eine Umschichtung erlebt hat: An industrial revolution of the 13. century. Economic History Review 11 (1941). — The English cloth industry in the late twelfth and early thirteenth centuries. Desgl. 14 (1944).

Städten Winchester, Lincoln, London, Oxford und Huntingdon erwähnt, ferner 1155 in Nottingham und 1163 in York. Im Ausland begegnet davon erst im 13. Jahrhundert Lincoln und London, weit häufiger aber Stamford und Northampton, auch Beverley und Guildford.

Im 14. Jahrhundert fand eine große Umschichtung in neue Gegenden und Orte statt, vielfach auf das Land und stark nach dem gebirgigen Westen Südenglands, besonders dem Gebiet der Cotswolds. An neuen Tuchorten erscheinen Colchester, Norwich, Hull, Lynn, Bristol, Dartmouth in der Fernausfuhr. Darüber hinaus aber zählten die neuen Tuchorte nach Dutzenden; ihre Erzeugnisse sind sicher zum Teil unter Sammelbezeichnungen auch in das Ausland gedrungen, wenn auch ihre Namen dort nicht bekannt wurden. Weitaus am häufigsten begegnet nun aber der Name London, der allbekannt bis in die entferntesten Gegenden wurde.

Auch Schottland erscheint jetzt mit Tuchen in der Fernausfuhr.

Gegen 150 Tuchorte treten also insgesamt innerhalb des umfassenden nordwesteuropäischen Tuchbezirks mit ihren Erzeugnissen im Fernhandel auf, wenn auch längst nicht alle gleichzeitig. Dabei aber kennen wir manche kleinere Plätze nicht, die ihre Tuche über die nächste große Tuchstadt in den Handel brachten. Allein 90 der Tuchorte entfallen auf die Niederlande, womit die führende Stellung im Gesamtrahmen deutlich zum Ausdruck kommt.

Unter den 150 Tuchorten treffen wir die größten Städte nördlich der Alpen, d. h. neben Paris vor allem Brügge und Gent an, dazu eine ganze Reihe anderer Großstädte nach mittelalterlichen Begriffen: Brüssel, Mecheln und Löwen, Ypern und Lille, Tournai und Cambrai, Arras und Douai, Valenciennes allein in den Niederlanden. In Nordfrankreich und England stand es nicht anders. Aber auch die kleineren Tuchorte erreichten in sehr vielen Fällen stattliche Einwohnerzahlen, drängten sich dazu in mancher Gegend dicht zusammen. So entstand hier die größte Siedlungsdichte im mittelalterlichen Europa. Die gewaltigen Geschäfte führten zur Ansammlung eines entsprechenden Wohlstandes und zu großen kulturellen Leistungen, die Menschenanhäufungen und die großindustrielle Gestaltung zu sozialen Spannungen wie in unsern heutigen Industriegebieten.

So haben wir es im nordwesteuropäischen Tuchbezirk unbedingt mit der größten Zusammenballung wirtschaftlicher Energien nördlich der Alpen während des Mittelalters zu tun. Erst in Oberitalien samt der Toskana fand sich ein freilich anders gearteter Gegenpol. Mit beiden hatte sich jedes europäische Wirtschaftsgebiet auseinander zu setzen.



Das gilt auch für das im 9. und 10. Jahrhundert zu Eigengewicht gelangte deutsche Wirtschaftsgebiet. Dieser östliche Nachbar des nordwesteuropäischen Tuchbezirks gewann gerade im 12. und 13. Jahrhundert

durch die mächtige Welle der Städtegründungen und durch die gewaltige Bewegung der Ostkolonisation sprunghaft an wirtschaftlicher Bedeutung. Das stark vergrößerte eigene Wirtschaftsgebiet reichte nun bis zum Peipussee, bis Preußen und Oberschlesien, bis Ungarn und zur Adria; es schob seine Vorposten deutscher Stadtbürgerschaften nach Schweden und Finnland hinauf, nach Litauen und Polen, in Rußen bis Lemberg, nach der Moldau, Walachei und nach Serbien hinein. Seine Aufnahmefähigkeit für fremde Erzeugnisse stieg genau so wie die eigenen Leistungen in Industrie und Bergbau. Der Handel übernahm in weitem Ausmaße die Vermittlung zwischen West und Ost, auch zwischen Nord und Süd. Kurz, das deutsche Wirtschaftsgebiet hatte in der Zeit der ersten Blüte der nordwesteuropäischen Tuchindustrie ebenfalls etwas zu bieten; es konnte ein großes und aufnahmefähiges Absatzfeld werden.

Es konnte das werden, aber ist es das auch wirklich geworden? Das bestreitet z. B. Henri Laurent auf das entschiedenste. Nach ihm haben bis zum Ende des 13. Jahrhunderts die flandrischen und brabantischen Tuche kaum die Landschaften am Rhein überschritten. Er gesteht dem deutschen Absatzfeld auch in späterer Zeit gegenüber dem im Mittelmeerbecken durchaus nur eine Nebenrolle zu. Er begründet diese Auffassung in der Hauptsache mit dem Unterschied in der Bevölkerung; Frankreich habe im 14. Jahrhundert 24 Millionen, Deutschland höchstens 5—6 Millionen Bewohner gehabt⁴⁴. Was sagen solchen mehr gefühlsmäßig begründeten Auffassungen gegenüber die wirklichen Tatsachen aus?

Diese Frage in befriedigender Weise zu beantworten, ist nun freilich gar nicht leicht. Dazu sind die Quellen zu spärlich und zu ungleichmäßig. Wir haben für das deutsche Wirtschaftsgebiet die einwandfreieste und aufschlußreichste Quellengattung, die Notariatsregister, überhaupt nicht. Wir haben auch keine Staatspapiere wie etwa in England; was könnte uns doch ein erhaltenes Archiv der Staufer für Aufschlüsse geben! Wir müssen uns also unser Bild von den wirtschaftlichen Verhältnissen aus den verschiedensten Quellen zusammensuchen, vor allem aus denen der Städte. Diese aber setzen in beachtlichem Ausmaße erst in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts ein, so etwa die Stadtbücher im hansischen Bereich. Sie sind also verhältnismäßig spät, und sie sind zudem immer nur vereinzelt vorhanden. Wir bleiben so stets darauf angewiesen, aus den Verhältnissen an einzelnen gut beleuchteten Punkten auf die gesamte Lage zu schließen. Deswegen wird die Einschätzung und Einordnung der zerstreuten Tatsachen neben deren Ausfindigmachung besonders wichtig.

Das trifft selbstverständlich ganz besonders für die frühesten Zeiten zu, in unserem Falle das 12. und 13. Jahrhundert. Dazu kommt in diesem Zeitraum nun noch die besondere Schwierigkeit, daß die Quellen, in denen von Tuchen die Rede ist, sehr häufig nur von allgemeinen Tuchgattungen sprechen, ohne die Herkunft nach Land oder gar nach Ort näher zu

⁴⁴ Laurent: Une grande expansion commerciale S. 139 ff.

bezeichnen. So wird dem gewöhnlichen Landtuch vielfach das „Schöngewand“ oder die *panni pulchri* gegenübergestellt. An andern Stellen wird vom heimischen Grautuch das *geverbt gewand* oder die *panni colorati* oder *de colore* unterschieden. Aus einer Reihe von Einzelnachrichten ergibt sich jedoch, daß unter dem Schöngewand oder dem gefärbten Tuch nur das teure, eingeführte Tuch verstanden wird, d. h. ausschließlich solches aus Nordwesteuropa. Damit erhalten wir eine Scheidungslinie unter den Tuchbezeichnungen, die völlig sichere Schlüsse zuläßt. Ja noch mehr, wir können auch die einzeln erwähnten farbigen Sorten wie das Brauntuch oder Grüntuch (*pannus brunetus* oder *viridis*), dann vor allem den Scharlach (*scharlacus*, *scarletus* usw.) ohne weiteres als nordwesteuropäische Einfuhrware betrachten. Der Scharlach z. B. ist nur aus Flandern oder England gekommen. Ähnlich steht es mit dem Dünntuch, der Saye oder Serge, mit den Stampfarts (*stamford* oder *stamen fortis*), mit dem besonders in Köln gefertigten Tiretay oder Direnday usw. Sie alle lassen die Einfuhr aus dem Nordwesten erkennen und gewähren so wichtige zusätzliche Aufschlüsse.

☆

Wie wichtig sie sind, das zeigt sich sofort bei der Untersuchung der Anfänge der Beziehungen Deutschlands zum nordwesteuropäischen Tuchbezirk. In dem dafür in Betracht fallenden 12. Jahrhundert bestand dieser Tuchbezirk aus Nordfrankreich, England, sowie in den Niederlanden aus Flandern mit seiner Nachbarschaft und aus dem Maasgebiet samt der Fortsetzung zum Niederrhein. Das deutsche Wirtschaftsgebiet stand ihm mit dem Schwergewicht am Rhein zwischen Köln und Straßburg gegenüber. Mit ihm aber war damals noch in engster politischer, kultureller und wirtschaftlicher Verflechtung das blühende, teilweise romanische Land in Lothringen mit Metz als Schwerpunkt und an der Maas mit Lüttich, Dinant, Huy und Maastricht; dasselbe galt durchaus für Holland und Brabant. Östlich des Rheins hatten schon seit Jahrhunderten im Norden Thüringen und Sachsen bis zur Saale und Elbe, im Süden Bayern und Österreich bis zur March und über den Brenner bis Bozen ihr wirtschaftliches Eigengewicht erhalten. Darüber hinaus kam jedoch im 12. Jahrhundert die große Kolonisationsbewegung bereits in Fluß: Ostholstein, Mecklenburg, die Mark, Sachsen, im Süden Ungarn bis Siebenbürgen waren erfaßt. An dieser Ostwanderung waren an hervorragender Stelle auch die Flandrer und Holländer, die Lothringer und Maasländer beteiligt; so treten Flandrer z. B. stark hervor in der Altmark und in Ungarn und Siebenbürgen. Handelsstützpunkte deutscher Kaufleute gingen dabei der eigentlichen Kolonisation meist voran, ja waren weit über deren Gebiet vorgeschoben. Um die Mitte des Jahrhunderts erfolgte die entscheidende Festsetzung an der Ostsee in Lübeck, ebenso damals, wenn nicht früher in Wisby am Brennpunkt des Ostseehandels. An der Odermündung in Stettin treffen wir sicher im 12. Jahrhundert deutsche Kaufleute, an der Weichselmündung in Danzig wahrscheinlich, an der Dünamündung in Riga 1201.

Auch in Nowgorod, dem Verbindungsglied mit dem weiten Rußland, erschienen die Deutschen. In Prag ist die deutsche Kaufmannskolonie schon älter, in Breslau und Krakau jedenfalls nicht viel jünger als das 12. Jahrhundert. Auch Gran in Ungarn besaß eine deutsche und eine lateinische, d. h. welsche, bzw. französische Kolonie. Der Handel von der Donau her reichte bis Kiew, dem wirtschaftlichen Hauptpunkt in Südrußland. Das deutsche Wirtschaftsgebiet war damit schon ein wichtiges Bindeglied zu den weiten Ländern im Osten geworden.

Die Berührung zwischen diesem deutschen Wirtschaftsgebiet und dem Tuchbezirk erfolgte am einfachsten und zugleich nachdrücklichsten an Maas und Niederrhein, da wo die große Straße aus Flandern dem Rhein bei Köln zustrebte und auch vom Rhein her die bequeme Wasserstraße nach Flandern gegeben war. Eine weitere, wohlbekanntere Verbindung bestand über See durch die Schifffahrt von Flandern nach der Elbemündung, meist über die Flüsse und Kanäle Seelands und Hollands. Eine alte Seeverbindung war ferner vom Niederrhein und überhaupt der Nordseeküste nach England hinüber vorhanden. Schließlich stand noch die Möglichkeit der Fühlungnahme vor allem Oberdeutschlands mit dem Tuchbezirk auf den großen Messen der Champagne offen; wir können dort allerdings bisher noch keine Deutschen vor dem 13. Jahrhundert nachweisen.

An tatsächlichen Beziehungen wird für uns zuerst der Aktivhandel des Tuchbezirks im Rheinland greifbar; das dürfte auch der wirklichen Entwicklung entsprechen. Der Zolltarif von Koblenz von 1104, der noch Zustände des 11. Jahrhunderts wiedergibt, zeigt einen starken Verkehr der Maasstädte am Mittelrhein, dazu auch Handelsfahrten der Flandrer. Nur hat dieser ganze Handel zweifellos in erster Linie der Versorgung der Niederlande mit Wein vom Mittel- und Oberrhein (Elsaß) gegolten. Anders steht es mit jenen Beziehungen der Flandrer und vor allem der Stadt Gent zum Rhein bei Köln, die um die Mitte des 12. Jahrhunderts durch die Versuche der Kölner, ein Stapelrecht auszuüben, für uns greifbar werden. 1164 erwirkte sich der Graf von Flandern von Kaiser Friedrich I. die Zusicherung der Verkehrsfreiheit im Reich. 1173 erfolgte die Errichtung von Tuchmärkten für die Flandrer in Aachen und Duisburg durch den Kaiser, wobei ausdrücklich auf die bisherigen Gewohnheiten in Köln verwiesen wird. Das war offensichtlich ein Gegenschlag gegen Köln, wodurch den Flandrern der Verkehr mit ihrer deutschen Kundschaft unter Umgehung Kölns ermöglicht werden sollte. 1178 erging ein Entscheid des Erzbischofs in dem Streit um den Kölner Stapelzwang zugunsten von Gent. Es muß sich also in der Mitte des 12. Jahrhunderts schon um einen bedeutungsvollen Handelszug der Flandrer mit Gent an der Spitze nach Köln und darüber hinaus gehandelt haben, und zwar um einen Handel mit Tuch. Wirklich erfahren wir 1169, daß die Ministerialen des Erzbischofs von Köln für einen Italienzug Scharlach zugeteilt erhielten. Ferner hören wir, daß 1190 flandrische Kaufleute in der Gegend von St. Trauten,

also an der Straße nach Köln, Scharlach verloren. Einen weiteren Beweis für die Bedeutung dieses Handelszuges erhalten wir durch einen Rechtshilfevertrag der Flandrer mit Köln 1197, an dem nach dem Aufbewahrungsort der Urkunden Gent und Ypern besonders interessiert waren⁴⁵.

Ein Vorfall von 1212 läßt allerdings darauf schließen, daß die Beziehungen zwischen Flandern und dem Niederrhein nicht ausschließlich auf dem Handel der Flandrer beruhten: Flandern willigte ein, daß Schäden von Kölner Kaufleuten in Flandern und Seeland in der Höhe von 300 Mark durch einen kleinen Sonderzoll vom Handel der Flandrer in Köln gutgemacht werden sollten⁴⁶. Es ist ja auch ohne weiteres anzunehmen, daß Kölner und Kaufleute anderer deutscher Städte damals die schon lange blühenden flandrischen Messen besucht haben. Deutsche werden also wohl auch dort Tuch eingekauft haben. Und das wird noch mehr für England gelten, wo die Kölner im 12. Jahrhundert ständige Gäste waren; vom englischen Tuch vernehmen wir allerdings in Köln und sonst in Norddeutschland in dieser Zeit noch nichts.

Überhaupt sind die Spuren des nordwesteuropäischen Tuches im nördlichen Deutschland rechts des Rheines selten, trotzdem schon der Tuchmarkt der Flandrer in Duisburg auf Absatz nach Osten hinweist. Immerhin sind einige bezeichnende Tatsachen bekannt. Um 1200 berichtet Arnold von Lübeck (1209), daß die Dänen nun die Deutschen in den Kleidern nachahmten und u. a. Scharlach trügen⁴⁷. Hier reicht also der Handel mit nordwesteuropäischem Tuch offensichtlich bereits über das deutsche Wirtschaftsgebiet hinaus. Und dann haben wir ja die bereits erwähnte Nachricht über die Verwendung von Tuch von Ypern zu Kleidern in Nowgorod⁴⁸. Wenn diese Nachricht stimmt, so ist flandrisches Tuch vor der Gründung Lübecks schon über die Ostsee geführt worden, auf dem Wege über Schleswig wenigstens streckenweise durch deutsche Kaufleute oder dann durch Gotländer. Auf jeden Fall darf man nach diesen Nachrichten

⁴⁵ H. Bächtold: Der norddeutsche Handel im 12. und beginnenden 13. Jahrhundert. Berlin 1910. — W. Stein in Hans Gbl. 1911/189. — Reg. Eb Köln II 914. — HUB I 46.

⁴⁶ HUB I 97 u. 98.

⁴⁷ MGH SS 21/146.

⁴⁸ H. Pirenne: Draps d'Ypres à Novgorod. *Revue Belge de Phil.* 9 (1930)/563 ff. — A. Eck: A propos des draps d'Ypres à Novgorod. *Desgl.* 10 (1931)/476. Trotzdem mir Prof. Eck (Brüssel) als bester Kenner des russischen Mittelalters auf Befragen neuerdings erklärt hat, daß über die Echtheit der Urkunde kein Zweifel bestehe, erscheint mir die Ansicht von Götz (*Deutsch-russische Handelsgeschichte des Mittelalters*. Lübeck 1922. S. 280; *Deutsch-russische Handelsverträge d. Ma.'s*. Hamburg 1916. S. 282 mit Hinweis auf die Edition von Vladimirskij-Budanov) nicht ganz von der Hand zu weisen, daß hier eine Interpolation in der einzig erhaltenen späten Abschrift vorhanden sei. Das neueste Urkundenwerk über Nowgorod (*Gramoty velikogo Novgoroda i Pskova*, Leningrad-Moskau 1949. S. 139/140) führt dieses Dekret des Großfürsten Vsevolod Mstislavič 1125—1137 gar nicht an. Auf jeden Fall bleibt aber ein frühes Zeugnis für Tuch von Ypern bestehen.

annehmen, daß das flandrische Tuch im 12. Jahrhundert im Bereiche der Ostsee bereits bekannt war.

Nun gingen aber die Tuche vom Niederrhein nicht nur ostwärts, sondern der großen Flußstraße folgend auch nach Süden. Freilich braucht es von Köln aus einen mächtigen Sprung, bis wir auf die nächste Nachricht treffen. Wir haben einem bedeutenden Handelszug zum Mittelrhein, dann mainaufwärts und zur Donau hinüber und diese hinunter bis nach Österreich zu folgen. 1191 wurden die Rechte der fremden Kaufleute auf den Jahrmärkten von Enns neu bestätigt, und zwar Rechte, die offenbar in die Mitte des Jahrhunderts zurückreichten. Zu diesen Fremden aber gehören außer Regensburgern und Ulmern auch Kölner und Aachener, dann solche von weiter her wie Maastrichter und schließlich noch fernere; es ist sehr wohl möglich, daß diese letzten aus Flandern kamen, wie Bächtold vermutet. Auf jeden Fall kann die Kölner, Aachener und Maastrichter nur ein Grund nach Österreich geführt haben, das Bestreben, ihre Tuche abzusetzen. Wir hören denn auch schon 1192 von den Regensburgern, daß sie mit Gewand von Köln her nach Österreich kamen. Wir ersehen um 1200 aus der Mautordnung von Stein, daß auch dort neben Regensburgern und Schwaben die Bürger von Aachen mit Gewand verkehrten. Wir stellen schließlich fest, daß 1208 in Wien die Färber den Namen Flandrer führten. Das Tuch aus Nordwesteuropa war also schon im 12. Jahrhundert eingereicht in einen großen Handelszug, der von Maas und Rhein und noch weiter im Westen her bis Wien führte und dem die Regensburger wenigstens bis Kiew folgten⁴⁹.

Werden in diesen Nachrichten keine bestimmten Tuchsorten genannt, so können uns dafür einige Anspielungen der zeitgenössischen Dichter Ersatz bieten. Der Franke Wolfram von Eschenbach nennt (am Anfang des 13. Jahrhunderts) sowohl in seinem Parzival wie in dem Willehalm den Scharlach von Gent. Der etwa gleichzeitige Kärntner Heinrich von dem Türilin kennt dasselbe Tuch, während der Schwabe Hartmann von Aue im Erec vom „brutlach von Engelland“ spricht. Danach müssen die Tücher aus Flandern und England genau so gut wie die von Niederrhein und der Maas in ganz Oberdeutschland bekannt gewesen sein und sind sicher darüber hinaus auch nach Ungarn gelangt⁵⁰.

Insgesamt lassen die spärlichen und verstreuten Nachrichten des 12. Jahrhunderts doch erkennen, daß die Tuche aus Nordwesteuropa im ganzen deutschen Wirtschaftsgebiet verbreitet waren und von dem deutschen Außenhandel auch weiter nach Osten getragen wurden. Es werden bereits vom Niederrhein die Tuche von Köln und Aachen erwähnt, von der Maas die von Maastricht, aus Flandern die von Gent und Ypern,

⁴⁹ W. Stein: Handels- und Verkehrsgeschichte der deutschen Kaiserzeit. Berlin 1922. S. 269 ff. — Bächtold 86 ff. — Stein-Rauch: Rerum Austriac. Scriptores II/106. Wien 1793/94.

⁵⁰ A. Schultz: Das höfische Leben zur Zeit der Minnesinger. 2. Aufl. Leipzig 1889. II/352 ff.



Abb.7: Herkunftsorte der bis 1320 in Oberdeutschland gehandelten Tuche

schließlich auch die Erzeugnisse Englands. An der Einfuhr und Verbreitung des Tuchs in Deutschland ist sowohl der Eigenhandel der Tuchgebiete am Niederrhein, an der Maas und in Flandern beteiligt wie der deutsche Kaufmann selbst.



Mit dem 13. Jahrhundert erreichen wir nun die Zeit, wo die Quellen vielfältiger und gesprächiger werden, wenn auch die einzelnen Gebiete immer noch durchaus verschieden bedacht sind. An der Lage des Tuchbezirks im Nordwesten hat sich grundsätzlich nichts geändert, nur treten die Messen in der Champagne als großer Vermittler der Tuche noch stärker hervor. Das deutsche Wirtschaftsgebiet erlebt in diesem Jahrhundert mit dem Vollausbau des Städtewesens und dem machtvollen Fortschreiten des großen Siedlungswerkes im Osten eine neue große Kräftigung. Das Baltikum, Preußen, Pommern, Brandenburg östlich der Elbe, die Lausitz und Schlesien werden deutsche Wirtschaftslandschaften. Skandinavien, Polen, die Sudetenländer, Ungarn werden durch deutsche Städte und Bauernsiedlungen eng mit der Wirtschaft Deutschlands verknüpft. Der deutsche Seefahrer beherrscht Nord- und Ostsee, und der deutsche Kaufmann erscheint ringsum auf den fremden Märkten.

Der Zufall der Quellenerhaltung führt uns in Oberdeutschland wiederum zunächst in den Südosten hinunter, wo für Wien offenbar aus den ersten Jahrzehnten des Jahrhunderts stammende Zollordnungen erhalten sind. Regensburger und Schwaben, Gäste aus Aachen, Maastricht und Metz werden hier von neuem erwähnt, die Aachener und Regensburger ausdrücklich mit Gewand. In der weiter hier erhaltenen ersten in Deutschland bekannten Liste von Tuchsorten erscheint am Kopf der Scharlach, dann folgen Gent, Stampfart von Arras, Ypern, Tournai (Dorn), Huy, St. Quentin, Valenciennes und Louviers, vielleicht auch noch Paris. Hier sind also die Niederlande mit Flämisch- und Welschflandern, Hennegau, dem Maasgebiet und dem Niederrhein vertreten, dann Nordfrankreich bis zur Normandie. Das 1288 aufgezeichnete, offenbar aber auch aus dem Anfange des Jahrhunderts stammende Recht der Wiener Gewandschneider kennt die nordwesteuropäischen Tuche als *panni nobiles qui ainvar nominantur*, Bezeichnungen, die man im Südosten nun öfters findet. Es führt weiter die Hosen von Brügge auf, dazu aber auch lombardische Tuche, was für die hier merkbaren Beziehungen mit dem Süden bezeichnend ist. Dieses Recht der Wiener Tuchhändler ist 1305 wörtlich auf Krems übertragen worden, was u. a. die allgemeine Verbreitung der in Wien erkennbaren Verhältnisse in ganz Österreich erkennen läßt. Tatsächlich ist auch noch für Hainburg, die Grenzstadt an der Donau gegen Ungarn, ein Zollltarif aus dem 13. Jahrhundert erhalten, der wiederum die Sorten Gent, Eyper und Dorn kennt. Ein weiterer Tarif von Korneuburg von 1311 führt Eyprisch und Dornisch auf. Schließlich läßt es eine Urkunde von 1291, nach der ein Wiener Kaufmann zu Ypern und Gent Schulden hatte, durch-

aus möglich erscheinen, daß Wiener selbst nach Flandern gezogen sind. Das Auftreten der nordfranzösischen Tuche wie der südflandrischen Sorten von Arras, Valenciennes usw. läßt im übrigen annehmen, daß nach Österreich nun wirklich Tuch von den Messen der Champagne her gekommen ist⁵¹.

Dasselbe gilt für das zweite, in den Quellen deutlich faßbare Gebiet Oberdeutschlands, für den äußersten Süden, Tirol. Hier haben wir einmal in Bozen von 1237 und 1242 unter dem Einfluß des italienischen Trient zwei Notariatsregister erhalten, die neben lombardischen Tuchsorten die *panni coloris* häufig nennen, geliefert von oberschwäbischen Kaufleuten aus Augsburg, Kaufbeuren und Kempten. Tuche aus dem Nordwesten müssen also damals in Oberschwaben wie in Tirol allgemein bekannt gewesen sein⁵². Wie allgemein verbreitet sie waren und in welchem Umfang, das zeigt uns dann die einzigartige Reihe der Rechnungsbücher der Grafen von Tirol, die von 1288 weg bis gegen die Mitte des 14. Jahrhunderts reicht. Die Genauigkeit der Buchungen erlaubt hier einen nirgends sonst möglichen Einblick in die Warengeschichte. An Tuchen finden wir neben dem einheimischen Loden und italienischen Sorten ganz überwiegend solche aus Nordwesteuropa. Scharlach und Stampfarte ohne nähere Bezeichnung werden genannt. Nordfrankreich ist mit Châlons in der Champagne, Paris und St. Quentin laufend vertreten. Die Masse kommt aus Flandern, und zwar in erster Linie aus Ypern, dann aus Gent und Poperinge, aus Tournai, Douai und Arras. Das Maasgebiet ist mit Huy und Maastricht, der Niederrhein mit Aachen vertreten. Brabant erscheint hier zum ersten Male in Oberdeutschland 1303 mit Brüssel. Wir finden diese Tuche in allen Ämtern Nord- und Südtirols. Geliefert werden sie von den Städten Innsbruck und Hall im Norden, Bozen, Meran und Sterzing im Süden des Brenners. Auch Konstanz (Ypern), Kempten (Ypern, Gent und Poperinge), Lindau (Ypern), Augsburg (Ypern), Regensburg (Ypern und Huy), München (Brüssel) und Ulm (Ypern) erscheinen als Verkäufer. Allein die landesfürstliche Verwaltung verbrauchte jedes Jahr einige hundert Stücke dieser teuren Tuche; es handelt sich also in Tirol um einen wirklich ansehnlichen Umsatz⁵³.

Ebenfalls in tatsächlich getätigte Geschäfte, wenn auch anderer Art, führt uns eine Nürnberger Quelle aus den ersten Jahren des 14. Jahrhunderts, das Handelsbuch der Holzschuher 1304/07. Es handelt sich um eine Gewandschneiderfirma, die Adel, Geistliche und Bürger in Nürnberg und dem umliegenden Franken mit hochwertigen Tuchen aus Nordwesteuropa und mittleren vom Rhein versorgte. Sie führte aus Flandern Tuche von Ypern (weitaus am meisten!), Gent, Poperinge und Brügge, dann

⁵¹ Tomaschek: Rechte und Freiheiten der Stadt Wien. Wien 1877/79. I Nr. 3, 4, 21. — Rauch: Rerum Austriac. Scr. III/361 und I/206. — Winter im Archiv f. österr. Gesch. 63/292. — Quellen zur Gesch. der Stadt Wien. I. Abt. I 258.

⁵² Voltelini-Huter: Südtiroler Notariatsimbreviaturen. Innsbruck 1899/1951.

⁵³ Raitbücher des Landesregierungsarchivs Innsbruck.

Tournai. Aus Brabant erscheint Brüssel in bescheidener Stellung, aus dem Maasgebiet Huy sehr ansehnlich und Maastricht, vom Rhein Aachen und Köln. Schließlich begegnet auch England mit einer unbedeutenden Menge. Als teuerstes Tuch kommt der Scharlach hinzu, brauner, weißer und roter! Beliefert wurden u. a. die Städte Bamberg, Kulmbach, Forchheim und Höchstädt. Bezeichnend ist die außerordentliche Mannigfaltigkeit der Sorten, die in einer einzelnen Stadt hergestellt wurden: Ypern 9, Huy gar 12⁵⁴.

Die Angaben dieser drei wirklich schönen und aufschlußreichen Quellengruppen werden ergänzt und erweitert durch eine Menge Einzelnachrichten. Vom Mittelrhein fehlt leider trotz seiner damals so hohen Bedeutung fast alles. Nur aus Trier haben wir einen frühen Zolltarif von 1248, der neben dem wertvollsten Scharlach Tuch aus Flandern, dann wahrscheinlich von Rouen, Beauvais und Louviers, schließlich von Huy und Aachen kennt; hier tritt gegebenenerweise Frankreich stark hervor⁵⁵. Aus dem Elsaß kenne ich nur eine Verwendung des Scharlach für Kleider einer Straßburger Bürgerin 1297⁵⁶. In der Schweiz nennt ein Tarif von Luzern um 1300 Ypern und Schalun⁵⁷. In Bayern kennt eine Ordnung von 1244 St. Quentin, und der Zolltarif von Vilshofen, an der Donau oberhalb Passau, führt um 1270 das Tuch von Dorn auf⁵⁸. In Regensburg ist 1299 vom Transport von Gewand aus Flandern über Speyer und Nürnberg und 1300/07 von Tuch aus Gent, Ypern und Tournai die Rede, in München um 1310 dagegen von „gewand von enhalb Reins“, in Salzburg 1300 ff. oft von Ypern. In Regensburg hören wir außerdem 1306 von einer Schuld an einen Bürger von Tournai⁵⁹. In allen Teilen Oberdeutschlands haben wir also dasselbe Bild, das schließlich noch einmal durch die Dichter jener Zeit bestätigt wird. Da spricht der in Schwaben in der zweiten Hälfte des Jahrhunderts entstandene Gauriel von Muntavel von Gent und Ypern. Im Lohengrin (Bayern 1283/90) ist die Rede von Gent und vom „Scharlach von Engellant“. Ulrich von dem Türlein in Augsburg um 1250 kennt den „kaemmlin von Pruvis“ (Provins). Am deutlichsten gibt aber wieder Österreich Auskunft: Jans Enikel, Wiener Bürger um 1280, nennt Ypern, Gent, Tuche vom Rhein und Hosen von Brügge, die in einer späteren Handschrift aus dem 14. Jahrhundert dann zu Hosen von Prüchsel werden! Der Arzt Heinrich von Neustadt in Wien um

⁵⁴ Chroust-Proesler: Das Handlungsbuch der Holzschuher in Nürnberg. Erlangen 1934.

⁵⁵ Mittelrhein. UB III 932.

⁵⁶ Straßburger UB III 372.

⁵⁷ Weber in Geschichtsfreund 65/48.

⁵⁸ Bastian: Runtingerbuch. Regensburg 1944. I/403. — Mon. Boica 36 I/493.

⁵⁹ Regensburger UB I 187, 192, 229 und 237. — Bastian: Runtingerbuch I/404. — P. Dirr: Denkmäler des Münchener Stadtrechts. München 1904. S. 234. — Salzburger UB IV 288 und 292. — Reg. Salzburg II 507 und 528, III 126.

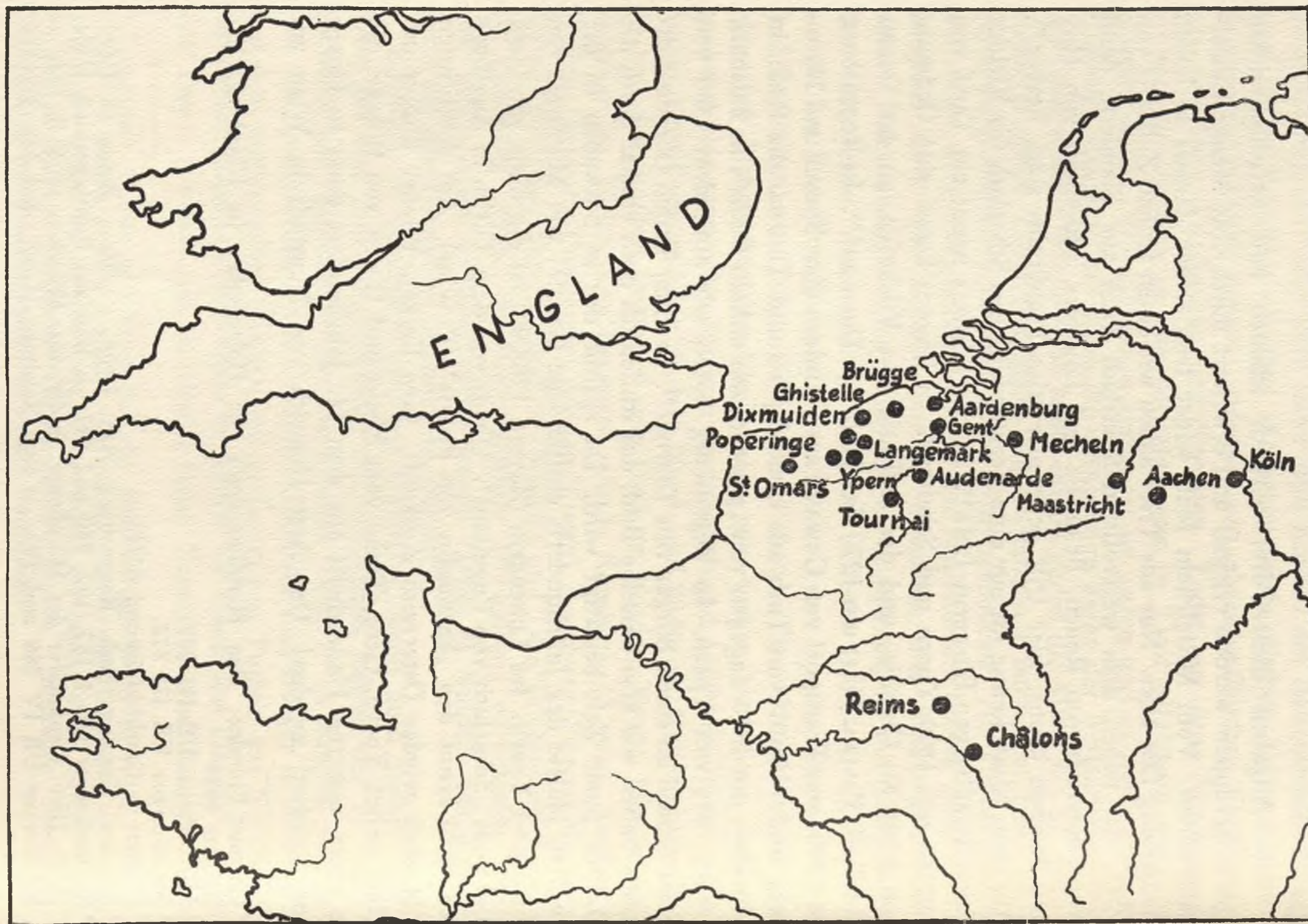


Abb.8: Herkunftsorte der
im Hansegebiet bis 1320
gehandelten Tuche

1300/1320 kennt den Schalun, der Ritter Seifried Helbling aus Niederösterreich um 1290 Gent und den Stampfhart⁶⁰.

Die Tuche aus dem Nordwesten wurden aber im 13. Jahrhundert im Südosten selbst ins Kolonialgebiet ausgeführt. In Prag finden wir zu Ende des Jahrhunderts Gent, Ypern und Poperinge vertreten; sie kamen hierher von Nürnberg und Regensburg⁶¹. Der Donau entlang fanden die in Österreich gehandelten Sorten auch ihren Weg nach Ungarn, wo seit 1279 Tuche von Dorn, seit 1286 von Gent und Poperinge, seit 1300 von Ypern, Douai und Lille nachweisbar sind. In Ofen, in Gran, selbst in Weissenburg in Siebenbürgen finden wir sie. Freilich ist hier auch schon mit einer Zufuhr von der Adria her durch Italiener zu rechnen, und so treffen wir 1290 auch das Tuch von Verona in Ungarn an⁶².

Derart haben wir durch ganz Oberdeutschland einen durchaus einheitlichen Eindruck: Im 13. Jahrhundert beherrschen die Tuche von Flandern den Markt, vor allem mit ihren teureren Sorten. Von der Maas und dem Rhein stammten etwas billigere, überall gängige Erzeugnisse. Dazu kamen in erheblicher Auswahl nordfranzösische Tuche, teure und billigere aus der Champagne, der Isle-de-France, der Normandie und den Gebieten gegen Flandern hin. Hinzu gesellten sich schließlich englische Tuche, freilich seltener, aber doch allgemein bekannt und verbreitet.

Es läßt sich kaum bezweifeln, daß diese Zusammensetzung der Versorgung Oberdeutschlands mit nordwesteuropäischen Tuchen mit ihrem deutlichen Hervortreten nordfranzösischer Sorten in Zusammenhang zu bringen ist mit dem, nun allgemein gewordenen Besuch der Messen in der Champagne durch die Oberdeutschen. In diesem Fernhandel nach dem Westen treten dieselben Städte hervor, die auch im Handel mit den französischen Tuchen eine Rolle spielen, etwa Konstanz, Augsburg, Regensburg, Nürnberg. Deutlich haben wir dann den Eigenhandel der niederrheinischen und maasländischen Tuchstädte quer durch Oberdeutschland bis nach Wien hinunter vor uns. Ob die Flandrer dabei mitmachten, ist nicht zu sagen. Dagegen wissen wir, daß Oberdeutsche ihrerseits an den Niederrhein und an die Maas, vielleicht auch weiter gezogen sind, ebenso unmittelbar vom Mittelrhein weg nach Flandern. Dort sind z. B. am Ende des 13. Jahrhunderts die Nürnberger und Regensburger deutlich greifbar.

Wie steht es nun aber mit den gleichzeitigen Beziehungen Niederdeutschlands zu Nordwesteuropa? Hier ist der Aktivhandel der Flandrer durch den ganzen Zeitraum hindurch recht rege gewesen; er hat die Elbe

⁶⁰ Schultz s. Anm. 50.

⁶¹ F. Graus: Der tschechische Tuchhandel im 14. und zu Anfang des 15. Jahrhunderts. Prag 1950. (Tschechisch!)

⁶² Ungar. Urkundenwörterbuch (Magyar Oklevel-Szobar). Budapest 1902/06. — Mon. eccl. Strigon. II 188. — Bastian: Runtingerbuch I/402. — UB zur Gesch. der Deutschen in Siebenbürgen. I (1892) 247.

überschritten und zum Teil das Kolonialgebiet bis Gotland und Nowgorod erfaßt. Gent vor allem, aber auch Ypern, Aardenburg, Brügge, Damme, Audenarde, St. Omars und selbst Mecheln in Brabant haben daran teilgenommen, und als Ware dieser Kaufleute wird Tuch immer wieder erwähnt⁶³. Mindestens ebenso bedeutend aber wurde im Laufe des 13. Jahrhunderts der Handel der Niederdeutschen nach Flandern. Rheinländer aus Köln und Aachen gingen mit den Westfalen von Dortmund, Soest, Münster auf dem Landweg voran. Bald folgten die Nieder- und Ostsachsen mit Lübeck und Hamburg, Lüneburg und Braunschweig an der Spitze, meist über See. Gotland und die neuen Kolonialstädte an der südlichen Ostseeküste von Mecklenburg und Pommern über Preußen bis hinauf nach Riga erschienen ebenfalls noch im 13. Jahrhundert. Das erst um 1230 angelegte Stralsund z. B. taucht schon 1278 in Flandern auf; so rasch und stark war hier die Entwicklung. Auch Städte weit im Innern beteiligten sich, so Erfurt und Magdeburg, Stendal und Salzwedel in der Altmark, im 14. Jahrhundert dann auch Breslau und Krakau, Sandomir und Wladimir⁶⁴. Diese beiden bedeutenden Handelsströme mußten natürlich dem Tuche, vor allem dem Flanderns, breitesten Eingang in Niederdeutschland und seinem Kolonialgebiet verschaffen.

Die Belege dafür liegen auch in ansehnlicher Zahl vor. Da haben wir zuerst aus dem Wesergebiet im Jahre 1236 eine Zollermäßigung für Kaufleute aus der Mark, nach den Zeugen in erster Linie solche aus Stendal und Salzwedel in der Altmark, für die Durchfuhr ihres Getreides usw. in Hamburg und Zollfreiheit für die heimgeführten Tuche; dieser zweifellos nach Flandern gerichtete Handel muß damals schon lange bestanden haben. Er wird 1262 näher umschrieben in einer Urkunde, die jetzt neben der Bestätigung der Zollherabsetzung für die Kaufleute aus der Mark ausdrücklich Fahrten nach Flandern und England zum Tuchkauf vorsieht. Es erhalten hier nun aber auch entsprechende Geschäfte der Kaufleute aus der Mark Meißen, aus dem Erzbistum Magdeburg, aus den Ländern der Herzöge von Braunschweig und Sachsen, also auch aus Niedersachsen, eine ähnliche Vorzugsbehandlung. Dasselbe war übrigens schon 1254 für die Kaufleute von Braunschweig und Magdeburg und die umliegenden Städte besonders geregelt worden; auch hier wurde das Tuch ausdrücklich genannt. In der Urkunde von 1262 wird schließlich eine um 1239 vertraglich mit der Gesamtheit der Kaufleute aus dem westlichen Meer getroffene Zollherabsetzung bestätigt, wie sie übrigens 1238 schon den Aardenburgern allein bewilligt worden war. Hier handelte es sich also um Flandrer, und zwar um die Getreideversorgung dieser dichtbevölkerten Industrielandschaft, natürlich immer im Austausch gegen Tuch⁶⁵. Aus Flandern und England kam es; was es aber im einzelnen für Sorten waren, das

⁶³ H. Reincke: Deutschlandfahrt der Flandrer in der hansischen Frühzeit. Hans. Geschbl. 1943.

⁶⁴ R. Häpke: Brügges Entwicklung zum mittelalterl. Weltmarkt. Berlin 1908.

kann uns eine Schadenliste von 1287 für eine an der englischen Küste gescheiterte Schiffsladung zeigen, an der offenbar auch ein Stendaler beteiligt war: Gent, Ypern, Poperinge und Dixmuiden, Brügge und Ghisteltes, dann Tournai sind vertreten. Dazu kommen Hosen und schließlich *chalones*; ob diese letzteren aber aus Châlons stammen oder Nachahmungen etwa aus England (Winchester) sind, ist nicht zu sagen⁶⁶. Schon 1315 gab es ja selbst in Erfurt „Schaluner“. Dort werden übrigens gleichzeitig die Tuche von Gent und Ypern sowie Aachen in einem Tarif erwähnt, während schon 1295 von einem *pannus coloratus* die Rede war⁶⁷. An der oberen Elbe selbst werden im selben Jahr 1295 in Pirna Tuche von Gent und *alii panni colorati* namhaft gemacht, in Freiberg wohl etwas später im Kaufhaus *Gintnisch gewant unde Ypirsch und Broslisch*⁶⁸. Hier stießen zweifellos bereits zwei verschiedene Straßen des Tuchhandels zusammen, diejenige Elbe aufwärts und die zu Land durch Thüringen.

Verhältnismäßig frühe Angaben haben wir ebenfalls aus dem Gebiet der Weichsel. 1231 begann in Preußen die deutsche Kolonisation im Kulmerland und wurde Thorn gegründet. Bereits 1238 aber werden die Zölle für die dortigen Kaufleute in Gnesen und Posen festgelegt, wobei das Tuch besonders genannt wird, darunter ausdrücklich der Scharlach. 1243 wurden diese vorläufigen Bestimmungen ausgebaut für die Straße über Jung-Leslau (Inowrazlaw), Gnesen, Posen, Bentschen bis Guben, d. h. bis über die Oder hinweg in die Lausitz hinein. Im Hinterland Preußens wird in der Folge schon 1288 in Wladimir in Wolhynien der Scharlach erwähnt⁶⁹.

Nach einem weiteren großen Sprung finden wir im Baltenland wieder eine Gruppe von aufschlußreichen Nachrichten. Zu Ende des Jahrhunderts werden im Schuldbuch von Riga 1287 ff. Tuche von Poperinge, Langemarck bei Ypern und Ypern selbst erwähnt, dazu solche von Aachen. Von hier aus können wir diese Ware auch auf dem Wege der Kaufleute von Riga weit ins Innere entlang der Düna bis Witebsk und Smolensk verfolgen: Um 1300 wird in Smolensk ein Scharlachkleid erwähnt. Auf dem Landwege nach Nowgorod ging 1292 deutschen Kaufleuten zwischen Pleskau und Nowgorod grünes Schöngewand (*bonum pannum viridis*) und Leinwand von Reims verloren, zwischen Narwa und Nowgorod ungefähr gleichzeitig aber 19 Kappellaken, die nach einer wenig späteren Angabe wohl aus Aachen oder Köln stammten⁷⁰.

⁶⁵ HUB I 466, 571, 573, II 734.

⁶⁶ HUB I 1036.

⁶⁷ UB der Erfurter Stifte und Klöster I (1926) 1014. — L. Gerbig in Mitteil. des Vereins f. Gesch. Erfurts 21/128. — UB Erfurt I (1889) 441.

⁶⁸ UB Dresden und Pirna (Cod. dipl. Saxoniae regiae II/5). S. 338. — UB Freiberg III 145.

⁶⁹ HUB I 291 und 328. — Goetz: Deutsch-russische Handelsgesch. S. 280.

⁷⁰ H. Hildebrand: Das Rigische Schuldbuch (1286—1352). St. Petersburg 1872. — HUB III/424 und 362; I 1300.

Aus dem weiteren Hinterland des hansischen Ostseehandels haben wir aus Schlesien besonders aufschlußreiche Nachrichten. Schon 1245, wenige Jahre nach dem Mongolensturm von 1241, werden in Neiße die Tuchkammern erwähnt, 1263 ebenso in Glogau, 1268 in Breslau und Reichenbach an der Eule; in ihnen wurden in Schlesien die wertvollen fremden Tuche verkauft. 1257 schenkte der Bischof von Breslau ein Scharlachtuch an den Herzog von Liegnitz. 1287 begegnet in Breslau Tuch von Gent, 1301 Scharlach als städtisches Geschenk, 1308/14 Tuche von Ypern in den Händen der Stadt in Hunderten von Stücken. 1305 wird in den Tuchkammern der Stadt Tuch von Gent und Ypern sowie Scharlach erwähnt, ebenso 1302 in Neiße Genter Tuch⁷¹. In Liegnitz wird 1301 der Ausschnitt von Tuch von Gent, Dornik und Poperinge geregelt, und 1310 führt dort ein Krämer Saye von Ghistelles⁷². Nimmt man noch dazu die Tatsache, daß 1310 Bürger von Krakau schon übers Meer nach Brügge zogen⁷³, so erkennt man, wie stark die Stellung der Industrie des Nordwestens auch in diesen Binnengebieten weit im Osten im 13. Jahrhundert geworden ist. Dabei ist hier neben dem Seeweg über Preußen natürlich der Landweg vom Rheine her immer in Betracht gekommen.

Auch in Skandinavien ist jetzt das durch die deutschen Kaufleute vermittelte Tuch aus dem Westen zu finden. Das Stadtrecht von Wisby aus dem 13. Jahrhundert kennt Gent, Ypern, Brügge und Tournai, dann Dixmuiden und Poperinge, dazu entweder Utrecht oder Maastricht⁷⁴. In Dänemark zählt eine königliche Verordnung 1304 Gent, Ypern, Brügge und Tournai auf, dann Aardenburg und Poperinge, Antwerpen und vielleicht Nivelles (oder Mecheln), schließlich Tuche von Brabant und England allgemein⁷⁵. In Schweden begegnet 1287 und öfters das Genter Tuch, in Westerås 1317 Tuch von Nivelles oder Mecheln, in Linköping 1319 von Langemark, in Stockholm 1315 von Maastricht und Dornik⁷⁶. In Norwegen schließlich ist 1317 für Bergen, Tönsberg und Oslo wiederum von Genter Tuch die Rede⁷⁷.

Was hier an Hand einiger hervorstechender Quellengruppen dargelegt wurde, wird im ganzen niederdeutschen Bereich allenthalben bestätigt, sobald entsprechende Quellen vorliegen. In Holland wird 1243 am Zoll zu Geervliet der Satz für das aus Flandern durchgeführte Tuch der Lübecker und Bremer festgelegt. An einer Zollstelle bei Herzogenbusch begegnen 1272 Kaufleute von Venlo, 1274 solche von Dordrecht mit *panni*

⁷¹ Quellen zur Schlesischen Handelsgeschichte I. Breslau 1940. Nr. 127, 221, 252, 191, 373. — Codex dipl. Silesiae III/5, 20 ff.; VIII 4, XVI 2724.

⁷² UB Liegnitz. Liegnitz 1866. Nr. 21 und 30.

⁷³ St. Kutrzeba: Handel Krakowa. Rozprawy Akademii Umiejetnosci. Hist.-Phil. Kl. Serie II, Bd. 19 (1903). S. 23.

⁷⁴ Schröder in Nova Acta Soc. Scienc. Upsaliensis. Serie II, Bd. 8 (1821), S. 354.

⁷⁵ Diplomatarium Danicum. II. Serie, Bd. 5 (1943) Nr. 310.

⁷⁶ Svenskt Diplomatarium II 5, 39, 703; III 138, 197, 325. — Koppe: Lübeck-Stockholmer Handelsgeschichte im 14. Jahrhundert. Neumünster 1933. S. 97.

⁷⁷ HUB II 311, 312.

lanei colorati. In Harlem wird 1274 Tuch aus Brabant und Flandern — *pulchrum pannum* und billigere Sorten — genannt. Und auch die Kaufleute von Deventer und Kampen führten 1312 Tuch aus Flandern über holländische Zölle. In Utrecht unterscheidet man 1316 Scharlach, doppelt gefärbte Laken, gestreifte Laken und die Sayen von Ghistelles. Diese letzteren begegnen übrigens bereits 1285 in Dordrecht⁷⁸. In Niedersachsen sieht es nicht anders aus. 1263 spricht man in Bremen von der Zufuhr von *pulchri panni colorati* vom Meere her. In Goslar werden 1281 als Krämerwaren dünne Tuche aus Irland und England sowie Leinwand aus Reims aufgeführt. In Hannover spricht man 1303 vom gefärbten Tuch (*coloratum*), dann von Poperinge und Tournai⁷⁹. Das Hamburger Stadtbuch enthält seit 1288 eine ganze Menge von Geschäften mit Flandern verzeichnet, besonders mit Bürgern von Gent, die sich auf Tuchlieferungen ohne nähere Sortenangaben beziehen. Viele betreffen Hamburg selbst, andere kleine Nachbarstädte, andere aber auch entfernte Plätze, so 1295 Berlin und 1297 Havelberg. In Kiel ist 1270 ein Schneider Schuldner eines Ginters, sicher für Tuch, und 1290 handelt dort ein Kaufmann mit Ipers und Popers. Für Braunschweig und Lüneburg sind ähnliche Geschäfte aus derselben Zeit überliefert⁸⁰.

In den Ostseehäfen schließlich ist es nicht anders bestellt. In Wismar wird 1272 Tuch von Tournai erwähnt, und 1287 hat dort ein Genter ein Guthaben für *pulchrum pannum*. Rostock zahlt 1312 an den König von Dänemark und den Markgrafen von Brandenburg eine Schuld von 14 000 Mark in Tuch von Poperinge, Tournai und Douai. In Stralsund treten 1279 zahlreiche Flandrer aus Gent, Ypern usw. als Gläubiger auf, und 1304 ist einmal von Tuch von Tournai die Rede. In Greifswald begegnet 1279 das *pulchrum pannum*, ebenso 1302 in Anklam⁸¹.

Nach alledem steht fest, daß ganz Niederdeutschland und der ganze weite Bereich des niederdeutschen Kaufmanns im 13. Jahrhundert ein einziges großes Absatzgebiet für die Tuchindustrie Nordwesteuropas war. Auch wenn man sich vor Übertreibungen hüten will, so wird man feststellen dürfen, daß der Tuchhandel aus dem Nordwesten hier einen sehr erheblichen Umfang erreicht hat. Es waren vor allem die flandrischen Tuchorte, die nach Niederdeutschland ausführten, und zwar in erster Linie die von Flämisch-Flandern, dazu Tournai. Gent und Ypern stehen weit aus an der Spitze, während Arras, Douai, Cambrai wenig erscheinen, Lille

⁷⁸ HUB I 331, 710, 732, 745; II 222, 296. — Werken Histor. Genotschap Utrecht III/2/42, 43, 45, 61.

⁷⁹ HUB I 592. — UB Goslar II 2920. — Zeitschr. Histor. Verein Niedersachsen 1876/1.

⁸⁰ Koppmann in Zeitschr. Verein f. Hamburg. Gesch. VI/482 ff. — Reincke in Hans. Geschbl. 67/68, bes. S. 152. — Niederdeutsche Mitteilungen 5/102.

⁸¹ Techen: Das älteste Wismarer Stadtbuch. 1912. S. 87 ff. — HUB II 225. — Fabricius: Das älteste Stralsunder Stadtbuch. Berlin 1872, 212. — Reincke S. 148. — HUB I 746 und II 21.

gar nie genannt wird. Merkwürdig ist auch, daß französische Seestädte wie Montreuil, Abbéville, Rouen nicht vertreten sind. Offenbar vereinigte sich der hansische Tuchhandel unter Benützung des Seeweges gänzlich in Brügge und auf den flandrischen Messen. Innerfranzösische Tuche erscheinen spärlich; eigentlich ist nur Reims vertreten, dann Châlons. Die Niederdeutschen haben eben auch die Messen der Champagne nur spärlich besucht. Englische Tuche waren durchweg bekannt, haben aber doch keine erste Rolle gespielt. Von der Maas begegnet Maastricht, und stark verbreitet waren die Erzeugnisse der beiden niederrheinischen Tuchstädte Aachen und Köln. Diese kamen natürlich auf dem Landweg zur Ostsee und ins östliche Kolonialgebiet.

Überblickt man die Verhältnisse im gesamten deutschen Wirtschaftsgebiet, so treten zwischen den beiden Wirtschaftskreisen im Norden und im Süden augenfällige Unterschiede hervor. Beide Kreise haben den niederrheinischen Tuchstädten als Absatzgebiet gedient. Aus dem Maasgebiet findet man Maastricht überall vertreten. Huy nur im Süden. Mit Flandern bestanden beidseitig lebhaft Beziehungen, aus Niederdeutschland jedoch ausgesprochen mit dem flämischen Norden. Kleinere Plätze wie Aardenburg, Dixmuiden, Langemarck begegnen nur hier. Gent und Ypern, Brügge und Tournai erreichten die weiteste Verbreitung und waren überhaupt für Deutschland die wichtigsten Tuchplätze. Auch England hat in beide Wirtschaftskreise ausgeführt, ohne allerdings, vor allem im Süden, eine große Bedeutung zu erlangen. Die nordfranzösischen Landschaften kamen mit ihrem Tuch, zweifellos über die Messen der Champagne, stark nach Oberdeutschland, während sie für die Niederdeutschen kaum eine Rolle spielten. In diesen Verschiedenheiten kommen die auseinandergehenden Möglichkeiten von Land- und Seeverkehr zum Ausdruck. Trotzdem wird man feststellen dürfen, daß Deutschland in der ersten Hochblüte der nordwesteuropäischen Industrie für alle Teile des Tuchbezirks ein ansehnliches Absatzfeld war, für Flandern sicher sogar ein sehr wichtiges. Manche Tuchplätze hätten ohne die Ausfuhr nach Deutschland kaum bestehen können.



Mit dem 14. Jahrhundert wachsen die uns zur Verfügung stehenden Quellen rasch an Zahl und Bedeutung. Ist bis dahin noch mancher Zweifel möglich, sind große Lücken vorhanden, so wird von jetzt an das Netz unserer Kenntnisse so engmaschig, daß wirklich bedeutende Dinge einem kaum mehr entgehen dürften. Es wird aber auch unmöglich, die bekannten Tatsachen in der Ausführlichkeit vorzulegen, wie das für das 13. oder gar das 12. Jahrhundert möglich und notwendig war. Ich kann freilich erklären, daß ich auch für die beiden letzten Jahrhunderte des Mittelalters den einschlägigen Stoff möglichst vollzählig und diesmal nun auch unter

Heranziehung erheblicher ungedruckter Bestände zu sammeln gesucht habe: die Ergebnisse kann ich jedoch nur in aller Kürze vorlegen.

Im Tuchbezirk vollziehen sich jetzt bedeutsame Wandlungen. In den alten Tuchlandschaften zeigen manche, bisher führende Orte ein Erlahmen ihrer Kraft; dafür aber tauchen neue, teilweise recht kräftige Plätze in Menge auf. Am ausgesprochensten ist die Entwicklung wohl in England, wo sie zu einer starken Verbreiterung der Industrie und zur wirklichen Vergrößerung ihrer Leistungsfähigkeit geführt hat. In Flandern und in Frankreich stellt man ähnliche Erscheinungen fest. Außerdem aber tritt hier mit Brabant eine neue, bisher kaum spürbare Tuchlandschaft hervor, die sich rasch in die gleiche führende Stellung wie Flandern empor kämpfte. Außerdem ist eine sehr bedeutende Tatsache in dem Vertriebsapparat für die Tuche zu verzeichnen: Die Messen der Champagne verlieren schlagartig um 1300 ihre Bedeutung, und die Erbschaft wird zum Teil durch Brügge angetreten, das nun richtige „Weltgeltung“ als ständiger Markt gewinnt.

Im deutschen Wirtschaftsbereich hat sich grundsätzlich nichts geändert. Eine Weitung des Wirtschaftsgebietes findet nicht mehr statt; die Kolonisation kommt zum Stillstand. Die starke Stellung im internationalen Handel wird fühlbar ausgebaut, und langsam steigt eine eigene Industrie empor. Das ist auch bei der Tucherzeugung der Fall, die sich aber auf die Herstellung billiger oder höchstens mittlerer Sorten beschränkt. Im Verhältnis zum Tuchbezirk ist dann noch bedeutsam, daß Deutschland im Messesystem von Frankfurt-Friedberg sich einen eigenen großen Austauschplatz gerade auch für Tuche schafft.

Vor allem für Oberdeutschland wurde durch den Aufstieg der Frankfurter Messen im 14. Jahrhundert manches im Tuchhandel verändert. Aus ganz Oberdeutschland strömten die Kaufleute und vor allem die Gewandleute hier zusammen und konnten sich mit Tuch versorgen. Durch Zwischenhändler, große Firmen aus Oberdeutschland und vom Niederrhein, und noch mehr durch die Kaufleute der Tuchstädte im Nordwesten selber wurde ihnen eine sehr große Auswahl vorgelegt. Engste Beziehungen zu den Frankfurter Messen unterhielten Köln, Aachen und Düren am Niederrhein, dann Maastricht, Huy und Roermonde von der Maas, später auch St. Trauten und Hasselt aus Limburg. Brabant schickte vor allem aus den großen Städten Brüssel, Mecheln und Löwen ganze Karawanen von Tuchhändlern, aber auch alle kleineren Tuchorte wie Tienen, Diest, Aerschot, Herenthals, Sichein, Vilvoorde, Lier, Herzogenbusch, Antwerpen waren vertreten. Auf Schritt und Tritt begegnet man auf den Messen den Brabantern und ihrem Tuch. Flandrer von Gent, Brügge und Ypern, von Tournai und selbst Dendermonde erschienen ebenfalls in Frankfurt, wenn auch in erheblich geringerer Zahl. Von Frankfurt aus wurde demnach ganz Oberdeutschland jetzt in erster Linie mit Brabanter Tuch versorgt.

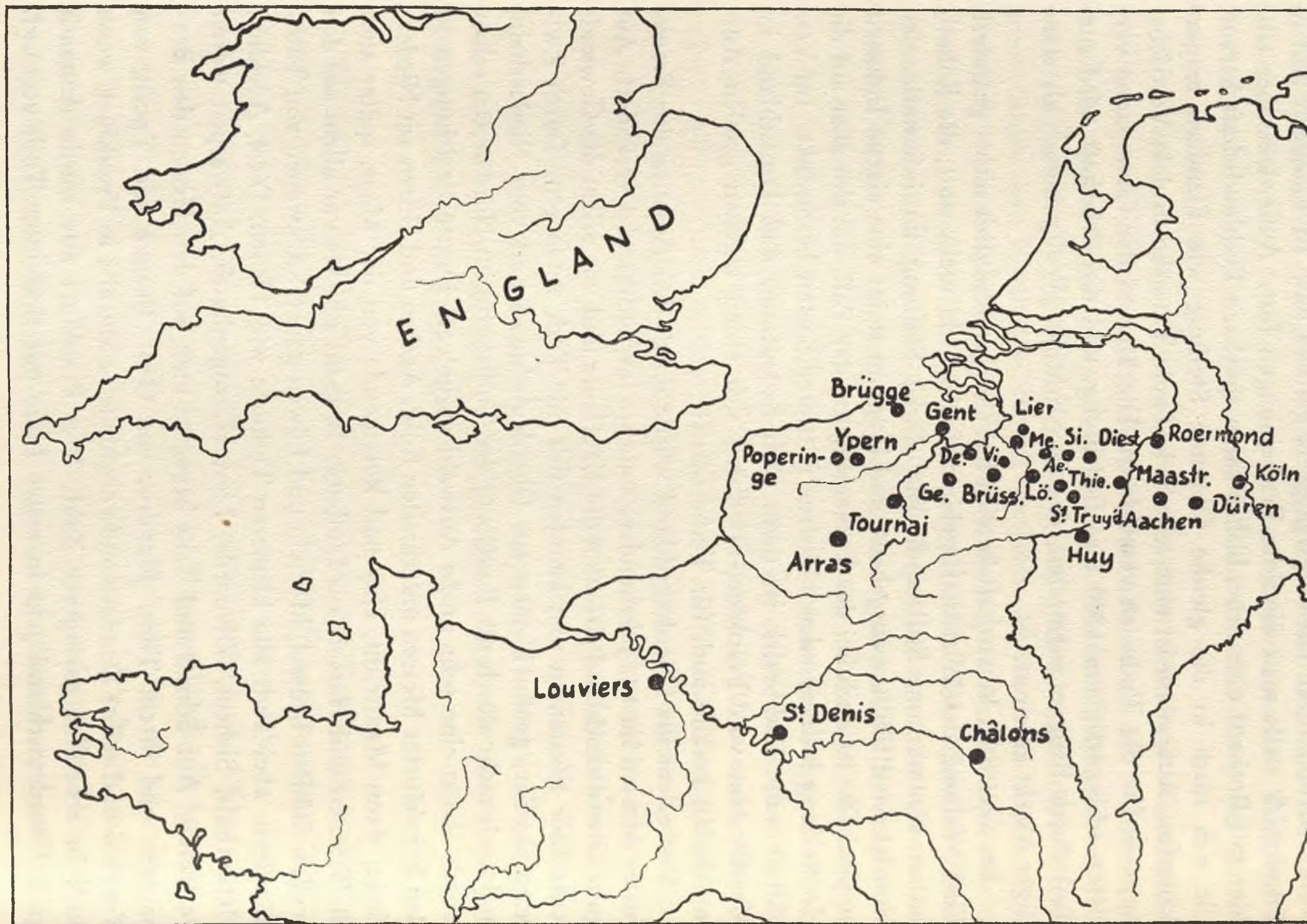


Abb.9: Herkunftsorte der im 14. Jahrhundert in Oberdeutschland gehandelten Tuche

Aber auch für Mitteldeutschland, etwa für Thüringen, Sachsen und Schlesien war die Messe als Tuchvermittler von Bedeutung⁸².

Deswegen aber hörte der Eigenhandel der Kaufleute vom Niederrhein und der Maas, so Köln und Aachen, Maastricht und Huy, quer durch ganz Oberdeutschland bis Österreich und Ungarn nicht auf. Und ebensowenig der Handel der oberdeutschen Kaufleute über Köln oder unmittelbar vom Mittelrhein her durch Luxemburg nach Brabant und Flandern. Regensburg, Augsburg, in großem Umfange Nürnberg, weiter Konstanz, Ravensburg, Basel usw. waren beteiligt. Nürnberger und Konstanzer wenigstens kamen sogar bis England. Mit diesem letzten Tuchgebiet stand Frankfurt und überhaupt Oberdeutschland im übrigen hauptsächlich durch Köln in Verbindung; auf den Messen erscheint das englische Tuch bereits 1341, z. B. mit Ausfuhr nach Marburg, dann 1344 usw.⁸³.

So strömten die Tuche aus Nordwesteuropa in Massen nach Oberdeutschland hinein. Sie blieben hier „das gute Tuch“ gegenüber den landschaftlichen Erzeugnissen. Und das, trotzdem die Tuchindustrie am Mittelrhein jetzt zur großen, ganz Oberdeutschland versorgenden Ausfuhrindustrie emporwuchs. Aber innerhalb der Einfuhr aus Nordwesteuropa vollzog sich eine große Umschichtung: Nordfrankreich verschwindet gänzlich. Von den niederländischen Tuchlandschaften schiebt sich Brabant fast aus dem Nichts heraus an die erste Stelle. Flandern, und zwar in der Hauptsache der nördliche, flämische Landesteil behält eine ansehnliche Stellung, und das Maasgebiet sowie der Niederrhein behaupten ihren Anteil. England begegnet nicht häufiger als im 13. Jahrhundert.

Einige Beispiele mögen das zeigen: In Tirol treten in den landesfürstlichen Rechnungsbüchern allmählich Brüssel, Mecheln und Löwen in den Vordergrund, aber Gent, Ypern und Tournai kommen noch vor, dazu vereinzelt Châlons und St. Denis (1341!). In den Rechnungen von St. Peter zu Salzburg begegnet Mecheln zuerst 1334, Tournai öfters. In Österreich zeigt ein Wiener Tarif um 1320 neben Gent, Dornik und Ypern, neben Huy, Aachen und Köln zuerst Brüssel. Um die Mitte des Jahrhunderts kennt ein Tarif für den Handel über Oedenburg nach Ungarn neben Tournai und Ypern, Köln und Aachen nun das Tuch von Löwen. In Klosterneuburg erscheint in den Stiftsrechnungen gleichzeitig neben Dorn und Brügge, Köln und Maastricht ebenfalls Löwen. Für den Handel der Nürnberger nach Österreich 1364 werden genannt Dorn und Eyper, Maastricht, Köln und Aachen, daneben aber nicht weniger als fünf Branter Städte: Brüssel, Mecheln, Löwen, Tienen und Diest⁸⁴. Ungarn kennt im 14. Jahrhundert weiter Dorn und Ypern, Gent und Poperinge,

⁸² A. Dietz: Frankfurter Handelsgeschichte. I. Frankfurt 1910. — Dazu kommen meine Auszüge aus den untergegangenen Schöffengerichtsbüchern und weiteren Beständen des Frankfurter Stadtarchivs.

⁸³ St. A. Frankfurt, Schöffengerichtsbücher 1341/72r, 75r; 1344/122.

aber daneben mehr und mehr Brüssel, Mecheln, Löwen⁸⁵. In Böhmen und Mähren tritt Brabant mit Brüssel, Mecheln, Löwen, Tienen und Vilvoorde ebenfalls an erste Stelle, während Flandern mit Gent und Tournai weiter vorkommt. Die Maasgegend ist durch Huy und später St. Trauten, der Niederrhein stark durch Köln und Aachen vertreten⁸⁶. In Nürnberg kennt ein 1350 datierter, tatsächlich jedoch ziemlich älterer Tarif noch den Scharlach, ferner Gent, Ypern und Dorn, auch Huy und Köln, dazu aber auch Mecheln und Löwen. Ein Tuchscherertarif um 1400 dagegen bringt keine Sorte aus Flandern mehr, dafür fünf aus Brabant (Brüssel, Mecheln, Löwen, Tienen und Vilvoorde) samt dem angrenzenden Geerardsbergen, dazu Aachen und Köln, schließlich England. Hier hat man die ganze Entwicklung eines Jahrhunderts vor sich⁸⁷. In dem nahen Sulzbach kennt der Tarif von 1367 vier flandrische Sorten (Gent, Ypern, Brügge und Tournai), fünf Brabanter (Brüssel, Löwen, Mecheln, Tienen und Diest), ferner Maastricht, Aachen und Köln⁸⁸. In Bayern begegnen in Regensburg in Einzelurkunden, einem Handelsungeldregister sowie dem Handelsbuch der Runtinger in seinem früheren Teil zunächst Gent, Ypern und Dorn weiter, seit 1331 Brüssel, auch Löwen, Tienen und Vilvoorde, selbst Arras und Dendermonde (1371). Huy und Maastricht, dann Aachen schließen hier die Reihe⁸⁹. Ein sicher lange vor dem Überlieferungsjahr 1372 entstandener Münchner Unterkäufertarif zählt Eyper, Dorn und Hoy als teure Sorten auf. Etwas spätere Tarife aus Augsburg 1373 und München 1385 kennen nur mehr Brabanter Sorten (Brüssel, Löwen, Mecheln), solche aus dem Maasgebiet (Maastricht und St. Trauten), dazu in Augsburg auch noch Dorn⁹⁰. In der Schweiz finden sich 1363/70 für Schaffhausen Tarife, die merkwürdigerweise noch Châlons und Louviers in der Normandie nennen, dazu nur die Brabanter Städte Brüssel, Mecheln, Löwen und Vilvoorde, schließlich Aachen. Übereinstimmend verzeichnen Zürcher Tarife von 1372, 1379 und 1394 nur Brabantsches und Rinsches Gewand oder dann Brüssel, Löwen und Mecheln. Besonders aufschlußreich ist das nur wenig jüngere Verzeichnis der Tuchlängen von Basel (um 1375/80). Es kennt aus Flandern Gent und Dendermonde, aus Brabant acht Sorten von Brüssel, Mecheln, Löwen, dann Vilvoorde, Diest,

⁸⁴ Tirol = Anm. 52. — Salzburg nach Mitteilung von Landesarchivdirektor Dr. Klein. — Wien = Tomashek: Rechte und Freiheiten Wien I 28 und 29. — Oedenburg = Quellen zur Gesch. der Stadt Wien II/I/414. — Klosterneuburg = Fontes Rerum Austriac. 28/273 ff. — Staatsarchiv Nürnberg, Klein Rotbuch 151.

⁸⁵ = Anm. 62.

⁸⁶ = Anm. 61.

⁸⁷ Quellen zur Handelsgesch. der Stadt Nürnberg seit 1400. Erlangen 1934. S. 30.

⁸⁸ Bastian: Runtingerbuch 410.

⁸⁹ UB Regensburg I 428, 466, 589, 620, 1054 und Beilage IV. — Bastian: Runtingerbuch 404, 408, 410, dann 121 und 464.

⁹⁰ Chroniken der deutschen Städte 4/31. — Denkmäler des Münchner Stadtrechts 519. — Mon. Boica 35/II 117.

Tienen, Aerschot und Sichem. Die Maasstädte Maastricht und St. Trauten, die rheinischen Aachen, Köln und Düren machen den Schluß. Der Eindruck ist sicher durchweg eindeutig, das Übergewicht Brabants augenfällig⁹¹.

Wie steht es demgegenüber in Niederdeutschland? Da haben wir zunächst einmal das mit den Niederlanden zusammenhängende Gebiet am Niederrhein, für das ein Kölner Tarif von 1344 Auskunft gibt. Es stimmt mit der soeben besprochenen Basler Liste fast genau überein, nennt aus Flandern Gent und Dendermonde, aus Brabant neben Brüssel Mecheln und Löwen noch Tienen, Diest und Sichem, von der Maas Hasselt und Maastricht, aus der Nachbarschaft Aachen, Düren und Münstereifel. Ausdrücklich werden dazu Gäste von Gent, Löwen, Brüssel und Diest erwähnt, die ihr Tuch selber brachten. Der Lage entsprechend stimmt also die Kölner Tucheinfuhr aus dem Nordwesten völlig überein mit der in Oberdeutschland, die ja zu einem wesentlichen Teil über Köln lief. Selbst die merkwürdige Stummheit in Köln über englische Tuche stimmt zu dem Bild im Süden⁹².

Man darf annehmen, daß auch in Westfalen, wo leider die Nachrichten fehlen, der Zustand ähnlich war, ganz anders aber wird das Bild in den Seestädten und ihrem ganzen Einzugsgebiet. Wir haben dafür eine ausgezeichnete Quelle in drei Handelsbüchern aus der Mitte des 14. Jahrhunderts. Johann Tölner von Rostock handelte 1345/50 in erster Linie mit Tuchen aus Flandern: Gent, Brügge, Kortryk, Aardenburg, Ostburg und Steenvorde. Daneben werden nur noch Brabant im allgemeinen, und je einmal Mecheln und Valenciennes genannt. Stark vertreten sind die englischen Tuche⁹³. Hermann und Johann Wittenborg aus Lübeck vertrieben 1346/50 Tuche aus Brügge, Dixmuiden, Poperinge und Ghistelles Dixmuiden, Kortryk, Aardenburg, Audenarde, Eekloo, Rousselaere, Wervicques, dann aus Löwen, Valenciennes und England. Ein Teil der flandrischen Tuche ging nach Ripen, Schonen und Preußen⁹⁴. Das umfangreichste Buch stammt von dem Hamburger Visko von Geldersen 1367/92 und enthält eine Fülle von Tuchsorten, gegen 40! Völlig beherrschend steht Flandern da. Aber neben den sämtlich vertretenen alten großen Plätzen stehen nun die kleineren und teilweise jüngeren in großer Zahl: Dixmuiden, Kortryk, Aardenburg, Audenarde, Eekloo, Rousselaere, Dendermonde, Geerardsbergen, dazu an der Leye eine ganze Gruppe wie Warneton, Wervicques, Commines, Halluin, Tourcoing, Boschbeeke, Nijkerke, Messines, Menin. Südflandern taucht mit Arras und Douai nur

⁹¹ Ammann in Zeitschrift für Schweizergesch. 16 (1936)/149. — Schnyder: Quellen z. Zürcher Wirtschaftsgesch. Zürich 1927. Nr. 291, 331 und 445. — Ammann in Zeitschr. f. Schweizergesch. 17 (1937)/42.

⁹² Lösch: Kölner Zunfturn. Bonn 1907. Nr. 25.

⁹³ Koppmann: Joh. Tölners Handlungsbuch von 1345—1350. Rostock 1885.

⁹⁴ Mollwo: Das Handlungsbuch von Hermann und Johann Wittenborg. Leipzig 1901.

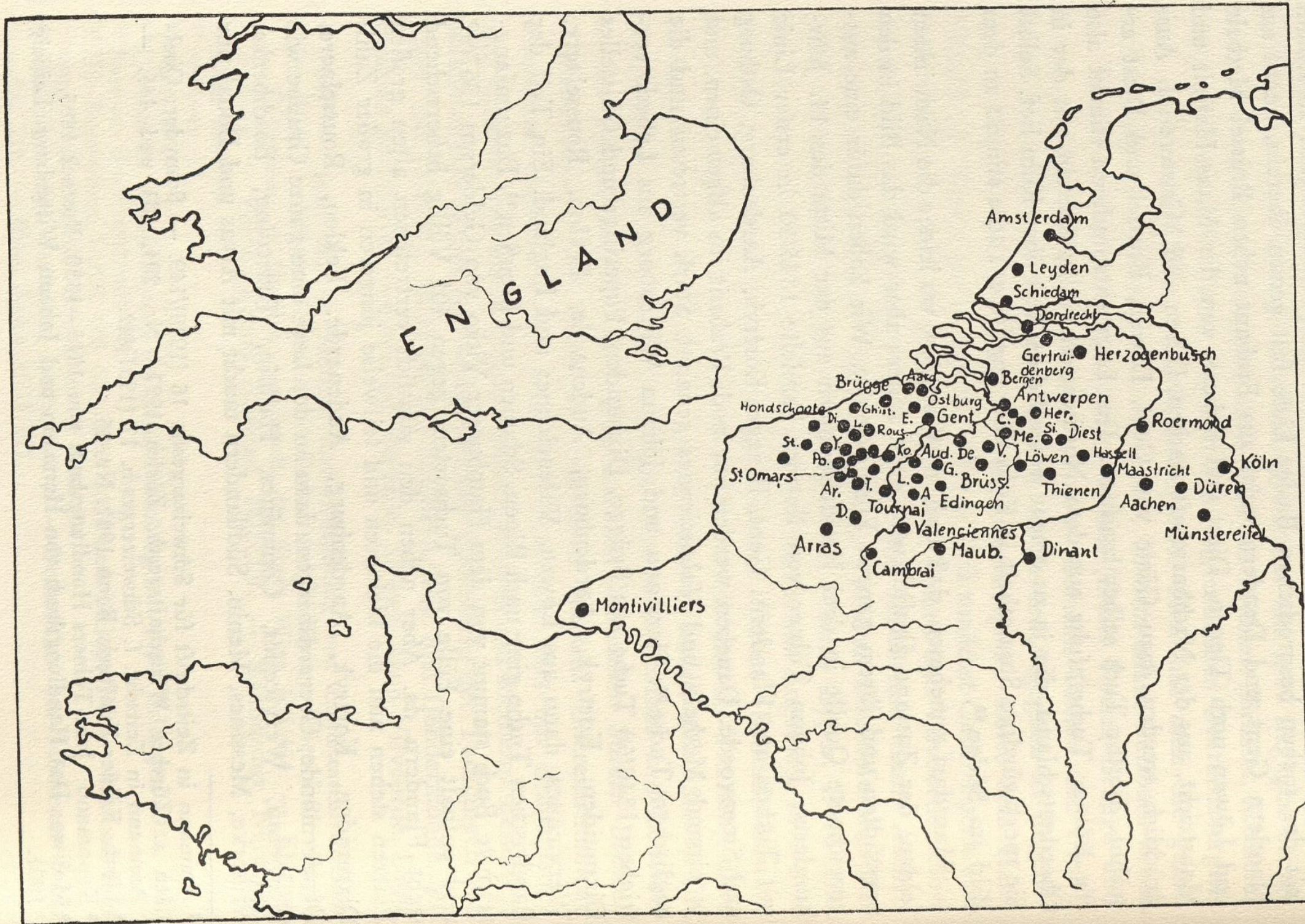


Abb. 10: Herkunftsorte der im 14. Jahrhundert im Hansegebiet gehandelten Tuche

ganz ausnahmsweise auf. Aus dem Hennegau schließt sich Lessines an und aus Brabant häufig Bergen-op-Zoom und Herentals, seltener Mecheln und Herzogenbusch. Holland ist zum ersten Male mit Dordrecht und Schiedam vertreten, das Maasgebiet nur einmal mit Roermonde, dagegen England recht ansehnlich. Der Absatz ging in die ganze Umgebung, südlich bis zur Altmark und Braunschweig, nördlich bis Schleswig und Flensburg, im Osten bis Wismar und Parchim; er zeigt die allgemeine Verbreitung der Tuche auch in den kleineren Städten⁹⁵. Festzuhalten ist hier die Tatsache, daß in diesen Handelsbüchern Tuchsorten erscheinen, die weder in den Tarifen und Ordnungen der Obrigkeiten, noch in den zufälligen Handelsnachrichten irgendwie begegnen; dies warnt davor, unsere Kenntnisse als abgeschlossen anzusehen! So viel aber geht deutlich aus den Büchern hervor, daß Flandern in Niedersachsen und dem Bereich der wendischen Städte für sein Tuch die erste Stellung unbedingt behauptet hat.

Handelsbücher brauchen nun trotz ihres im einzelnen zuverlässigen Bildes nicht unbedingt beweiskräftig zu sein für die zu ihrer Zeit und an ihrem Orte allgemein herrschenden Zustände. Dafür ist der Handel zu sehr Sache des einzelnen Kaufmannes gewesen, der in seinem Geschäft doch nur immer einen Teil der gefragten Waren berücksichtigen konnte. So muß man denn die Angaben der Handelsbücher durch die anderweitige Überlieferung nachprüfen, wie sie durch städtische Statuten, Zollregister, dann Einzelnachrichten aller Art gegeben sind. Sie stehen uns für den hansischen Bereich für das 14. Jahrhundert in von Landschaft zu Landschaft, von Ort zu Ort durchaus unterschiedlichem Ausmaße zur Verfügung.

Im Kerngebiet, dem Bereich unserer drei Handelsbücher, d. h. in Niedersachsen, Mecklenburg, Pommern und Schleswig-Holstein zeigt die immerhin stattliche Zahl der Einzelbelege ein völliges Überwiegen der flandrischen Tuche, wobei neben den 3 großen Tuchorten wie überall Poperinge und die Leyestädte Commines und Wervicques begegnen, auch Kortryk und Dixmuiden. Cambrai sowie Valenciennes und Maubeuge in Hennegau schließen sich an. Aus Brabant sind einzig Mecheln und Herzogenbusch zu verzeichnen, dazu Maastricht und Aachen. England ist zwar vertreten, ohne aber besonders hervorstechen. Die ziemlich spärlichen Nachrichten aus dem Baltikum und Nowgorod zeigen dasselbe völlige Überwiegen Flanderns, wobei hier Langemarck und Armentières zusätzlich begegnen. England taucht ebenfalls auf, dazu Aachen und Köln. In Skandinavien liegen aus Schweden zahlreiche Belege vor, die in der Masse sich genau so auf Flandern beziehen wie in Lübeck. Dieselben Tuchorte werden genannt, dazu noch Warneton. Brabant stellt Tuche aus Mecheln und Bergen, der Osten solche aus Maastricht. Schließlich tritt

⁹⁵ Nirrnheim: Das Handlungsbuch Vickos von Geldersen. Hamburg 1895.

England auf. Das Bild der Handelsbücher wird also hier bestätigt, eher sogar noch einseitiger gestaltet⁹⁶.

Wesentlich anders lagen die Dinge jedoch in dem mitten zwischen den eben besprochenen Landschaften gelegenen Preußen, das gestützt auf seine unmittelbare Schifffahrt nach Flandern offenbar eigene Wege gegangen ist. Die zahlreichen, aber erst um 1350 einsetzenden Nachrichten zeigen auch hier eine sehr mannigfaltige und überwiegende Vertretung Flanderns. Die kleineren Plätze im Westen wie Commines, Wervicques und Hondchoote, ebenso im Osten Dendermonde, Kortryk, Audenarde, Geerardsbergen und Edingen erscheinen so gut wie die altbekannten großen. Arras im Süden, Valenciennes und Maubeuge in Hennegau schließen sich an. Dazu tritt aber nun in sehr ansehnlicher Stellung Brabant mit Mecheln und Brüssel, dann Tienen, Herentals, Bergen, Conlich und Lier. Dinant an der Maas schließt sich an, dann England in nicht unbeträchtlichem Ausmaß⁹⁷.

Aus dem weiten wirtschaftlichen Hinterlande Preußens haben wir zunächst für Polen meist nur vereinzelte Nachrichten, die uns bloß flandrische Tuche in ihrer Verbreitung über Warschau, Lublin, Cholm bis Wladimir in Wolhynien und über Sandomir bis Lemberg zeigen. Einzig für das damals ganz deutsche Krakau verfügen wir aus der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts über eine größere Zahl von Belegen. Auch hier sind flandrische Tuchsorten von Ypern und Brügge, Dendermonde und Kortryk, Geerardsbergen und Edingen zu finden, an erster Stelle stehen aber doch die brabantischen Tuche. Vor allem Brüssel, Mecheln und Tienen sind sehr stark beteiligt, auch Löwen, Herentals und Lier. Von der Maas erscheint wiederum Dinant, vom Niederrhein Aachen. England schließlich begegnet ebenfalls regelmäßig⁹⁸.

⁹⁶ Die sehr zahlreichen Einzelbelege, die für dieses Urteil zusammengetragen wurden, können hier nicht alle aufgeführt werden. Die zahlreichsten und wichtigsten lieferten das hansische Urkundenbuch und die Hanserezepte. Dazu kommen für die Wendischen Städte und Niedersachsen die Urkundenbücher von Lübeck, Mecklenburg, Pommern, Schleswig-Holstein, Braunschweig usw., dann die „Hansischen Pfundzollisten des Jahres 1368“ von Lechner, Lübeck 1935.

Für das Baltikum ist neben dem Urkundenbuch für Liv-, Est- und Kurland und den Einzelveröffentlichungen aus den Archiven von Reval und Riga noch zu verweisen auf die Deutsch-russische Handelsgeschichte von Goetz und auf Schlüter: Die Nowgoroder Schra in 7 Fassungen vom 13. bis 17. Jahrhundert. Dorpat 1911/14.

Für Skandinavien ist das Diplomatarium Suecanum ergebnisreich. Wichtig Koppe: Lübeck-Stockholmer Handelsgeschichte. Einzelnachrichten sind natürlich noch viele, weit verstreute beizubringen.

* ⁹⁷ Wichtige Tuchlisten von 1370 in HUB IV 353, von 1387 in HR I/4/185. — Hirsch: Danzigs Handels- und Gewerbegeschichte unter der Herrschaft des deutschen Ordens. Leipzig 1858.

⁹⁸ Z. B. Wladimir 1324 HUB II 420, 1350/60 HUB III 559. Ein sehr schöner Quellenstoff ist für Krakau vorhanden, das seine Stadtbücher, Ratsprotokolle, Rechnungen, Gerichtsbücher in seltener Vollständigkeit bewahrt hat. Für das 14. Jahrhundert liegen sie gedruckt vor: Monumenta medii aevi historica

Eine durchaus ähnliche Lage treffen wir im benachbarten Schlesien an. Die verhältnismäßig guten Belege zeigen Flandern führend. Zu den aus Krakau bekannten Plätzen kommt hier noch hinzu Ghistelles mit seinen Sayen, sowie Commines, Wervicques und Hondchoote im Westen. Brabant ist ebenfalls stark vertreten mit 5 Tuchsorten, Mecheln, Brüssel und Löwen an der Spitze. Auch hier kommt Dinant hinzu, ebenso England⁹⁹. In diesem ganzen Gebiet tritt also neben das führende Flandern in annähernd derselben oder doch sehr beachtenswerten Bedeutung Brabant. Die preußischen Kaufleute haben die Tuche auf dem Seeweg hierher gebracht, aber auch der Handel über Land quer durch ganz Mitteldeutschland hat wesentlich mitgewirkt. Hat nun hierbei Preußen einen selbständigen Weg eingeschlagen oder hat es sich dem Geschmack seiner auch vom Landhandel umstrittenen Kunden angepaßt? Das ist schwer zu sagen; auf jeden Fall aber finden wir auch weiter westlich in Mitteldeutschland, an der oberen Elbe oder in Thüringen ungefähr dieselbe Verteilung der Belieferung mit wertvollen Tuchen: Flandern steht an der Spitze, Brabant, besonders Mecheln ist vertreten, daneben Maastricht, Aachen und Köln¹⁰⁰.

Insgesamt zeigt es sich, daß im hansischen Handelsgebiet im 14. Jahrhundert Flandern sein Übergewicht im ganzen durchaus behauptet hat, etwa mit Ausnahme von Köln, ganz besonders aber im Bereich der wendischen Städte. Entsprechend der inneren Wandlung in Flandern treten immer neue Sorten auf, aber die alten großen Plätze bringen sich bis zum Schluß weiter zur Geltung. Brabant schiebt sich allerdings überall merklich hinein, ganz besonders stark in Preußen und seinem polnischen und schlesischen Hinterland; hier sticht es teilweise Flandern aus. Das

res gestas Poloniae illustrantia. Bd. 4, 5 und 7. Krakau 1878/82. (Enthält die Libri antiquissimi civitatis Cracoviensis 1300—1400, sowie das Urkundenbuch der Stadt.) — Acta scabinalia Cracoviensia 1365—76 et 1390—97. Krakau 1904.

Krakau ist auch eine der ganz seltenen Untersuchungen zu unserm Gegenstand gewidmet von C. Verlinden: *Brabantsch en Vlaamsch laken te Krakau op het einde der 14. eeuw*. Antwerpen 1943. Dem Verfasser, einem ausgezeichneten Kenner der niederländischen Beziehungen mit dem Mittelmeer, ist bei seiner schönen Arbeit ein Teil der gedruckten Quellen entgangen. Außerdem hat ihm die ganz unbefriedigende und irreführende Arbeit von Malowist: *Le développement des rapports économiques entre la Flandre, la Pologne et les pays limitrophes du 13. au 14. s.* (Revue Belge de Philologie X, 1931, 1013—65) unhaltbare Angaben über die wirtschaftlichen Zusammenhänge geliefert.

⁹⁹ Codex dipl. Silesiae 8, 18 und 22. — UB Breslau 122 und 266. — UB Liegnitz 85 und 190. — HUB II 416 und V 81. — Sattler: Handelsrechnungen des Deutschen Ordens. Leipzig 1887.

¹⁰⁰ Zerstreute Angaben in allen mitteldeutschen Urkundenbüchern: Hildesheim, Mühlhausen, Wernigerode, Magdeburg, Dresden, Grimma usw. — A. Kirchhoff: Die ältesten Weistümer der Stadt Erfurt. Halle 1876. § 5 und 211. — E. Lambert: Die Ratsgesetzgebung der Reichsstadt Mühlhausen in Thüringen. Halle 1870. S. 86/87, 121. — F. Beck: Die bischöfl. Satzungen über das Eidgeschoß in Zeitz aus dem 14. und 15. Jh. Zeitz 1870.

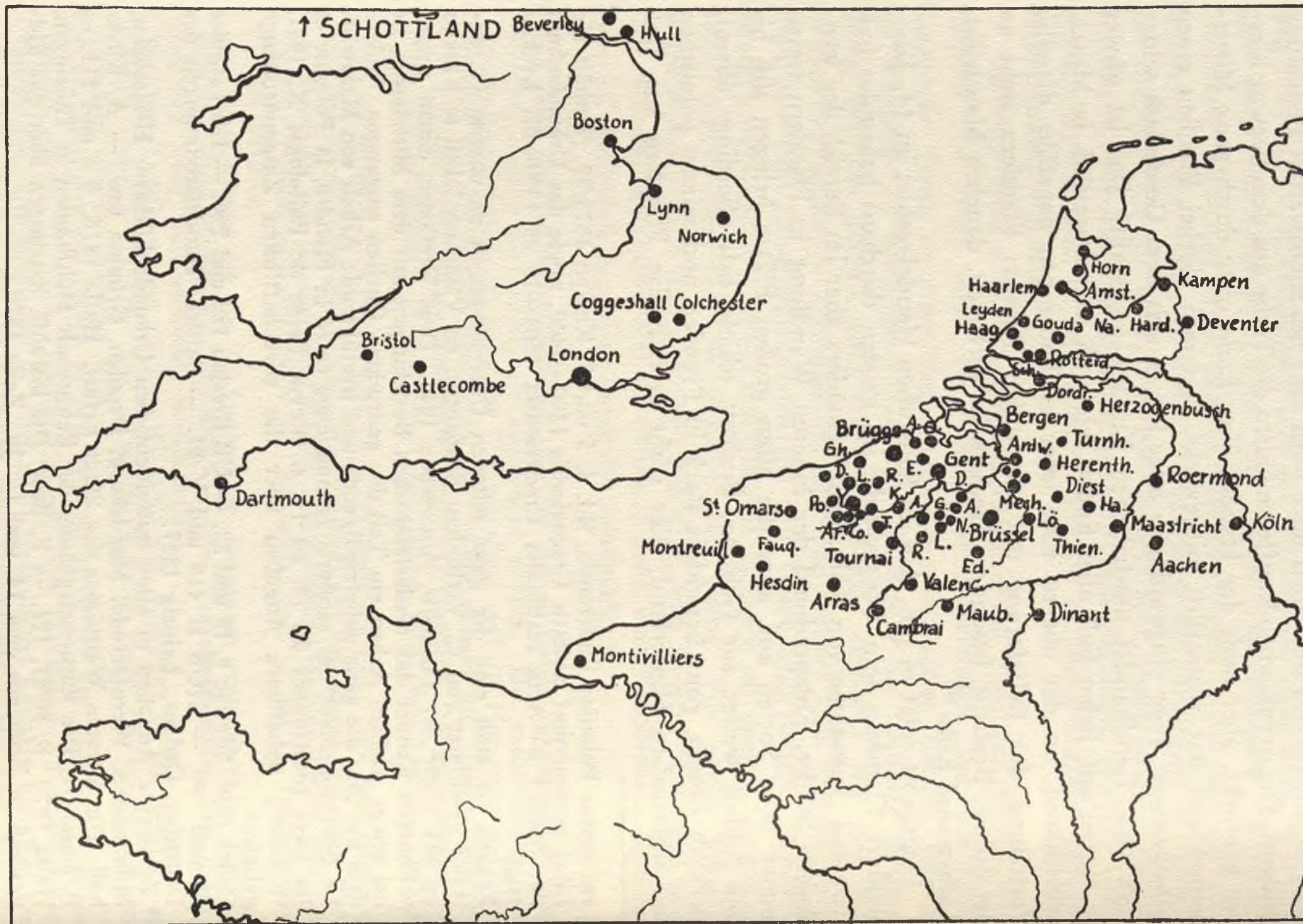


Abb. 11: Herkunftsorte der im 15. Jahrhundert im Hansegebiet gehandelten Tuche

Maasgebiet und der Niederrhein begegnen überall, wenn auch mit bescheidenem Anteil. Auch die Stellung des englischen Tuches, bei dem kaum Sorten unterschieden werden, war trotz allgemeinem Vorkommen keineswegs hervorragend!

So ist in der Tucheinfuhr aus Nordwesteuropa auch in Deutschland das 14. Jh. das Jahrhundert Brabants. In Oberdeutschland ist Mecheln, Löwen, Brüssel durchaus führend, in Niederdeutschland wichtig, aber hier spielt doch Flandern immer noch die erste Rolle. Maasgebiet und Niederrhein halten sich allseitig, Nordfrankreich verschwindet gänzlich, England vermag noch kein wirkliches Gewicht zu erlangen.



Mit dem letzten Jahrhundert des Mittelalters, dem 15., nimmt die Fülle der Quellen noch einmal zu, von denen allerdings sehr viele noch nicht durch den Druck erschlossen sind. Da die Streuung aber weiterhin durchaus willkürlich bleibt, so müssen auch jetzt weite Landschaften im Schatten stehen. Im Tuchgebiet schreitet die Verschiebung des Gewichts von den alten großen Tuchsorten in neue Industriegemeinden weiter fort und zwar sowohl in Flandern wie auch in Brabant und in Nordfrankreich. In den Niederlanden aber steigt schon mit den ersten Jahren des neuen Jahrhunderts das bisher unbedeutende Holland zur großen Tuchlandschaft empor, die fast gleichberechtigt neben Flandern und Brabant tritt, gestützt auf eine weit ausgreifende Seeschiffahrt und eigenen Fernhandel. Einen mächtigen Schritt vorwärts macht auch England, diesmal unter Führung Londons. Eigene Schiffahrt und Handel tragen hier ebenfalls zum umfassenden Absatz der rasch wachsenden Masse der erzeugten Tuche bei.

An der Stellung des deutschen Wirtschaftsgebietes ändert sich nichts Wesentliches. Die Hanse behauptet ihre führende Rolle in den nördlichen Meeren, wenn auch Holland und England sich wachsenden Raum erkämpfen. Der oberdeutsche Bereich erreicht jetzt im internationalen Handel seine größten Leistungen. Gleichzeitig wächst die Bedeutung der Industrien im Süden wie im Norden Deutschlands; vor allem dehnt sich die Tuchweberei in fast allen Landschaften aus, liefert aber weiterhin keine hochwertige Ware. Als großer Vermittlungspunkt schob sich langsam Antwerpen-Bergen mit seinen Messen an Stelle von Brügge mit den flandrischen Messen.

Im Verhältnis Deutschlands zum nordwestlichen Tuchgebiete spiegeln sich die dortigen starken inneren Verschiebungen getreulich wider. Im Bereich der Hanse geht auch diesmal Köln mit dem Rheinland eigene Wege. Die Einfuhr aus Flandern verliert ganz offenbar an Bedeutung; nur Brügge und Ypern, auch Tournai begegnen laufend, während die jüngeren Tuchorte sich nur wenig durchzusetzen vermögen. Auch Brabant vermag die hohe Stellung des 14. Jahrhunderts nicht zu halten, trotzdem Mecheln vor allem, dann etwa Diest stark vertreten bleiben. Das Maas-

gebiet mit Maastricht an der Spitze, dann Roermonde und neu Hasselt, ausgeprägt auch Aachen liefern ihre Tuche weiter. Kräftig bringt sich Holland zur Geltung mit Amsterdam und Leiden an der Spitze, auch Harlem und Delft, sowie Deventer aus der Ijsselgegend. Mächtig nimmt schließlich der Handel mit englischem Tuch zu, auch im Durchgangshandel der Kölner nach Oberdeutschland und selbst Italien (Venedig). An Herkunftsorten werden Norwich, Colchester, besonders aber London genannt. Vereinzelt tauchen sogar Tuche von der französischen Nordwestküste auf, von Montreuil und Montivilliers in der Normandie, häufiger allerdings die englischen Nachahmungen der Tuche von Montivilliers¹⁰¹.

Wenden wir uns vom Rhein zum hansischen Kerngebiet in Niedersachsen und den wendischen Städten, so treffen wir auch diesmal hier teilweise anders gerichtete Beziehungen mit dem Tuchgebiet an. Flandern ist hier nach wie vor einer der wichtigsten Lieferanten und zwar sowohl mit den alten bekannten Mittelpunkten, wie mit manchem Orte der jüngeren Industriewelle. So behaupten Ypern, Gent, Brügge und Poperinge einen Platz, während Aalst wie Dendermonde als Neulinge ein weites Absatzfeld erlangen. Aber auch Eekloo, Commines, Tourcoing, Audenarde, Ninove, Geerardsbergen begegnen häufiger. Mehr vereinzelt sind die Namen aus dem Süden wie Cambrai, Valenciennes, Douai und Maubeuge. Brabant hat stärker an Boden verloren. Mecheln zwar ist weiter ansehnlich vertreten und daneben begegnen neue Namen wie Duffel und Contich, dann eine Nordgruppe mit Herzogenbusch an der Spitze, auch Antwerpen, Lier, Bergen und Turnhout. Von der Maas wird Roermonde erwähnt, vom Rhein Aachen weit häufiger als Köln. Stärker als im Rheinland ist der Einfluß Hollands. Leiden an der Spitze, dann Amsterdam, Naarden und Haag liefern ebenso gängige Sorten wie die jetzigen flandrischen Hauptorte. Auch Rotterdam, Schiedam, Gouda, Hoorn und Middelburg in Seeland tauchen auf, dazu von der Ijssel Deventer und Kampen, schließlich Harderwijk. Auch England ist natürlich stattlich vertreten, wobei an einzelnen Tuchorten London und Lynn, Norwich und Colchester sowie Castlecombe erwähnt werden, dazu selbst Schottland¹⁰².

Ein ziemlich ähnliches Bild zeigt sich uns jenseits der Ostsee sowohl im Baltikum wie in Skandinavien, den Hauptrichtungen des lübischen Handels folgend. Im Rußlandhandel treffen wir Flandern an führender Stelle, wobei Poperinge mit der weitesten Verbreitung und an neuen Namen etwa Nijkerke, Rousselaere und Messines zu nennen wäre. Brabant hat nur eine bescheidene Bedeutung. Weit stärker hat sich Holland durchgesetzt mit Leiden und Naarden an der Spitze, auch Amsterdam und Haag. Dazu kommen die Städte von Ijssel und Zuidersee wie in Niedersachsen, vom Rhein

¹⁰¹ Kuske: Quellen zur Gesch. des Kölner Handels und Verkehrs im Mittelalter. Bonn 1923/34. Bes. II 527 und III 1. — Lösch: Kölner Zunfturk. 737.

¹⁰² Hauptsächl. HUB und HR. — Bruns: Lüb. Pfundzollbücher 1492/96. Hans. Geschbl. 1905—08. — W. Stieda: Hildebrand Veckinchusen. Briefwechsel eines deutschen Kaufmanns im 15. Jh. Leipzig 1921.

einzig Aachen. Ähnlich stark steht England da, wobei dieselben Sorten genannt werden wie in Lübeck¹⁰³. Genau entsprechend finden sich in Skandinavien, wo vor allem für Schweden Nachrichten vorliegen, Flandern, Holland und England an der Spitze. Brabant mit Herzogenbusch und der Rhein mit Aachen treten dagegen zurück¹⁰⁴. In diesem ganzen Gebiet hat sich also von den alten Tuchlandschaften in erster Linie Flandern gehalten, während Holland und England einen mächtigen Aufstieg genommen haben, getragen zu einem wesentlichen Teil von der eigenen Schifffahrt und dem eigenen Handel. Ein Beispiel mag dabei auf den großen Umfang dieses Tuchgeschäftes über See hinweisen: 1469 gingen auf einem einzigen Schiff aus Lübeck auf der Reise nach Reval 2400 Stück Tuch verloren, das ist die Erzeugung einer ganz kleinen Tuchstadt, dabei von Poperinge 360, Aalst 300, Commines 200, Tourcoing 100, aber auch von Naarden 300, von Leiden 100, ebenso 200 englische¹⁰⁵.

Wiederum merklich anders sieht es auch diesmal in Preußen aus, für das wir einen so reichen und zugleich aufschlußreichen Quellenstoff besitzen wie nirgends sonst, allerdings nur bis zur Mitte des Jahrhunderts. Für die Zeit von 1391 bis 1423 haben wir in den Handelsrechnungen des Deutschen Ordens eine einzigartige Fülle von Angaben, die ganz Preußen und das polnische Hinterland bis nach Schlesien und Ungarn hinein beleuchten. Sie zeigen uns Flandern mit 16 Tuchorten durchaus führend vertreten. Neben den alten Plätzen wie Ypern, Poperinge und Dornik stehen Dendermonde, Commines und Hondschoote hervor, auch Geerardsbergen und Edingen. Hier begegnet noch einmal Ghistelles, neu aber Rousselaere, Menin, Messines und Warneton. Valenciennes und Maubeuge im Hennegau, im Küstengebiet aber Montreuil, Hesdin und Falkenberg (Fauquembergues) erscheinen neben Dinant von der Maas und Aachen aus dem Rheinland. Neben Flandern spielt unstreitig die größte Rolle das mit 12 Tuchorten vertretene Brabant, mit Mecheln und Herenthals, dann Tienen an führender Stelle. Herzogenbusch, Ath und Lessines tauchen auf, auch Contich, Bergen, Lier und Vilvoorde. Hier in Preußen erhalten wir dann auch recht frühe Hinweise auf die Tucherei Hollands, für Leiden 1400, dann Amsterdam und Dordrecht. Schließlich ist England ansehnlich vertreten, wobei Colchester, Beverley und Schottland genannt werden¹⁰⁶.

¹⁰³ Außer den Urkundenbüchern: Bruns, Pfundzoll. — Stieda: Über die Quellen der Handelsstatistik im Mittelalter. Abhandl. Akademie der Wissenschaften Berlin 1902. — Stein in Hans. Geschbl. 1898/59. — Stieda: Veckinchusen. — Kämmererbücher und Kaufmannsbücher des Stadtarchivs Reval.

¹⁰⁴ HUB; HR; Svenskt Diplomatarium.

¹⁰⁵ HUB IX 558.

¹⁰⁶ Sattler: Handlungsrechnungen des Deutschen Ordens. Leipzig 1887. — Renken: Der Handel der Königsberger Großschäfferei des Deutschen Ordens mit Flandern um 1400. Weimar 1937. — Joachim: Das Marienburger Treßlerbuch der Jahre 1399—1409. Königsberg 1896. — Ziesemer: Das Marienburger Aemterbuch. Danzig 1916.

Die Handelspapiere der Gesellschaft Veckinchusen 1407/21 zeigen ein durchaus übereinstimmendes Bild mit sozusagen denselben Tuchsorten: Belle (Bailleul) in Flandern, Douai und Cambrai, Maastricht kommen noch hinzu¹⁰⁷. Das anschließende Handelsbuch des Johann Pisz 1421/54 stellt Flandern noch deutlicher an die Spitze, dem Brabant erst in starkem Abstand folgt; Ypern, Dendermonde und Ninove sind am stärksten vertreten, Holland macht sich jetzt stärker geltend und ebenso England. Nijkerke und Ronse, Turnhout in Brabant, Horn und Naarden in Holland. Kampen und London sind die neuen Tuchorte¹⁰⁸. Was nun noch an Einzelnachrichten vor allem aus den späteren Jahrzehnten vorliegt, zeigt eine starke Stellung Flanderns bis zum Ende des Jahrhunderts hin, ein Abflauen der Verbindung mit Brabant, dagegen einen weiteren Anstieg der Einfuhr aus Holland und England. Zum Unterschied von Niedersachsen spielt also hier Brabant zunächst eine sehr starke, dauernd aber eine ansehnliche Rolle. Dann war Preußen eine eigentliche Einbruchsstelle für das englische Tuch, wobei der englische Handel in Danzig selbst wesentlich mithalf¹⁰⁹.

Die mehr vereinzelt, häufig mit Preußen zusammenhängenden Nachrichten aus Polen können dieses Bild nur bestätigen, ob sie nun aus Kowno oder Wilna, aus Posen oder Kalisch, aus Lublin oder Brest-Litowsk, aus Krakau und Lemberg stammen. Auch hier führen Flandern und Brabant, während Holland und England aufholen. Der Krakauer Zolltarif von 1432 kennt Eypresch und Dorn, Mechlesch und Dendermonde, dazu Englisch. Die schweizerisch-nürnbergische Diesbach-Watt-Gesellschaft führt 1444 in Krakau London und Colchester von Preußen her, Löwen und Tienen, Maastricht und Köln¹¹⁰. Ähnlich steht es in Schlesien, nur tritt hier Brabant noch stärker hervor und zwar bis zum Anfang des 16. Jahrhunderts. Ein Kaufmannsinventar aus Breslau von 1456 umfaßt neben Mecheln, Brüssel und Löwen, Vilvoorde und Tienen nur Brügge, Maastricht und England, eines von 1499 Mecheln, Aalst und Aachen. Die Breslauer Niederlagsordnung von 1511 dagegen führt auf Brügge und London, Mecheln, Löwen, Brüssel und Lier, dann Amsterdam und Leiden, schließlich Maastricht und Aachen. Das Handelsbuch der Popplau 1512/16 aus Breslau mit Geschäften weit in Polen herum zeigt Brabant mit über 3000 Tuchen weit an der Spitze, wobei Mecheln und

¹⁰⁷ Stieda: Veckinchusen.

¹⁰⁸ Slaski: Danziger Handel im 15. Jahrhundert. Heidelberg 1905.

¹⁰⁹ Hirsch: Danziger Handels- und Gewerbesgesch. — Lauffer: Danzigs Schiffs- und Warenverkehr am Ende des 15. Jahrh. Danzig 1893. — Töppen: Festmahle und Ehrungen den Hochmeistern von der Stadt Elbing gegeben. Zeitschr. Westpreuß. Gesch. ver. 39/148 und 151. — Schulz: Kulm im Mittelalter. Zeitschr. Westpreuß. Gesch. ver. 23/158. — Stein in Hans. Geschbl. 1898/59. — HR II/I/381. — HUB VIII 1160/62.

¹¹⁰ Cod. dipl. Cracoviensis II 310. — Ammann: Diesbach-Wattgesellschaft. St. Gallen 1928. Nr. 129—31. — Kutrzeba in Rozprawy 19/152. — Niemann: Der Handel der Stadt Lemberg im Mittelalter. Die Burg II (1941) 69—92.

Löwen durchaus voran stehen. England lieferte über 2000 Tuche, Flandern nur aus Brügge 1000, während Holland nur 300 aus Amsterdam aufweist. Ansehnlich stehen hier Maastricht mit 400 und Aachen mit 250 Tuchen da; sie sind auch sonst in Schlesien, Polen und Preußen immer wieder vertreten¹¹¹. Die mitteldeutschen Landschaften Thüringen, Sachsen und Brandenburg vermögen dazu nichts Neues beizutragen; die mehr vereinzelt Nachrichten weisen überall die Tuche von Flandern und Brabant aus großen und kleinen Orten nach, ebenso die aus Maastricht und vom Niederrhein. Daneben aber findet man Holland und England reichlich vertreten. Hier haben sich überall die Zufuhren von den Seestädten und über Köln ergänzt, die letzteren teilweise schon auf dem Umweg über Oberdeutschland. Die Geleitstafel von Erfurt 1441 unterscheidet Gent und Ypern, Brabant und Brüssel, Amsterdam und London, schließlich Aachen. Die Gewandschneider zu Arnstadt schneiden 1487 aus Brügge und London, Mecheln, dann Leiden und Amsterdam. Aus Sachsen führe ich die Wageordnung von Leipzig von 1464 an mit Brügge, Mecheln, Aachen, Leiden und London, dann 1471 Einkäufe eines Zwickauers auf der Frankfurter Messe von Brügge, Mecheln, Maastricht und London, schließlich die Rechnungen von Görlitz um 1450 mit Mecheln und Vilvoorde, dann Leiden. In der Mark sei die Tuchschererordnung von Spandau erwähnt, die Dendermonde, Mecheln und Vilvoorde, sowie Leiden und Kampen kennt. In Stendal wird 1466 sogar Genter Tuch als durchaus gebräuchlich erwähnt¹¹².

Insgesamt darf man für den hansischen Bereich feststellen, daß hier an dem Tuchbezug aus Flandern festgehalten wurde; nur der rheinische Westen macht dabei eine Ausnahme. Brabant hielt am Rhein und in Preußen, dann in den Binnenlandschaften seine Stellung einigermaßen aufrecht. Überall aber gewinnt das neu auftretende Holland einen ansehnlichen Absatz und daneben schiebt sich England immer mehr vor. Es wetteifert bereits hie und da mit Flandern um den ersten Platz. Der hansische Bereich wird also von Nordwesteuropa aus nunmehr in viel breiterem Umfange und in schärferem Wettbewerb beliefert. Für die Tuchlandschaften war dieses Absatzgebiet teilweise entscheidend wichtig. So sind uns aus Flandern eine Reihe von hansischen Ordnungen und Verträgen für einzelne Tuchplätze erhalten, wobei für Herzogenbusch 1466 und Audenarde 1483 die Übernahme der ganzen Erzeugung vorgesehen wurde¹¹³. Aus England aber belegen uns die ersten für die Tuchausfuhr

¹¹¹ Stadtarchiv Breslau, Signaturbücher. — *Scriptores rerum Silesiacarum* 3/151. — Rauprich in *Zeitschr. des Ver. f. Gesch. Schlesiens* 27/97. — L. Petry: *Die Popplau. Eine schlesische Kaufmannsfamilie des 15. und 16. Jh.* Breslau 1935.

¹¹² Stadtarchiv Erfurt. — UB Arnstadt Nr. 810. — UB Leipzig I 383, 384. — R. Zimmermann: *Das Zwickauer Fuhrwesen nach den Zwickauer Amtsrechnungen 1502—12.* Diss. Freiburg 1929. — *Codex, dipl. Lusatiae Superioris* IV. — *Codex dipl. Brandenburg.* A XI 513 und A XIV 299.

¹¹³ HUB IX 260 und 274, X 1050.



Abb. 12: Herkunftsorte der im 15. Jahrhundert in Oberdeutschland gehandelten Tuche

vorhandenen statistischen Angaben einen hohen Anteil des Hansehandels. Er betrug 1446/82 durchschnittlich 20%; rechnet man den eigenen Absatz der Engländer an Niederdeutsche in Antwerpen, Bergen und Middelburg, dann in Preußen hinzu, so dürfte wohl ein Drittel der englischen Tuchausfuhr nach und über das hansische Gebiet gelaufen sein. Besonders in den Häfen Boston, Ipswich und Kingston-upon-Hull, dann in London war der hansische Tuchhandel wesentlich¹¹⁴.

Für den Süden des deutschen Wirtschaftsgebietes bleibt im 15. Jahrhundert das wichtigste Bindeglied nach dem Nordwesten die Frankfurter Messe. Die Kaufleute ganz Oberdeutschlands versorgten sich hier weiterhin mit den Tuchen aus Nordwesteuropa. Sehr viele Brabanter mit den Mechelnern an der Spitze, auch Flandrer, dazu allmählich Holländer und selbst vereinzelt Engländer lieferten sie aus erster Hand. Ebenso bedeutend war jedoch der Zwischenhandel der Kölner und anderer nieder-rheinischer Kaufleute und schließlich brachte der oberdeutsche Fernkaufmann selbst aus den Niederlanden Tuche nach Frankfurt. In den dortigen Quellen, vor allem den untergegangenen Schöffebüchern, begegnen Tuche aus Flandern in bescheidenen Mengen, dagegen recht viele brabantische Stoffe. Mecheln steht durchaus an der Spitze, dann folgen Herentals, Lier, Löwen usw., neu auch Aerschot. Das Maasgebiet wird vertreten durch Maastricht und St. Trauten, der Niederrhein durch Köln und besonders Aachen. Die Holländer gewinnen stark Boden, vor allem Amsterdam und Leiden; genannt wird auch Harderwijk. Eine sehr bedeutende Stellung erringt das englische, vor allem als Londoner = Lundisches bekannte Tuch, in erster Linie durch den Handel der Kölner. Der Absatz geht nicht nur rheinaufwärts bis zu den Alpen und donauabwärts bis Ungarn, sondern auch durch Mitteldeutschland bis Schlesien, ja Lemberg. So wird Amsterdamer Tuch 1477 an Prag und 1478 an Straßburg verkauft, Leidener 1471 nach Straßburg und 1477 nach Leipzig¹¹⁵.

Dieser Lage auf den Frankfurter Messen entsprechen durchaus die Nachrichten über fremde Tuche in der mittelhheinischen Umgebung und in Hessen: Brabant und England in Speyer 1426, Mecheln und England in Worms um 1450¹¹⁶. Aachen, Leiden, England und immer wieder Lundisch in Hessen, z. B. in Marburg, Kassel, Eschwege¹¹⁷. Seit 1476 besitzen wir die Abrechnungen über die Tuchkäufe der Landgrafen für ihren Hof, meist auf den Frankfurter Messen. London steht immer voran, dann ist Brabant gut vertreten, mit Mecheln an der Spitze, aber auch mit Lier

¹¹⁴ E. Power u. M. M. Postan: *Studies in English trade in the 15th century*, London 1933. S. 401 und 407, dann 330.

¹¹⁵ Alles nach den Schöffebüchern des Stadtarchivs Frankfurt.

¹¹⁶ Stadtarchiv Speyer. — Boos: *Quellen zur Gesch. der Stadt Worms III*. Berlin 1893. S. 644.

¹¹⁷ Küch: *Quellen zur Rechtsgesch. der Stadt Marburg I* (1918) 166. — Casseler Stadtrechnungen aus der Zeit 1468—1553. Cassel 1871. — E. Bartholomäus: *Eschwege in der Blütezeit*. Eschwege 1934. S. 62 und 88.

und Herentals. Holland tritt hinzu mit Delft und das Maasland mit Maastricht¹¹⁸.

Weiter rheinaufwärts haben wir diesmal besonders schöne Aufschlüsse für das Elsaß, in erster Linie für Straßburg. Ein dortiger Kaufhaustarif von 1401 faßt noch den Stand zu Ende des 14. Jahrhunderts zusammen: Scharlach von Gent, Brüssel und Löwen ist die kostbarste Sorte. Aus Flandern werden noch genannt Ypern und Dendermonde, aus Brabant Mecheln, Aerschot, Tienen und Vilvoorde. St. Trauten und Maastricht, Aachen, Düren und Köln schließen sich an. Um die Mitte des Jahrhunderts hat das Bild wesentlich gewechselt. Flandern erscheint mit Ypern und Brügge, Brabant wird im allgemeinen erwähnt, und es folgen Mecheln, Brüssel und Herentals. Aachen, Düren und Köln stehen für den Niederrhein da, neu aber tauchen Holland mit Leiden und dann England und London auf. Nochmals ein Vierteljahrhundert später (1461 und 1479) finden wir dieselben Gruppen, nur Brabant noch durch Lier verstärkt, Holland durch Delft und Amsterdam, schließlich Maastricht¹¹⁹. Vereinzelt Nennungen aus dem Elsaß, dann ein Tarif von Colmar 1456 und einer von Masmünster 1481 zeigen dieselben Landschaften und Namen¹²⁰. In Schlettstadt werden 1463 neben Brügge und Ypern, England und Leiden, Maastricht, Aachen und Düren nicht weniger als 6 brabantische Orte erwähnt, darunter Diest und Lier¹²¹. Auf dem andern Rheinufer kennt Freiburg um 1500 Brügge, dann aus Brabant Mecheln, Löwen und Herentals, dazu London. Das Kloster Salem am Bodensee aber kauft für seine Zwecke 1490 ff. Amsterdamer, dazwischen Lundisch¹²².

In der Schweiz, wo ich auch die ungedruckten Quellen am besten kenne, sind eine Reihe von Zolltarifen aus Bern, Basel, Zürich usw. erhalten, dazu aus Basel verschiedene Handelsbücher, ferner aus Zürich und Solothurn, von den Bischöfen zu Basel und verschiedenen Klöstern Rechnungen. Sie zeigen die alten Landschaften noch gut vertreten, so Flandern durch Brügge, Ypern und Arras, Brabant oft mit Mecheln und Herentals, dann Löwen, Brüssel und Lier. Maastricht, Aachen und Düren schließen sich an. Auch hier aber begegnen die Holländer mit Amsterdam, Leiden, Harlem und Delft, wenn auch erst seit 1476. Englisches und ganz besonders Londoner Tuch erreicht sogar gegen Ende des Jahrhunderts unbedingt

¹¹⁸ Staatsarchiv Marburg.

¹¹⁹ Eheberg: Verfassungs-, Verwaltungs- und Wirtschaftsgesch. der Stadt Straßburg bis 1681. Straßburg 1899. Nr. 7, 103, 63 und 114.

¹²⁰ Hanauer: Etudes économiques sur l'Alsace ancienne et moderne. Paris 1876/78. I/475 ff. — Stadtarchiv Kolmar, Ratsprotokoll I/254. — UB Rappoltstein V 276.

¹²¹ Gény: Stadtrecht von Schlettstadt 669/73.

¹²² Stadtarchiv Freiburg im Br., Tarif des Kaufhauszolles um 1500. — Generallandesarchiv Karlsruhe, 8662 ff.

eine führende Stellung; in Stadt und Land trug man den Sonntagsrock aus „Lönsch“¹²³.

In Schwaben, in den oberschwäbischen Reichsstädten, in Bayern bis hinauf zum Paß von Mittenwald, besonders auch in Regensburg, dann in Tirol, in Franken vor allem in Nürnberg, schließlich in Böhmen und Mähren haben wir ähnliche Quellen wie in der Schweiz genug, um daraus dieselbe Lage ermitteln zu können. Flandern, Brabant, das Maasgebiet und der Niederrhein werden immer erwähnt, wobei Mecheln hervorsticht. England erlangt mit der Zeit ebenfalls allgemeine Verbreitung und das Lünsch wird genau so häufig wie in der Schweiz. Etwas stärker tritt Holland zurück, aber auch es wird in allen Ecken erwähnt; so Amsterdam, in Augsburg, im Haushalt der Frundsberg in Mindelheim, in Prag, in Salzburg, in Wien¹²⁴.

Damit wären wir schon bei Österreich, für das uns noch einmal besonders schöne Quellen zur Verfügung stehen. Aus dem Jahre 1460 haben wir da Preistafeln aus Salzburg, aus Linz, Graz und Wien. Sie nennen alle übereinstimmend flandrische und brabantische Tuche, dann solche von Maas und Niederrhein, schließlich englische, nicht aber holländische. Aus Flandern werden an Namen aufgeführt Brügge, Ypern und Tournai, aus Brabant Mecheln, Löwen und Herentals, von der Maas St. Trauten und Maastricht, vom Rhein Aachen und Köln, aus England nur London¹²⁵. Ein Wiener Tarif von 1474 zeigt genau denselben Zustand, während weitere Wiener Listen aus dem Anfang des 16. Jahrhunderts sehr vereinfacht nur Brügge und Mecheln, London und Aachen, dazu ergänzend Amsterdam aufführen¹²⁶. Der Salzburger Tuchscherertarif von 1498 kennt wiederum aus Flandern Brügge, Ypern und Tournai, aus Brabant Mecheln, Löwen und Herentals, dazu Maastricht und Amsterdam¹²⁷.

¹²³ Berner Tarif um 1435 in Archiv des Histor. Vereins Bern 14/666. — Basler Tarife in Ammann: Zolltarife aus der Schweiz. Zeitschr. f. Schweizer-gesch. 17 (1937)/43 ff. — Zürich = Schnyder in Zeitschr. f. Sch.gesch. 18 (1938)/169 ff. — Handelsbuch der Meltinger im Staatsarchiv Basel. — Staatsarchiv Solothurn, Seckelmeisterrechnungen. — Staatsarchiv Bern, Rechnungen der Bischöfe von Basel. — Staatsarchiv Luzern, Rechnungen des Klosters St. Urban. — Staatsarchiv Zürich, Seckelamtsrechnungen.

¹²⁴ Augsburger Ungeldtarif Anfang 15. Jh. = Chroniken der deutschen Städte 4/31. — J. Baader: Chronik des Marktes Mittenwald. Nördlingen 1880. S. 179. — Bastian: Runtingerbuch. — Gemeiner: Reichsstadt Regensburgische Chronik. Regensburg 1800 ff. II/395 Ungeldtarif 1411. — Ott Rulands Handelsbuch. Stuttgart 1843 (= Ulm um 1450). — Loose: Anton Tuchers Haushaltbuch. Tübingen 1877 (= Nürnberg).

¹²⁵ L. Hübner: Beschreibung der hochfürstl.-erzbischöfl. Haupt- und Residenzstadt Salzburg. Salzburg 1793. II/435. — F. M. Meyer in Zeitschr. f. österr. Gymnasien 31 (1880)/4. — Steiermärkische Geschichtsblätter II (1881)/65. — J. Chmel: Materialien zur österreichischen Geschichte. Wien 1837/38. II/383.

¹²⁶ Chmel: Materialien II/388. — Hormayr: Wiens Geschichte und seine Denkwürdigkeiten. Wien 1823 ff. II 114. — Böhm im Archiv f. österr. Gesch. 14 (1855)/276. — Brunner in Mittl. Institut f. österr. Gesch. 11. Ergbd. (1929)/492.

¹²⁷ Stadtarchiv Salzburg, Stadtbuch Reuther, S. 103.

Die schönen Tarife setzen sich auch nach Ungarn hinein fort, nach Ofen (vor 1420 und 1436) und zwar mit durchaus dem gleichen Aufbau und Inhalt. Eine gute Bestätigung liefert dazu die Zollrechnung von Preßburg von 1457/58. Flandern, Brabant, Maas, Niederrhein und England sind vertreten, sogar mit denselben Orten wie in Wien. Nur nimmt Brabant noch einen viel breitem Raum ein; neben Mecheln, Löwen und Brüssel tauchen auch Tienen, Herentals und Lier auf, anderweitig einmal noch Diest¹²⁸. Ja, wir können den Handelszug selbst nach Siebenbürgen verfolgen. Zolltarife aus Kronstadt und Bistritz für den Handel mit der Walachei und Moldau nennen 1412 Ypern, Löwen und Köln. Zu Anfang des 16. Jahrhunderts zeigen dann Zollrechnungen aus Kronstadt und Herrmannstadt Tuch von Brügge, von Mecheln, von Maastricht, Aachen und Köln, selbst von London bei der Ausfuhr nach zahlreichen Orten jenseits der Karpathen von Targovist bis Suczawa¹²⁹.

So bietet die Verbreitung des westeuropäischen Tuches in Oberdeutschland ein ziemlich einheitliches Bild: Die alten Tuchlandschaften führten ihre Erzeugnisse weiter ein, wenn auch der Anteil von Flandern bescheiden war. Brabant behauptete sich viel besser. Holland vermochte ziemlich Boden zu gewinnen, ohne in die erste Linie zu gelangen, während England allmählich immer bedeutsamer wurde. Das Londoner Tuch war schließlich mit dem von Mecheln überhaupt die verbreitetste Sorte im ganzen oberdeutschen Bereich.

Auch im letzten Jahrhundert des Mittelalters und über dieses hinaus zeigen sich in dem Verhältnis des deutschen Wirtschaftsgebietes zur nordwesteuropäischen Tuchindustrie wesentliche Abweichungen zwischen Nord und Süd. Der Norden ist Flandern treu geblieben und bis zuletzt behaupten hier die flandrischen Tuche die erste Stelle, vielfach von neuen Erzeugungsorten herkommend. Im Süden ist dagegen Flandern nur noch durch einige altberühmte Namen wie Brügge vertreten, während dafür Brabant stets einen breiten Raum einnimmt. Die brabantischen Sorten haben übrigens auch im Norden in Preußen und seinem Hinterland eine ausnahmsweise wichtige Stellung behauptet. Die Tuchlandschaft an Maas und Niederrhein hat ihre immerhin nur beschränkte Bedeutung für das gesamte deutsche Wirtschaftsgebiet behalten, weiterhin mit der besonderen Betonung der zur Donau und ihr entlang bis Siebenbürgen führenden Linie. Ganz neu hat Holland eine bedeutsame Geltung erlangt, allerdings wesentlich stärker im Norden als im Süden. Und schließlich zeugt die Lage im gesamten Gebiet für den gewaltigen Aufstieg der industriellen Bedeutung Englands, womit sich eine neue Zeit ankündigt.

¹²⁸ Michnay und Lichner: Ofner Stadtrecht von 1244—1421. Preßburg 1845. — Fejer: Codex dipl. Hungariae. T. X, Bd. 8, Nr. 313. — Fr. Kovats: Westungarns Warenverkehr im 15. Jahrhundert. Budapest 1902 (Ungarisch!).

¹²⁹ UB zur Geschichte der Deutschen in Siebenbürgen. III 1679 und 1692. — Rechnungen aus dem Archiv der Stadt Herrmannstadt und der sächsischen Nation 1380—1516. Herrmannstadt 1880. — Quellen zur Geschichte der Stadt Kronstadt in Siebenbürgen. I. Rechnungen 1503—26. Kronstadt 1886.

Auf dem mühsamen Wege des Zusammensuchens und Bündelns zahlloser Einzeltatsachen ist hier bei dem fast völligen Fehlen statistischen Stoffes zum ersten Male versucht worden, ein Bild von der Rolle des nordwesteuropäischen Tuchindustriegebietes für die mittelalterliche Wirtschaft Deutschlands zu gewinnen. Nur die Fülle der Tatsachen und nicht der einzelne besonders merkwürdige Fall kann ja die wirtschaftlichen Strömungen zeigen. Zahlreich sind die Lücken, oft widersprechend die Aussagen der einzelnen Nachrichten, so daß abschließende Urteile kaum möglich sind. Mancherlei ist aber doch heute mit Sicherheit zu erkennen.

Zunächst einmal steht fest, daß Deutschland für das mächtige Industriegebiet beiderseits des Kanals stets ein weites, vielfältiges und aufnahmefähiges Absatzgebiet war; nur eines von verschiedenen Absatzfeldern, das zweifellos im 12. und 13. Jahrhundert vor dem weit aufnahmefähigeren Mittelmeerkreis stark zurücktrat; aber es war doch auch in dieser Frühzeit schon vorhanden und es hat immer wenigstens für Teilgebiete des großen Industriebezirkes wesentliche Bedeutung besessen. Im Verlauf der Entwicklung ist es dann für ganze Tuchlandschaften lebensnotwendig geworden. Das gilt für die flandrische Industrie des 14. und 15. Jahrhunderts, die im Hansebereich den treuesten Kunden hatte. Es gilt aber auch für die englische Weberei derselben Zeit, die einen hohen Prozentsatz ihrer Erzeugung nach Deutschland geschickt hat. Es gilt für Holland zur gleichen Zeit und schließlich stets für das Maasgebiet und selbstverständlich den Niederrhein. Die deutsche Wirtschaft bildete so für den auf allseitigen Absatz angewiesenen Tuchbezirk immer eine wesentliche Größe. Das ist die Antwort der Tatsachen auf die eingangs gestellte Frage, ob Deutschland für die Industrie Nordwesteuropas etwas bedeutet hat oder nicht.

Bemerkenswert ist es, daß die Ausfuhr von Tuch aus Nordwesteuropa nach Deutschland so früh, d. h. mindestens um die Mitte des 12. Jahrhunderts und damit zu Anfang der Ostkolonisation begonnen hat. Zeitlich steht damit die Ausfuhr nach Deutschland kaum hinter der nach dem Mittelmeergebiet zurück und sie ist bereits mit den ersten Schritten zur Großindustrie im europäischen Nordwesten verknüpft.

Festzuhalten ist ferner, daß das Tuch des Nordwestens in alle Teile Deutschlands ging und so z. B. im 12. Jahrhundert mindestens bis zur mittleren Donau in Niederösterreich vorgedrungen war. Mit dem Fortschreiten der großen Besiedlungswelle im Osten kam es dann regelmäßig auch weiter ostwärts und hat so bald die gesamten Koloniallande erfaßt. Ja, der deutsche Handel trug es darüber hinaus nach ganz Skandinavien, nach Rußland, Polen und Preußen, nach Ungarn und in den Balkan. Später waren die Deutschen sogar an der Vermittlung bis hinunter ans Schwarze Meer und auch nach Italien beteiligt. Ja, die Oberdeutschen führten niederländische Tuche selbst zur See nach Spanien.

Zu unterstreichen ist ferner die Tatsache, daß Deutschland als Absatzgebiet für den ganzen Tuchbezirk in Frage kam. Natürlich hat es örtliche

und landschaftliche, ebenso zeitliche Schwankungen gegeben. Dabei kamen einmal die natürlichen Gegebenheiten zum Ausdruck, die etwa die südlichen französischen Tuchlandschaften ohne weiteres auf den Absatz nach Süden hinwiesen oder das Tuchgebiet in Westengland auf Südwestfrankreich, wohin auch sonst die engsten Verbindungen bestanden. So wirkten sich für Deutschland auch die bequemen und dicht befahrenen Seeverbindungen nach Flandern in dem besonderen Absatz der flandrischen Tuche im Hansegebiet aus. Im übrigen aber spiegeln die Schwankungen in den Beziehungen Deutschlands zum Tuchgebiet vielfach nur entsprechende Umschichtungen in dem Tuchbezirk selber wieder. Der jähe Zusammenbruch der Messen der Champagne um 1300 hat den Abbruch des deutschen Handels nach Frankreich und in der Folge bald das Verschwinden der französischen Tuche aus Deutschland zur Folge gehabt. Der Aufstieg Brabants als neues Tuchgebiet im 14. Jahrhundert, das Emporwachsen Hollands im 15. Jahrhundert haben auf die Zusammensetzung der Tucheinfuhr in Deutschland sofort entsprechende Auswirkungen gehabt. Das gleiche gilt für den Aufstieg Englands im 15. Jahrhundert. Bis zum Schluß aber finden wir alle niederländischen Tuchlandschaften und England in allen Teilen Deutschlands vertreten.

Eine ganz besondere Rolle spielte Deutschland als Absatzgebiet für die Tuchorte an der Maas und am Niederrhein. Für die letzteren bot es das einzige, für die ersteren das wichtigste Absatzfeld. Maastricht und Huy, später St. Trauten sind nur von Deutschland aus als große Tuchstädte wirklich nachzuweisen. Vor allem Maastricht erscheint mit seinem die ganzen Jahrhunderte überdauernden Absatz nach ganz Deutschland nunmehr als hervorragende Tuchstadt. Und dasselbe trifft für Aachen zu, dessen mittelalterliche Wirtschaftsleistung bisher kaum annähernd erkannt worden ist.

Wichtig ist es, die Träger so weitreichender Handelsgeschäfte, wie sie der Vertrieb der westeuropäischen Tuche über ganz Deutschland erforderte, richtig zu erfassen. Der Fernhandel der Flandrer, der Kaufleute von der Maas und dem Niederrhein von der Frühzeit bis ins 14. Jahrhundert hinein galt in erster Linie dem Vertrieb der Tuche. Schiffahrt und Handel des hansischen Gebiets nach Flandern und England empfangen vom Tuchhandel die wichtigsten Anregungen. Vom 14. Jahrhundert ab bildete das Tuchgeschäft das Kernstück des Meßhandels in Frankfurt und veranlaßte allein die massenhaften Fahrten der Brabanter auf die Messen. Ähnliches gilt für den Handel der Oberdeutschen zunächst nach Brügge, dann nach Antwerpen. Weithin bildete das Tuch eben den Hauptinhalt und wesentlichen Anreiz des Fernhandels.

Als letzte bemerkenswerte Einzelfrage will ich schließlich nur noch das Verhältnis der Tucheinfuhr aus dem Nordwesten zur einheimischen Tuchindustrie kurz streifen. Seit dem 13. Jahrhundert entwickelt sich das ja überall auf dem Lande, in jeder Stadt irgendwie betriebene Tuchgewerbe

auch in Deutschland an immer zahlreicheren Stellen zur Industrie mit Fernabsatz. Am Mittelrhein in ausgeprägtestem Maße, dann im Elsaß, in Schwaben und Franken, in Böhmen in breiter Streuung entstanden, abgesehen von vielen vereinzelt Sitzen, derartige Industrien mit bald nur landschaftlichem, bald weitreichendem Absatz. Im Norden gilt das für einzelne westfälische, niedersächsische und Seestädte, für das westliche Thüringen, für die Lausitz, für Schlesien und schließlich für Großpolen¹³⁰. Manche dieser Tuche sind zur Ausfuhr weit nach Osten, bisweilen auch ins Mittelmeergebiet gekommen, alle aber stellten nur mittlere und billige Massenware dar. Über ihnen standen immer in den mannigfachsten Abstufungen die Tuche aus dem Nordwesten als das einzige „Schöngewand“ oder *pannum pulchrum*. Von diesen unerreichten Vorbildern aber gingen für alle die landschaftlichen Industrien immer neue Anregungen technischer Art aus. Man suchte sich flämische oder englische Wolle als Rohstoff für angestrebte bessere Qualitäten zu verschaffen. Man nahm sich die fremden Tuche zum Vorbild; Bern wollte 1386 „Yperschwerch“ mit flämischer Wolle herstellen, Freiburg im Br. ebenso 1476, Rottweil 1474, Straßburg 1521. Soest nahm 1371 die Tuchordnung von Harderwijk als Muster und Göttingen 1476 das Tuch von Harderwijk, ebenso Hameln um 1500 das Tuch von Deventer, Eichstätt schon 1319 das von Aachen¹³¹. Beliebt war ferner die Heranziehung von Arbeitskräften als Lehrmeister aus den Landschaften im Nordwesten. Schon 1208 hießen in Wien die Färber Flandrer und auf den Zuzug von Webern und Färbern aus den Niederlanden stößt man in den deutschen Städten immer wieder. So verdankte die einheimische Industrie wirklich dem Vorbild im Nordwesten sehr viel.

Auf alle Fälle muß man so das Einströmen der nordwesteuropäischen Tuche ins mittelalterliche Deutschland für beide Teile als eine wirtschaftliche Notwendigkeit ansehen, dazu als eine der wesentlichen Tatsachen der europäischen Wirtschaftsgeschichte eines Zeitraumes von vier Jahrhunderten.

¹³⁰ Die polnischen Tuche habe ich in meinem Aufsatz „Zur Geschichte der wirtschaftlichen Beziehungen zwischen Oberdeutschland und dem deutschen Nordosten im Mittelalter (Schlesische Geschichtsblätter 1927) gesondert behandelt.

¹³¹ Staatsarchiv Bern, Alt Polizei-, Eid- und Spruchbuch S. 55. — T. Frank: Die Textilgewerbe der Stadt Freiburg i. Br. bis zum Ausgang des 16. Jahrh. Diss. Freiburg 1912. S. 26. — Greiner: Das ältere Recht der Reichsstadt Rottweil. Stuttgart 1900. S. 242. — Hanauer: Etudes économiques II/461. — Liesegang: Niederrhein. Städtewesen. Breslau 1897. S. 633. — Von der Ropp in Hans. Geschbl. 1892/172. — UB Hameln II/474. — Mon. Boica 50 Nr. 203.

VERZEICHNIS DER TUCHLANDSCHAFTEN UND TUCHSTÄDTE

- Aachen 20, 27, 28, 30/32, 35, 38/48, 50/58, 60, 61
 Aalst 19, 48, 50/52
 Aardenburg 18, 19, 32, 36, 38, 43, 44, 48
 Abbéville 2, 6, 7, 18, 21, 38, 54
 Aerschot 20, 39, 40, 43, 54/56
 Aire 19
 Amiens 6/8, 18, 21
 Amsterdam 21, 48, 50/57
 Antwerpen 20, 36, 39, 48, 50
 Armentières 19, 44, 45, 48
 Arras 4, 6/8, 16, 18, 19, 22, 28/30, 37, 40, 42/44, 46, 48, 54, 56
 Ath 51
 Aubenton 21
 Audenarde 18, 19, 32, 43, 44, 46, 48, 50, 53
 Aumale 21
 Bailleul s. Belle
 Bayeux 21
 Beauvais 6/8, 21, 31
 Belle 19, 52
 Bergen-op-Zoom 20, 44/46, 48, 50, 51
 Bern 61
 Bernay 21
 Béthune 19
 Beverley 22, 48, 51
 Blangy 21
 Böhmen 61
 Boesbeck 20, 43, 44, 48
 Boston 48
 Brabant 20, 23, 30, 31, 36, 37, 39/43, 45/47, 49/53, 55/58, 60
 Bristol 22, 48
 Brügge 4, 6/8, 16, 18, 19, 22, 28, 30/32, 35, 36, 38/40, 42/46, 48/50, 52/54, 56/58
 Brüssel 18, 20, 22, 30, 31, 35, 39/44, 46/49, 52/54, 56, 58
 brunetum 2
 Caen 6, 7, 16, 21
 Cambrai 6/8, 18, 20, 22, 37, 44, 45, 48, 50, 52
 Carcassone 10
 Castlecombe 48, 50
 Châlons 5, 6, 8, 11, 13, 16, 18, 21, 28, 30/33, 35, 38, 40/42
 Champagne 4, 5, 16, 21, 30, 33
 Chartres 5, 6, 8, 21
 Château-Landon 6, 8, 21
 Chimay 20
 Coggeshall 48
 Colchester 22, 48, 50/52
 Comines 19, 43/48, 50, 51
 Como 10
 Contich 22, 46, 48, 50, 51
 Corbie 6, 7, 21
 Cottswolds 22
 Dartmouth 22, 48
 Delft 21, 48, 50, 54, 56
 Dendermonde 19, 34, 40, 42/44, 46, 48, 50/54, 56
 Deventer 21, 48, 50, 61
 Diest 18, 20, 39/44, 48, 49, 54, 56, 58
 Dinant 20, 46/48, 51
 Dixmuiden 6, 7, 18, 19, 32, 35, 36, 38, 43/45, 48
 Dordrecht 20, 44, 45, 48, 51
 Dorn, Dornick s. Tournai
 Douai 4, 6, 7, 18, 19, 22, 28, 30, 33, 37, 43, 44, 50, 52
 Düren 20, 39, 40, 43, 44, 54, 56
 Duffel 20, 48, 50
 Edingen 20, 46, 48
 Eeclo 19, 43, 44, 48, 50
 Eichstätt 61
 Elsaß 61
 England 4, 5, 7/11, 14, 15, 21, 24, 26/29, 31/34, 36/47, 49/60
 Etampes 6/8, 21
 Eu 4
 Evreux 21
 Fauquembergues 48, 51
 Flandern 3/5, 7/10, 16, 17, 19, 20, 23/27, 29/31, 33, 34, 36/39, 41/43, 45/47, 49/53, 55/60
 Florenz 10
 Franken 61
 Freiburg i. Br. 61
 Friedberg 11
 Gamaches 21
 Gent 4, 6, 7, 9, 18, 19, 22, 27/33, 35/45, 48, 50, 53, 54, 56
 Gerardsbergen 19, 40, 42/44, 46, 48, 50, 51
 Ghistelles 16, 19, 32, 35/37, 43, 44, 46, 48, 51
 Göttingen 61
 Gouda 21, 48, 50
 Großpolen 61
 Guildford 22
 Haag 21, 48, 50
 Hal 20
 Halluin 20, 43, 44
 Hameln 61
 Harderwijk 21, 48, 50, 54, 55, 61
 Harlem 21, 48, 50, 54, 56
 Hasselt 20, 39, 43, 44, 48, 50
 Hennegau 7, 20, 29, 45, 51
 Herenthals 20, 39, 40, 44/46, 48, 51, 54/58
 Herzogenbusch 20, 39, 44, 45, 48, 50, 51, 53
 Hesdin 4, 6, 8, 21, 48, 51
 Holland 20, 45, 49/53, 55/60
 Hondschoote 20, 46/48, 51
 Hoorn 21, 48, 50, 52
 Hull 22, 48
 Huntingdon 22
 Huy 20, 28/31, 38/42, 54, 60
 Irland 37
 Isle-de-France 5, 21, 33
 Italien 10, 16, 30

- Kampen 21, 48, 50, 52, 53
 Katalonien 10
 Köln 20, 24, 27, 28, 31, 32, 35, 38/45,
 47, 48, 50, 52, 54/58
 Kortrik 18, 19, 43/46, 48
 Lagny 21
 Langemarck 20, 32, 35, 36, 38, 44, 45, 48
 Languedoc 10
 Lausitz 61
 Les Andelys 21
 Lessines 20, 44, 45, 48, 51
 Leyden 20, 48, 50/56
 Lier 20, 39, 40, 46, 48, 50/52, 54/56, 58
 Lille 6/8, 18, 19, 22, 28, 33, 37
 Lincoln 22
 Lynn 22, 48, 50
 Löwen 18, 20, 22, 39/44, 46/49, 52/58
 I. ombardei 10, 29
 London 22, 48/50, 52/58
 Louviers 6, 8, 21, 28, 29, 31, 40, 42
 Lüttich 6, 7, 20, 28
 Luxemburg 20
 Maasgebiet 7, 9, 20, 24, 27, 29/31, 33,
 41, 42, 49, 50, 55/60
 Maastricht 20, 27, 28, 30/32, 36, 38/45,
 47, 48, 50, 52/58, 60
 Mailand 10
 Maubeuge 20, 44/46, 48, 50, 51
 Mecheln 10, 18, 20, 22, 32, 36, 39/58
 Menin 19, 43, 44, 51
 Messines 20, 43, 44, 50, 51
 Mézières 21
 Middelburg 50
 Mittelrhein 10, 11, 61
 Montcornet 21
 Montivilliers 21, 48, 50, 54
 Montreuil 6, 7, 21, 38, 48, 50, 51
 Münstereifel 20, 43, 44
 Naarden 21, 48, 50/52
 Namur 20
 Neufchâteau 21
 Niederlande 11, 19, 22, 29
 Niederrhein 9, 20, 27, 29/31, 33, 41, 42,
 49, 51, 53, 55/60
 Niedersachsen 61
 Nieuwerkerke 20, 43, 44, 50, 52
 Ninove 19, 48, 50, 52
 Nivelles 20, 36
 Nordfrankreich 3, 5, 8, 9, 11, 17, 21,
 24, 29, 30, 33, 41, 49, 60
 Normandie 7, 8, 16, 21, 29, 33
 Northampton 22
 Norwich 22, 48, 50, 54
 Nottingham 22
 Orchies 19
 Ostburg 19, 43, 44, 48
 Oxford 22
 pannus bonus 35
 pannus coloratus 24, 35/37; de colore
 3, 8, 30
 pannus nobilis 29
 pannus pulcher 24, 37, 61, s. schön-
 gewand
 Paris 2, 5, 6, 8, 18, 21, 22, 28/30
 Perpignan 10
 Picardie 7, 21
 Polen 61
 Ponthieu 21
 Pontoise 21
 Poperinge 18, 19, 28, 30, 32, 33, 35/37,
 40, 41, 43/45, 48, 50, 51
 Provins 5, 6, 18, 21, 28, 31
 Reims 5, 6, 16, 18, 21, 28, 32, 35, 37, 38
 Rheinland 20
 Roermonde 20, 39, 40, 44, 45, 48, 50
 Ronse 19, 48, 52
 Rouen 6, 8, 18, 21, 31, 38, 54
 Rouselare 19, 43, 44, 48, 50, 51
 Rotterdam 21, 48, 50
 Rottweil 61
 Saint-Denis 21, 40, 41
 Saint-Lô 21
 Saint-Quentin 2, 6/8, 21, 28/31
 Saint-Riquier 1, 2, 6/8, 16, 21
 Sankt-Omars 6, 7, 18, 19, 32, 44, 45, 48
 Sankt-Truyden 18, 20, 39, 40, 42, 43,
 54/57, 60
 saye (sagia) 1/3, 4, 8, 16, 24, 36, 37,
 43, 47
 scharlach 2/4, 8, 9, 24/27, 29/31, 35/37,
 42, 56
 Schiedam 21, 44, 45, 48, 50
 Schlesien 61
 schöngewand 24, 61, s. pannus
 Schottland 22, 48, 50, 51
 Schwaben 61
 Sens 21
 Sichem 20, 39, 40, 43, 44, 54
 Soest 61
 Stamford 6/8, 16, 22
 stampfart 24, 29, 30, 33
 Steenvorde 43, 44
 Straßburg 61
 Thienen 20, 39/44, 46, 48, 51, 52, 54,
 56, 58
 Thüringen 61
 tiretay 24
 Tongern 20
 Tourcoing 20, 43, 44, 48, 50, 51
 Tournai (Dorn, Dornik) 4, 6/8, 22,
 28/33, 35/42, 48, 49, 51, 52, 54, 57
 Troyes 16, 21
 Turnhout 20, 48, 50, 52
 Utrecht (?) 36
 Valenciennes 6, 7, 20, 22, 28/30, 43/46,
 48, 50, 51
 Vermandois 21
 Verona 10, 33
 Vilvoorde 20, 39, 40, 42, 51/54, 56
 Warneton 19, 43/45, 51
 Wervicques 19, 43/48
 Westfalen 61
 Winchester 22, 35
 York 22
 Ypern 4, 6/8, 11, 12, 17/19, 22, 26/33,
 35/42, 44/46, 48/54, 56/58, 61

BEMERKUNGEN ZUM HANSE-NORWEGEN-PROBLEM

VON

JOHAN SCHREINER

Im Jahrgang 70 der Hansischen Geschichtsblätter (1951) gab Maria Wetki eine Analyse der norwegischen Literatur des letzten Halbjahrhunderts, soweit sie sich mit der oben bezeichneten Frage beschäftigt hat. Dabei erkennt sie zwar, daß die Meinungen der verschiedenen Forscher in Einzelfragen auseinandergehen; aber sie schreibt doch den norwegischen Historikern eine gemeinsame Auffassung des Grundproblems selbst zu. Sie erregt sich über alle „Vorwürfe“ und „Angriffe“, die von norwegischer Seite gegen die hansischen Kaufleute gerichtet worden sind. Gegenüber einer solchen nationalistischen Einseitigkeit will sie Sprecherin einer objektiven und rein wissenschaftlichen Betrachtungsweise sein.

Soweit ich sehe, gibt ihre Übersicht aber kein korrektes Bild von der norwegischen Forschung. Darüber hinaus glaube ich, daß auch ihre Auffassung des Sachverhalts selbst in Frage gestellt werden kann.

I

Alexander Bugge war derjenige Historiker in Norwegen, der als erster das Hanseproblem zum Gegenstand einer besonderen Untersuchung machte. Das geschah in dem 1899 erschienenen Buche über Selbstverwaltung und Handel der norwegischen Städte. Hier stellte Bugge, wie Maria Wetki ganz richtig sagt (S. 34), die These auf, die Hanse habe sich die Außenhandelsmärkte der Norweger angeeignet und einen selbständigen bürgerlichen Kaufmannsstand auskonkurriert. Es erstaunt mich sehr, bei M. Wetki zu lesen, daß „die ganze folgende Literatur“ diese Behauptung gutgeheißen habe; es wird direkt gesagt (S. 37 Anm. und S. 42), daß auch ich in dieser Hinsicht Bugges Auffassung teile.

In meinen beiden Büchern (*Hanseatene og Norges nedgang*, Oslo 1935, und *Hanseatene og Norge i det 16. århundre*, Oslo 1941) habe ich aber gegen die Behauptung Stellung genommen, daß es in Bergen ein norwegisches Bürgertum gegeben habe, das von den Hansen auskonkurriert worden sei. Nicht ich kann also dafür verantwortlich gemacht werden, daß Bugge in dieser Hinsicht die Zustimmung anderer norwegischer Historiker gefunden hat. Und zudem glaube ich nicht, daß heute irgendein sachverständiger Forscher seine Anschauung noch teilt. Sie dürfte ein hoffentlich überwundenes Stadium der norwegischen Geschichtswissenschaft bezeichnen.

„Seit Bugge zerbrechen sich die norwegischen Wirtschaftshistoriker den Kopf, warum ein so seetüchtiges Volk wie die Norweger an diesem Typ (d. h. dem offenen Langschiff ohne Laderaum) festhielt“, erklärt M. Wetki (S. 39). Sie selbst gibt für dieses Phänomen eine Erklärung, die vollkommen mit derjenigen übereinstimmt, die ich selbst in meinem Buch von 1935 gegeben habe. In der Wikingerzeit und bis zur Mitte des 12. Jahrhunderts spielte der Außenhandel im norwegischen Volkshaushalt eine untergeordnete Rolle. Einen Umsatz von Bedarfsgütern gab es, praktisch genommen, nicht. Ausfuhr sowohl wie Einfuhr scheinen ausschließlich aus Luxuswaren bestanden zu haben. Die norwegischen Schiffe liefen aus mit Walroßzähnen oder Pelzwerk; nach Hause brachten sie dafür Wein und Weizenmehl, Honig, kostbare Stoffe oder Schmuck und Schwerter. Nur sehr bescheidene Warenmengen konnten mit Fahrzeugen des wikingischen Schiffstyps über das offene Meer befördert werden.

Bedarfsträger für einen derartigen Außenhandel war eine nur sehr begrenzte Bevölkerungsgruppe, nämlich die Grundbesitzer, also der König, die geistlichen Institutionen und die weltlichen Großen. Aus ihrem Landbesitz und ihren öffentlichen Befugnissen vereinnahmte diese kleine Gruppe verschiedene Waren als Pachtzinsen, Steuern und Zehnte; solche Überschußprodukte von Jagd und Fischerei bildeten die Grundlage der Ausfuhr. Diese Art Handel setzten König und Aristokratie auch dann noch fort, als die auf Massenwaren, wie Dörrfisch und Brotgetreide, beruhende neue Schifffahrt längst eingesetzt hatte. Daher konnte auch die alte Schiffsform noch weiterhin, bis tief ins 13. Jahrhundert, in Norwegen verwendet werden.

Zahlreiche in England bewahrte Urkunden der ersten Hälfte des 13. Jahrhunderts zeigen deutlich, wer vorzugsweise Außenhandel und Schifffahrt in Norwegen betrieb. Besonders häufig wurden englische Häfen von Schiffen besucht, die Eigentum des Königs oder des Erzbischofs waren; andere gehörten den Klöstern. Als „Kaufleute aus Norwegen“ werden 1224 u. a. ein Mönch, ein Priester und ein Abt genannt, also Leute, die kaum in eigener Sache handelten. Das gleiche Bild ergibt sich, wenn man die Eigentumsverhältnisse in Bergen betrachtet; Höfe und Grundstücke waren hier im Besitz von Adligen, Kirchen und Klöstern. Das eingesessene Bürgertum in dieser Stadt stand jedenfalls ganz im Schatten der Aristokratie, war wohl im wesentlichen Dienstvolk der grundbesitzenden Klasse. Eine wirtschaftlich unabhängige Stadtbevölkerung, die zahlenmäßig ins Gewicht gefallen wäre, suchen wir im 13. Jahrhundert vergebens. Der Quellenbefund ist insofern eindeutig.

Das Hauptargument für seine Behauptung fand Bugge in den Zollrechnungen der englischen Stadt Lynn aus den ersten Jahrzehnten des 14. Jahrhunderts. Er selbst hat das Verdienst, dieses einzigartige Material ans Licht gebracht zu haben. Aus ihm ergibt sich folgendes: Im Laufe

des Jahres 1303 wurde Lynn von 19 norwegischen Schiffen besucht, vom 29. September 1304 bis zum folgenden Jahrestag waren es 21, im nächsten Jahr 22 Schiffe. Zwischen dem 29. September 1306 und dem 20. August 1307 betrug die Zahl der norwegischen Schiffsbesuche 8, sie sank auf 2 zwischen dem 29. September 1308 und dem 8. August 1309. Wiederum nur zwei norwegische Schiffe begegneten 1322; vom 29. September 1323 bis zum nächsten Jahrestag waren es 6 oder 7, in den ersten acht Monaten von 1325 kamen 8 norwegische Schiffe nach Lynn. Aus diesen Zahlen glaubt Bugge schließen zu können, daß die Norweger in bedeutendem Umfang an der Ausfuhr von Stockfisch in großen seegehenden Schiffen des Koggentyps, nach Art der Norddeutschen und Engländer, beteiligt waren. Ferner sah er hierin einen Beweis dafür, daß die norwegischen Städte von einem zahlreichen und kapitalstarken Kaufmannsstand bewohnt waren, der nicht hinter seinen ausländischen Konkurrenten zurückstand.

Gegen Bugges Auffassung hob ich in meinem Buch von 1935 hervor (S. 42), daß viele dieser norwegischen Kaufleute und Schiffer vermutlich kein selbständiges Geschäft betrieben, sondern im Dienst geistlicher oder weltlicher Grundherren standen. Das ist aus einem Brief von 1306 oder 1307 zu schließen, in dem es von einer langen Reihe norwegischer Bischöfe, Barone und königlicher Dienstleute heißt, daß *touz soient marchantz et eyent nefz et marchandises venant en Lenn et aillors en Engleterre*¹. Diese Deutung wird ferner durch eine jüngst erschienene Untersuchung der Grundbesitzverhältnisse in Bergen bestätigt². Nicht nur auf der „Brücke“, deren städtische Bebauung bis ins Ende des 11. Jahrhunderts zurückreicht, waren norwegische Große die Grundeigentümer. Das gleiche gilt auch von der anderen Seite des Hafens (des *Uågen*), längs des „Strandes“, der erst um 1300 aufgeteilt und bebaut worden ist. Noch um diese Zeit also spielte die Aristokratie in Bergens wirtschaftlichem Leben eine größere Rolle als die Bürgerschaft.

Der Kritik an Bugges Behauptung hat M. Wetki ein neues Argument hinzugefügt. Sie bemerkt (S. 43): „Die stille Partnerschaft (zwischen deutschem Kaufmann und norwegischem Großgrundbesitz) würde eine Erklärung geben für die norwegische Lynn-Hausse 1303—1310, als die Hanse zur Blockade Lynns schritt. In dieser Zeit besuchen auffallend viele norwegische Schiffe Lynn, aber auffallend große. Die stille Partnerschaft ermöglichte den Hansen, trotz der Blockade sich weiter am Lynn-Geschäft zu beteiligen, nun selbst als stiller Teilhaber . . . Die norwegische Lynn-Hausse flaut bezeichnenderweise schon vor 1310 ab, als die Hanseblockade Lynns aufgehoben wurde. Damit übernahm wieder der hansische Firmen-

¹ Dipl. Norv. XIX, Nr. 456.

² Bernt Lorentzen, *Gård og grunn i Bergen i middelalderen* (Det Hanseatiske Museums Skrifter, Nr. 16), Bergen 1952.

teil offiziell das Geschäft, scheint es.“ Diese Beobachtung halte ich für interessant und sicher richtig: die norwegische Hochkonjunktur nach 1300 beruht auf einer Fiktion. Ich bezeuge M. Wetki mit großem Vergnügen meine Anerkennung dafür, daß sie hier eine sehr plausible Erklärung für ein Phänomen gegeben hat, das ich selbst, trotz einigem Kopfzerbrechen, nicht zu klären vermochte.

Im Laufe des 12. Jahrhunderts vollzog sich eine epochale Veränderung im norwegischen Außenhandel. Die zeitgenössischen Quellen vom Ende des Jahrhunderts berichten, daß der Stockfisch damals ein wichtiges Ausfuhrgut aus Bergen geworden sei. Diese Veränderung beruhte am allerwenigsten auf norwegischer Initiative, und es waren auch nicht in erster Linie Norweger, die den neuen Massentransport übernahmen. Vielmehr spielten hier Ausländer entschieden die Hauptrolle, und unter ihnen standen die Westdeutschen voran. Aber um die Mitte des 13. Jahrhunderts gewannen die Lübecker und ihre Nachbarn an der Ostsee die Oberhand. Das lag daran, daß Norwegen seit dieser Zeit regelmäßiger Zufuhr von Brotgetreide bedurfte, wahrscheinlich besonders für die wachsende Fischerbevölkerung im Nordland (Lofoten). In den vorhergehenden Jahrzehnten hatte die norwegische Regierung versucht, Korn aus England zu beschaffen; aber nur die Getreidegebiete an der Ostsee konnten eine jährliche Zufuhr sicherstellen. Wie abhängig Norwegen von dem ostdeutschen Getreide war, zeigte der norwegisch-deutsche Konflikt in den 1280er Jahren. Eine Blockade war ausreichend, um der norwegischen Regierung Friedensbedingungen aufzuzwingen, die den ostdeutschen Getreidelieferanten ihre grundlegenden Privilegien in Norwegen verschafften.

Formell waren diese Handelsrechte gegenseitiger Natur, aber das beweist nur, daß Lübeck und die übrigen deutschen Städte eine norwegische Konkurrenz nicht zu fürchten hatten. Die Überlegenheit der Deutschen bezeugen auch zwei Briefe des norwegischen Königs Haakon Haakonsson an den Lübecker Rat von ca. 1250³. Er bat, die Lübecker möchten wie gewöhnlich (*more solito*) ihre Schiffe senden, mit den Waren „deren unser Reich bedarf (*nostro regno necessariis*)“. Aber der König ersucht gleichzeitig darum, daß auch seine eigenen Untertanen an dem Getreidetransport teilhaben könnten, „solange Teuerung in unserem Reich herrscht (*dum caristia in regno nostro duraverit*)“ — also wohl als außergewöhnliche Maßregel. Normal war es augenscheinlich, daß deutsche Fahrzeuge den Transport besorgten.

Diese Anschauung vom norwegischen Außenhandel, die — um es zu wiederholen — auch erklärt, warum der alte Schiffstyp sich in Norwegen so auffällig lange halten konnte, habe ich des näheren in den genannten Büchern ausgeführt (Hanseatene og Norges nedgang, S. 9—19; Hanseatene

³ Lüb. UB. I, Nr. 154, 155.

og Norge i det 16. århundre, S. 15 ff. und — in deutscher Zusammenfassung — S. 361 ff.)⁴.

II

In ihrem nächsten Abschnitt (Der Verfall der Landwirtschaft, S. 47—52) äußert Maria Wetki: „Abweichend von der sich heute ständig festigenden Auffassung, daß der Bevölkerungszusammenbruch Europas im Verlauf der Pestzüge von strukturell entscheidender Bedeutung war, macht die norwegische Wirtschaftsforschung in erster Linie die Hansen für die agrarische Entwicklung in Norwegen nach der Pest verantwortlich.“ Und weiter: „Warum die norwegische Wirtschaftsforschung sich sträubt, sich der Auffassung anzuschließen, daß die Pest katastrophenartig auf die europäische Wirtschaft wirkte, ist nicht verständlich.“ Diese allgemein gehaltene Charakteristik gibt kein ganz korrektes Bild.

Im Jahre 1920 veröffentlichte der norwegische Landwirtschaftshistoriker S. Hasund eine Untersuchung über die wirtschaftlichen Auswirkungen der Pest in Norwegen. Erstmals wurden hier die Quellenbelege über Bodenpreise und Einkünfte der Grundbesitzer vor und nach dem Pestjahr 1349 systematisch geprüft. Für das eine wie für das andere konnte Hasund ein gewaltiges Absinken nachweisen. Seit dieser Zeit, also während des letzten Menschenalters, ist es herrschende Lehre in der norwegischen Forschung gewesen, daß Norwegens Niedergang im Spätmittelalter durch die Pest verschuldet war.

Vor mir haben, soweit ich sehe, nur zwei Historiker diese Meinung bezweifelt. Edvard Bull glaubte, daß der Niedergang einer Klimaverschlechterung zuzuschreiben sei. Daß dieser Faktor mitgewirkt hat, darf als Möglichkeit nicht ausgeschlossen werden; das Problem wird zur Zeit von norwegischen Botanikern mit pflanzenchronologischen und pollenanalytischen Methoden gründlich untersucht. Der andere Opponent gegen Hasund war Oscar Albert Johnsen, der, von anderem Quellenmaterial ausgehend, die Ansicht vertrat, daß die Verminderung der Bevölkerungszahl weit unbedeutender gewesen sei, als Hasund annahm. Eine kritische Untersuchung der Behauptungen von Johnsen hat indessen gezeigt, daß sie ganz unhaltbar sind; die methodische Grundlage ist völlig unzureichend⁵.

Spätere Forschung hat vielmehr Hasunds Ergebnisse bestätigt. Es ist unbestreitbar, daß das Absinken des Landzinses in den Menschenaltern nach 1349 katastrophalen Umfang hatte. Es dauerte mehrere Jahrhunderte, bis die Bevölkerungszahl wieder die Höhe von 1349 erreicht hatte. Darüber sind sich heute alle norwegischen Historiker einig; die

⁴ Meine Stellungnahme zu Bugges Anschauungen ist ausführlicher dargelegt in der Besprechung von *Den norske sjøfarts historie* in (norw.) *Hist. Tidsskr.* XXXVI, S. 255 ff. (Oslo 1952).

⁵ Asgaut Steinnes in (norw.) *Hist. Tidsskr.* XXXII (Oslo 1940).

Feststellung, die auf einem überwältigenden Quellenmaterial beruht, läßt sich überhaupt nicht bestreiten.

Indessen erhebt sich hier eine Frage, der ich in dem Buch „Pest og prisfall i senmiddelalderen. Et problem i norsk historie“ (Oslo 1948) nachgegangen bin. Warum dauerte es mehrere Jahrhunderte, bis Norwegen imstande war, die Folgen der Pest zu überwinden, während die Wirkung in anderen Ländern verhältnismäßig kurzfristig war — zum Beispiel in Schweden, das doch für einen Vergleich besonders nahe liegt? Daß der Bevölkerungsverlust anderswo ziemlich rasch ersetzt wurde, geht besonders aus dem englischen Quellenstoff hervor, der in ganz anderem Umfang erhalten ist, als irgendwo auf dem Kontinent. Englische Forscher haben es, wie mir scheint, wahrscheinlich gemacht, daß die spätmittelalterliche Agrarkrise in England andere Ursachen hatte, als die Pest in der Mitte des 14. Jahrhunderts. Diese bedeutete gewiß einen gewaltigen Schock, hatte aber keine langdauernden wirtschaftlichen Folgen.

Die Abhandlung von Friedrich Lütge⁶, auf die M. Wetki so großes Gewicht legt, hält sich ganz in traditionellen Bahnen und kennt die neuere englische Forschung nicht. Daß ein so hervorragender deutscher Historiker in diesem entscheidenden Punkt versagt, muß wohl in erster Linie als tragisches Zeichen einer jahrelangen geistigen Isolation bewertet werden. Wesentlichere Beiträge zum Thema geben zwei Arbeiten von M. Postan, Cambridge: „Some economic evidence of declining population in the later Middle Ages“⁷ und sein Referat auf dem Pariser Historikerkongreß 1950⁸. Hier hätte M. Wetki in reichem Maße aktuelle Gesichtspunkte kennenlernen können.

Welche speziellen Verhältnisse haben nun die Sonderentwicklung in Norwegen veranlaßt? Darüber heißt es in meinem Buch (S. 91): „Eine Antwort mit dem Anspruch auf Zuverlässigkeit oder Vollständigkeit läßt sich überhaupt nicht geben. Wer immer sich mit dem Problem beschäftigt, muß sich klar sein, daß er keinesfalls weiter als bis zu einem gewissen Grad von Wahrscheinlichkeit gelangen kann. Doch soll uns die Furcht vor Fehlgriffen nicht dazu verleiten, vor einem Problem zu kapitulieren, das immer zu den ganz zentralen in der norwegischen Geschichtswissenschaft gehören wird.“ Von „Behauptung“ oder „Beweisführung“ ist hier demnach gar nicht die Rede.

Meine Hypothese — mehr ist es also nicht — baut auf der Tatsache auf, daß der Butterpreis in Norwegen im Laufe des Jahrhunderts vor 1275 um etwa 50% im Verhältnis zum Getreidepreis gestiegen ist. Zwischen ca. 1275 und der Mitte des 14. Jahrhunderts hielt sich der Preis konstant. Dann aber stieg er wieder im Verhältnis zu anderen Waren

⁶ Das 14./15. Jahrhundert in der Sozial- und Wirtschaftsgeschichte, Jbb. f. Nat. ök. u. Stat., 1950.

⁷ The Economic History Review 1950.

⁸ IX^e Congrès International des Sciences historiques, I: Rapports. Paris 1950.

und lag um 1400 wieder 50—60 % höher als 1350. Was kann die Ursache für diese beiden großen, aber deutlich erkennbaren, aufsteigenden Wellenbewegungen im norwegischen Butterpreis sein? Mir scheint, daß man die Erklärung am ehesten in einer steigenden ausländischen Nachfrage nach norwegischer Butter suchen muß. Soweit entsprechendes Preismaterial aus den Ostgebieten vorliegt, können wir dort (speziell in der damaligen polnischen Hauptstadt Krakau) eine ganz parallele Tendenz feststellen.

Norwegische Quellenbelege aus den Jahren 1186, 1282 und 1315/16 berichten eindeutig, daß die Butter neben dem Stockfisch dasjenige Produkt war, das der deutsche Kaufmann vor allem aus Norwegen auszuführen wünschte. Für seine Geschäftsverbindung mit dem Landgebiet um Bergen und mit Westnorwegen überhaupt muß die Butter eine Hauptrolle gespielt haben. Das könnte möglicherweise die Preissteigerung in dem Jahrhundert, nachdem der hansische Bergenhandel begonnen hatte, erklären.

Auf diesem Hintergrund erhebt sich eine weitere Frage: Ist es quellenmäßig möglich festzustellen, ob die deutschen Beziehungen zu Westnorwegen nach ca. 1350 zugenommen haben? Tatsächlich ist das nachweisbar, und die Antwort kann mit einer Sicherheit gegeben werden, die bei Problemen der mittelalterlichen Geschichte sonst ungewöhnlich ist.

Das Münzsystem, nach dem in Norwegen im 14. Jahrhundert gerechnet worden ist, beweist, daß der Verkehr mit England eine große Rolle für das ganze norwegische Westland gespielt haben muß und daß hier viele englische Münzen umgelaufen sein müssen. Da das Geldsystem in England zu einer Zeit sehr stabil war, in der es in Norwegen immer ungleichartiger und unübersichtlicher wurde, ging man in Westnorwegen dazu über, alle Preistaxen, sei es für Waren, sei es für Arbeitslohn, in englischer Münze festzusetzen. Hier kam es so weit, daß englische Prägungen die entscheidende Rolle im inländischen Geldwesen spielten.

Gegen Schluß des 14. Jahrhunderts aber wurde das englische Geld mehr und mehr von lübischen und anderen deutschen Sorten verdrängt. Mit Hilfe der Münzsorten, die bei kirchlichen Erhebungen einkamen, läßt sich der Übergang ziemlich genau datieren. Ein Vergleich zwischen den Rechnungen des Bistums Stavanger für 1358 und 1364 einerseits, 1413, 1417 und 1421 andererseits zeigt deutlich den Unterschied. Von ausländischen Silbermünzen erscheinen in den beiden ältesten Rechnungen fast ausschließlich englische, dagegen in den drei letzten Jahren keine einzige solche; statt dessen begegnen hier verschiedene Geldsorten, die sämtlich von den Hansen nach Norwegen gebracht sein müssen. In den dazwischenliegenden Menschenaltern hatten also deutsche Kaufleute ihre englischen Konkurrenten in den Landgebieten Westnorwegens endgültig aus dem Felde geschlagen. Das stimmt mit dem überein, was wir auch sonst wissen. Gerade um 1400 griffen die Hansischen zu drastischen Mit-

teln, um die Engländer aus Bergen zu vertreiben; und diese Aktion blieb nicht ohne Folgen. Im 15. Jahrhundert gehört es zu den Seltenheiten, daß englische Schiffe die norwegische Hafenstadt aufsuchten.

Die Hansen erlangten also eine Monopolstellung im Westland während der zweiten großen Aufstiegsstufe der Butterpreise. Es liegt zum mindesten nahe, anzunehmen, daß die beiden Erscheinungen in ursächlichem Zusammenhang stehen.

Statt meine weiteren Überlegungen hier darzustellen, will ich M. Wetki das Wort geben, die sowohl über meine Ansichten berichtet, als auch dagegen polemisiert: „Er bringt das Steigen des Butterpreises (in Norwegen) mit dem Hansekaufmann in Verbindung. Der Hansekaufmann habe bis 1370 die Butter vorzugsweise aus Schweden bezogen, sei dann aber dazu übergegangen, Norwegen zum Hauptbutterlieferanten seines Handelssystems zu machen . . . Er stützt seine Behauptung auf die in den Lübecker Pfundzollbüchern der Jahre 1368—70 belegten Einfuhren schwedischer Butter, die viel höher sind als in den achtziger Jahren . . . Aber auf die Einfuhren dieser Jahre kann man sich für Schreiners Behauptung nicht berufen, denn es sind keine Normaljahre. 1368/69 war der deutsche Kaufmann nicht in Bergen anwesend. Er wurde 1368 im Kriege gegen Waldemar Atterdag vor Ankunft der Nordfahrerflotte abberufen. Damals traten die deutschen Städte an die Seite Schwedens . . . Schon der Import des Jahres 1369 sinkt auf fünf Neuntel des Vorjahres, der des Jahres 1370 fällt noch weiter. Man müßte aber 1370, im Jahre des Friedensschlusses, eher eine Rückkehr zum normalen Handelsvolumen, einen höheren Import als 1369 erwarten, wenn Schweden wirklich der Hauptlieferant der hansischen Importbutter gewesen wäre. Nun steht aber der sinkende schwedische Butterimport in Parallele zur Rückkehr des deutschen Kaufmanns nach Bergen noch vor Friedensschluß im Herbst 1369.“ Aus diesen Einwänden ergibt sich für M. Wetki die Feststellung: „Im Rahmen der politischen Ereignisse gewinnen die großen schwedischen Butterlieferungen einen anderen Sinn . . . Das ergibt ganz andere Schlußfolgerungen.“

Offen gestanden muß ich M. Wetki in ihren kritischen Einwänden gegen meinen Gebrauch der Zahlenangaben unbedingt recht geben. Ich danke ihr für diesen einleuchtenden Hinweis auf meinen Irrtum. Sie hat mir zu einem richtigeren Verständnis dieses Quellenmaterials verholfen.

Die Zahlen zeigen, daß der große schwedische Butterexport von 1370 eine außergewöhnliche, durch eine vorübergehende Kriegssituation bedingte Erscheinung war. Als wieder normale Handelsverhältnisse eintraten, nahm auch der Warenaustausch wieder seine normale Form an — nämlich eine sehr bedeutende hansische Butterausfuhr aus Bergen. Aber das bestätigt ja gerade das, was ich vermute: daß Norwegen in der zweiten Hälfte des 14. Jahrhunderts Lübecks Hauptlieferant für diese

Ware war. Insofern hat meine Schlußfolgerung noch eine bessere Begründung erhalten, als ich ihr selbst hatte geben können.

Leider sind norwegische Quellenangaben über einen solchen Handel sehr selten; immerhin finden sich doch einige. Im August 1341 bekannte der Bischof von Bergen, daß er zwei deutschen Kaufleuten eine Menge Butter schulde, die etwa 30 Tonnen entsprach⁹. Im September des gleichen Jahres, so hören wir ferner, hatte der Bischof Einfuhrwaren von einem Deutschen erhalten, die „aus unserem und der Kirche Gut in Bergen mit Butter, Pelzwerk und anderem Kaufmannsgut bezahlt werden sollten“¹⁰. Endlich kaufte ein Rostocker 1344 in Oslo außer Häuten und Fellen auch 46 Tonnen Butter¹¹. Solche verstreuten Angaben deuten doch zum mindesten an, daß die Butter zu den norwegischen Ausfuhrsgütern gehörte.

Über die Ansichten, was die ungünstige agrarische Entwicklung in Norwegen verursacht habe, äußert M. Wetki: „Während Johnsen in seiner Norwegischen Wirtschaftsgeschichte dem hansischen Getreideimport die Schuld daran zumißt, erscheint Schreiner der hansische Butterexport als Wurzel des Übels.“ Der Name von Oscar Albert Johnsen wird jedoch zu Unrecht in diesem Zusammenhang genannt. In seinem Buch von 1924, „Noregsveldets undergang“, erwähnt er jenen Gesichtspunkt überhaupt nicht. Wenn es in seiner „Norwegischen Wirtschaftsgeschichte“¹² allerdings geschieht, so ist das nur ein Nachklang der Gedankengänge, die ich in meinem Buch von 1935 dargelegt habe. Ich bin es also, der für die Hervorhebung beider Faktoren verantwortlich gemacht werden muß.

Wir haben kein Mittel, um zu entscheiden, ein wie großer Teil des norwegischen Getreidebedarfs nach ca. 1250 durch Zufuhren aus den Ostseestädten gedeckt werden mußte. Das einzige, was mit Sicherheit gesagt werden kann, ist, daß das Land völlig auf solchen Import angewiesen war. Immer wieder mußten die Norweger erfahren, daß das lebenswichtige Brotkorn von anderswo her nicht zu beschaffen war. Insofern befand sich Norwegen in einer äußerst ungünstigen Sonderstellung. Gewiß mußten auch Flandern und Friesland Korn von den Hansen kaufen. Aber deswegen gewannen doch die norddeutschen Städte noch keinen bedeutsamen wirtschaftlichen, geschweige denn politischen Einfluß auf jene zentralen westeuropäischen Landschaften. Anders stand es mit Norwegen. Hier kann man von einem Abhängigkeitsverhältnis zur Hanse sprechen, das weitreichende Folgen hatte.

Nichts deutet darauf hin, daß das relativ teure deutsche Einfuhrgetreide etwa eine direkte Konkurrenz für den Kornanbau in Norwegen dargestellt hätte. Dagegen ist es möglich, daß die landwirtschaftlichen Betriebsformen von der Preissteigerung für Butter in dem Jahrhundert vor ca. 1275

⁹ Dipl. Norv. X, Nr. 47.

¹⁰ Dipl. Norv. V, Nr. 154.

¹¹ Dipl. Norv. IV, Nr. 280.

¹² Jena 1939.

beeinflusst worden sind. Eine beginnende Tendenz, vom Getreidebau zur Viehzucht überzugehen, würde es erklären, daß das hansische Importgetreide nicht nur nach Bergen und den nordnorwegischen Fischereigebieten ging, sondern allmählich auch in den kleinen Städten Ostnordwegens verkauft wurde.

Da die deutsche Butter-Ausfuhr für die norwegischen Bauern schon seit dem Ende des 12. Jahrhunderts eine Realität war, konnten die fremden Kaufleute ihre wirtschaftliche Vormachtstellung nach der Katastrophe von 1349 noch weiterhin steigern. Der Bevölkerungsverlust durch die Pest mußte die Umstellung in der Landwirtschaft plötzlich und in besonderem Maße begünstigen und damit die Buttererzeugung zu einem noch bedeutenderen Faktor werden lassen. Wenn die Hansen überhaupt imstande waren, diesen Wandel auszunutzen und das norwegische Wirtschaftsleben planmäßig zu regulieren, so mußten sie gerade deswegen — als Herren über die Kornversorgung des Landes — in Norwegen eine stärkere Stellung einnehmen, als irgendwo anders in ihrem weitgedehnten Handelsgebiet.

Dies also ist mein Versuch, die Zusammenhänge zu erklären. Ich betone nochmals, daß es nur ein Versuch ist und nie mehr sein kann. Nichts wäre mir lieber, als eine weitere Erörterung dieses Problems.

III

Der größte Teil der Wetkischen Arbeit (S. 52—79) beschäftigt sich mit dem Verhältnis der hansischen Kaufleute zu der nordnorwegischen Bevölkerung und zu ihren Handelskonkurrenten in Bergen. Dabei stellt sie fest, daß die norwegische Forschung und insbesondere meine eigene unter großen methodischen Mängeln leide und die Quellen unzureichend analysiere. Durch Darlegung der deutschen Auffassung wird im Schlußabschnitt versucht, den Qualitätsunterschied aufzuweisen. Wir wollen prüfen, ob denn wirklich ein so tiefgehender Unterschied im wissenschaftlichen Niveau und in der historischen Bewertung besteht.

In einer Vorschrift für den Kaufmann in Bergen, die älter als 1422 sein soll und in jenem Jahr erneuert wurde, heißt es: *Schal nemandt jennige foegede, papenn, ampttlude, borger aversthrandt* (am Strand, gegenüber der Brücke) *dat nene rechte norvars sinn, jenniges weges sudder edder nordewert udthredenn*¹³. Die Bestimmung stellt ein Programm dar. Der Kaufmann will verhindern, daß Bergener Bürger unabhängig vom Kontor Geschäfte mit den Nordländern und der Bauernbevölkerung trieben. Wer nicht *rechte norvar* war, sollte boykottiert werden.

Zweimal hat diese Handelspolitik Anlaß zu gewaltsamen Zusammenstößen gegeben, in den Jahren kurz vor 1440 und im Jahre 1523.

¹³ Norges gamle Love, II, 2, S. 684, Art. 63/64. Vgl. Hanseatene og Norges i det 16. århundre, S. 64.

1. Wegen des Krieges zwischen dem Unionskönig Erich von Pommern und der Hanse war das Kontor zu Bergen von 1427 bis 1433 geschlossen. Nunmehr tauchten nachweislich auch Engländer wieder hier auf. Unzweifelhaft haben auch die Bürger auf dem Strand eine große Aktivität entfaltet; sie werden versucht haben, die Plätze der Deutschen einzunehmen. Nachdem sich der Kaufmann wieder an der Brücke niedergelassen hatte, kam es naturgemäß zu Reibereien. Dies ergibt sich aus einer Klage des Rates der Stadt Bergen von 1440, in der angegeben wird, daß die Deutschen nach ihrer Rückkehr mehr Übergriffe begangen hätten als je zuvor¹⁴. Worum es sich bei diesen Übergriffen handelte, erfahren wir durch eine gleichzeitige Beschwerde der Bürgerschaft von Bergen.

„Mit Hauen und Schlagen“ hatten die „Kontorischen“ die Leute aus der Stadt angegriffen, „die ihre Schifffahrt von Bergen mit Kaufmannsgut zur See ausüben wollten“. „Mit Gewalt und Übermut des Kaufmanns“ wurde einem Bergener Bürger ein größerer Posten Fisch abgenommen. Auch andere Bergener Bürger, die nach Nordland handelten, wurden mißhandelt¹⁵. Wenn das Schriftstück in mehreren Fällen den Geschädigten als *en nordfar* bezeichnet, so bezieht sich das unzweifelhaft auf *Borger aversthrandt, dat nene rechte norvars sinn*¹⁶. Es handelte sich um Personen, die in jene Tätigkeit eingriffen, die der Kaufmann sich selbst vorbehalten wollte. Solchen Personen gegenüber wandten die Deutschen die Mittel an, die sie dienlich fanden.

2. Im Herbst 1523 befand sich der Kaufmann in einer einzigartig günstigen Lage. Mit Lübecks Beistand war Christian II. aus seinen Reichen vertrieben; und der neue König Friedrich I., der Waffengenosse der Hansen, wünschte in den Besitz von Bergenhus, der wichtigsten Festung in Westnorwegen, zu kommen. Das konnte nur mit Hilfe der „Kontorischen“ geschehen. Am 8. November, einige Wochen vor dem Eintreffen des neuen Herren, rechneten die Deutschen mit ihren Gegnern innerhalb des Bergener Handelslebens ab. Sie drangen in die Ratsstube ein, wo alle Privilegien der Stadt verwahrt waren, und nahmen das ganze Bündel mit sich. Man muß beabsichtigt haben — wie die Bergener selbst das ausdrückten —, „alle der Burger zukommenden Handell, Narunge vnnnd Kauffmannschafft“ an sich zu reißen. Eine große Zahl von Ausländern, die das Bürgerrecht in Bergen gewonnen hatten, wurde überfallen, ihre Warenbestände wurden geplündert. Der Kaufmann erzwang von ihnen das Gelöbnis, Bergen vor Eröffnung der Sommersaison 1524 zu verlassen. Ein Verzeichnis der Güter zeigt, daß die Überfallenen selbständigen Handel mit den Siedlungen und der Fischerbevölkerung in Nordland trieben¹⁷.

¹⁴ Norges gamle Love II, 1, S. 244.

¹⁵ a. a. O., S. 245 f., Art. 1—2, 4—5.

¹⁶ Vgl. mein oben zitiertes Buch, S. 64 f.

¹⁷ Ausführliche Belege a. a. O., S. 65—67.

Der deutsche Kaufmann auf der Brücke versuchte also, mit den ihm zur Verfügung stehenden Machtmitteln seine Konkurrenten auf dem „Strand“ zu treffen.

Die hier gebrachten Beispiele könnten leicht durch andere vermehrt werden. Sie zeigen, daß die Deutschen zielbewußt und mit harter Hand darum kämpften, ihre alte Monopolstellung im Bergener Wirtschaftsleben ständnis.

schwerster Art“ bezeichnet werden kann, entzieht sich meinem Ver-
aufrecht zu erhalten. Wie ein solcher Nachweis als eine „Anschuldigung
von Bayern, den norwegischen Reichsrat beauftragte, die Streitigkeiten
zu untersuchen und einen Vorschlag für neue gesetzliche Bestimmungen

Die Bittschriften von 1440 hatten die Folge, daß der König, Christoph
zu machen. Im Herbst 1444 kam dann ein Gesetzentwurf der Räte
zustande, der im Dezember des gleichen Jahres die königliche Bestätigung
erhielt.

Offensichtlich sind die Ratsmitglieder gründlich zu Werke gegangen.
Sie begnügten sich nicht damit, die Verhältnisse zu ordnen, über die sich
die Bergener vier Jahre vorher beklagt hatten. Anscheinend haben auch
die Nordländer Anlaß erhalten, sich auszusprechen.

Das Gesetz enthält zwei für den kontorischen Handel wichtige Be-
stimmungen. Zum ersten wurde vorgeschrieben, daß der nordländische
Stockfisch nach der Ankunft in Bergen ausschließlich in Packhäusern ge-
lagert werden sollte, die Norwegern gehörten. Besondere königliche
Dienstleute wurden damit beauftragt, die Ware zu sortieren. Zum zweiten
hieß es, daß nur die Hälfte der Ware zur Abtragung der Schulden, welche
die Fischer beim Kaufmann hatten, verwendet werden dürfe; den Rest
sollten sie im freien Markt absetzen dürfen¹⁸.

Die Kontorischen betrachteten die königliche Verfügung als einen
radikalen Eingriff in ihre überkommenen Rechte. Ihre Proteste hatten zur
Folge, daß in Bergen 1446 eine Zusammenkunft während der Marktzeit,
zu der die Nordfahrer in der Stadt waren, stattfand. Was sich hier
ereignete, wissen wir aus der eigenen Darstellung des Kontors¹⁹.

Von norwegischer Seite erschienen mehrere Mitglieder des Reichsrates
unde dat gemene volk, besundergen de Nordervaer. Die Räte verlangten,
daß die königliche Verordnung gehalten werde, *unde verbunden sick vort
myt dem gemenen Norman bysunder myt den Norderuaren, de ene by
dem andern myt lyue unde gude to bliuende; des in ene vulkamen
vorwillinge heelt (sic) eyn ysslick vpp syne hand*.

Hier handelt es sich nicht um Vertreter der Bürger auf dem Strand;
solche werden überhaupt nicht genannt. Es sind die Nordländer, die
gegen den Kaufmann auftreten und ihre besonderen Forderungen geltend
machen.

¹⁸ Norges gamle Love II, 1, S. 235 f., 239 f., Art. 15, 242, Art. 27.

¹⁹ HR II, 3, S. 208—214.

Diese Haltung kann nicht wundernehmen. Die Bevölkerung in den nordnorwegischen Fischereidistrikten muß sehr stark das Gefühl ihrer Unfreiheit gegenüber dem Kontor gehabt haben. Daß es sich tatsächlich um Unfreiheit handelte, kann nicht wohl bestritten werden.

Damit ist aber keineswegs gesagt, daß die Deutschen auf der Brücke die Nordländer ausgebeutet hätten. Der Kaufmann mußte ein selbstverständliches Interesse daran haben, daß das Volk in Nordland unter befriedigenden Umständen lebte; das Verhältnis kann mit der Einstellung der Gutsbesitzer zu ihren leibeigenen Bauern verglichen werden.

Es versteht sich, daß die Preise für Fisch und für Korn jederzeit von Konjunkturen bestimmt wurden, über die auch das Kontor nicht Herr war. Aber die Deutschen allein notierten die Preise sowohl für ihre eigenen wie für die nordländischen Waren. In ihrer Hand lag das Wraken und Sortieren des Stockfisches. Sie verlangten, daß dieser an bestimmte Kaufleute als Abschlag auf Schuld geliefert werde. Und es war für die Nordländer sehr schwer, die Schuldenlast loszuwerden. Kurz gesagt: dies war kein Handel zwischen zwei gleichgestellten Partnern. Das ist der springende Punkt. Jeder Versuch, diese fundamentale Tatsache zu verschleiern, ist eine falsche Harmonielehre²⁰.

In einer volkstümlichen Darstellung, die 1938 erschien, schrieb ich folgendes²¹:

„Vom britischen Kanal bis zur Finnischen Bucht erstreckte sich das Wirkungsfeld der Hansen. Von der Küste Finnmarkens bis weit hinauf ins Rheintal war das Wirtschaftsleben darauf eingestellt, diejenigen Waren zu erzeugen, die die Hansen absetzten. Gebiete, die früher in Eigenwirtschaft abgeschlossen gelegen hatten, wurden einem Warenaustausch eröffnet, der ganz Europa zu einem gemeinsamen Handelsgebiet zusammenfügte. Es entstand ein Weltmarkt, sei es für Textilien verschiedenster Art, sei es für Stockfisch und Salzhering, oder Bier und Wein. Gewerbe erwachsen, für die es früher keinen Nährboden gegeben hatte. Es war also eine gewaltige Umwälzung, die die Hansen hervorriefen. Durch ihre eigene Unternehmungslust förderten sie den Wohl-

²⁰ Etwas ganz anderes ist es, daß der Fischereibetrieb im Nordland und die norwegische Besiedlung von Finnmarken als ein Ergebnis der hansischen Wirksamkeit aufzufassen ist. Vgl. Halvdan Koht in (norw.) Hist. Tidsskr. XXIX (Oslo 1930), S. 32: Da der norwegische Pelzhandel aus Finnmarken im 13. Jahrhundert von Nowgorod auskonkurriert wurde, „war es ein großes Glück für die norwegische Beherrschung dieses Gebietes, daß eben zu dieser Zeit die Kaufleute der norddeutschen Städte die Fischausfuhr aus Norwegen zu einem Großbetrieb erhoben, der immer größerer Mengen Fisch bedurfte. Man muß meiner Ansicht nach damit rechnen, daß es diese neue Nachfrage war, durch die die Fischerei in Finnmarken begründet wurde, so daß gerade damals, seit Ende des 13. Jahrhunderts, eine norwegische Besiedlung der Küste von Finnmarken erwuchs, weit in den Osten bis hin nach Varanger“. Ich selbst schließe mich uneingeschränkt dieser Auffassung Kohts an; sie hat allgemeine Zustimmung unter den norwegischen Historikern gefunden.

²¹ De tusen hjems bibliotek: Verdenshistorie II, S. 123.

stand anderer. Selbst wenn die deutschen Kaufleute sich immer von der Aussicht auf eigenen Vorteil leiten ließen und keinen Dienst ohne Gegendienst leisteten, so waren sie doch weit davon entfernt, als Ausbeuter aufzutreten, und dachten nicht daran, fremde Völker zur Fron für sich zu zwingen. Die Bürger der Städte waren keine Gewaltmenschen, die Raub und Plünderung im Sinn hatten. Sie wünschten friedliche Zustände, denn in Fehdezeiten wurde der Gang des Handels erschwert. Sie wünschten gesicherte Bedingungen für den Seefahrer, wenn er sich in fremden Reichen aufhielt, und feste Rechtsregeln, die ihm sein Guthaben garantierten. Insofern wurden die Deutschen nicht nur Träger eines neuen wirtschaftlichen Lebens, sondern außerdem auch Vorkämpfer für eine stabilere Staatsordnung und größere Rechtsicherheit. In den nordischen wie in den baltischen Ländern bedeutete die Hansezeit eine sowohl wirtschaftliche wie kulturelle Umwälzung.“

Alles, was hier gesagt ist, kann ich auch heute unterschreiben. Ich habe niemals die Hansekaufleute wegen irgendetwas angeklagt. Nach meiner Meinung soll der Historiker am besten überhaupt nicht die Rolle des Richters übernehmen. Was ich zu erklären versuchte, ist, warum die Hansen eine so dominierende Stellung in Norwegen erlangten und warum ihre Vorherrschaft so schicksalsschwere Folgen für das Land hatte.

*

Diese kurzen Bemerkungen wären nicht niedergeschrieben worden ohne starken Antrieb von zwei Männern, die große Bedeutung für mein eigenes Studium der hansischen Geschichte gehabt haben, Professor Fritz Rörig und Archivdirektor A. von Brandt. Auch ich darf mich vielleicht unter die Schüler Rörigs rechnen. Mit meinem langjährigen Freund v. Brandt habe ich diese und andere Probleme des nordisch-deutschen Verhältnisses diskutiert. Er hat mir die große Freundlichkeit erwiesen, das Manuskript ins Deutsche zu übersetzen.

Ich hoffe, daß diese Bemerkungen als ein ehrlicher Versuch, gemeinsame Probleme guten Willens zu erörtern, aufgefaßt werden. Hier haben auch wir Historiker eine aktuelle Aufgabe zu erfüllen.

NACHWORT

Meine Studien zum Hanse-Norwegenproblem sind in einer Zeit jahrelanger Isolierung und unter fast völligem Mangel an einschlägiger Literatur entstanden. Daher können Herrn Prof. Schreiners Ausführungen und Berichtigungen nur dankbar begrüßt werden.

Das gilt vor allem der Klärung seiner Stellung zu Bugge, die mir wegen verschiedener Stellen als Verteidigung von Bugges älterer Ansicht erschien.

Daß seine Ausführungen über das norwegische Schiff in meiner Arbeit nicht genügend klar herausgestellt worden sind, habe ich selbst schon bedauert, und ich freue mich, daß er die Sachlage bereits geklärt hat.

Der dritte Fehler, dessen Aufklärung ich ihm verdanke, ist das irreführende „Die Nordfahrer“ S. 59, Zeile 7, das unbedingt „Andere Nordfahrer“ wie in der angeführten Quelle gelesen werden muß. Aber auch so ist der folgende 3. Abschnitt (S. 59, Zeile 10—18) zu streichen. Außerdem ist auf S. 41, Zeile 7, statt 1294 richtig 1249, und auf S. 53, Zeile 18, statt 143 richtig 1432 zu lesen.

Schließlich und hauptsächlich ist es aber die Bereitschaft zur Diskussion, die Fritz Rörig so am Herzen lag, für die ich Herrn Prof. Schreiner danken möchte.

Maria Wetki

HANSISCHE GESCHICHTSFORSCHUNG UND GESCHICHTSLEHRE IN DEN USA

VON

WILLIAM L. WINTER

Dem Versuch, einen umfassenden Überblick von dem Stand der hansischen Geschichtsforschung in den Vereinigten Staaten von Nordamerika zu geben, können zwei grundlegende Feststellungen vorangeschickt werden:

1. Im Rahmen der auf allen Gebieten mit großer Intensität betriebenen historischen Forschungen in den Vereinigten Staaten nimmt die hansische Geschichte vergleichsweise einen nur bescheidenen Platz ein. Dies gilt besonders, wenn die so sorgsam und in breiter Fülle vorliegenden US-amerikanischen Arbeiten zur deutschen oder skandinavischen Geschichte, welche in engem historischen Zusammenhang mit der hansischen stehen, als Maßstab dienen. Diese Tatsache überrascht um so mehr, als doch die Entwicklung der Hanse und die gesamte spätmittelalterliche und frühneuzeitliche Geschichte Nordeuropas in politischer und wirtschaftlicher Hinsicht unlösbar ineinander verwoben sind. Zudem bietet das Studium der hansischen Entwicklung nicht nur ein in Gegenstand und Umfang abgegrenztes und selbständiges Gebiet innerhalb der Geschichtsforschung, sondern es werden darüber hinaus die Wurzeln der neueren kulturellen und sozialen Verhältnisse Nordeuropas bloßgelegt, sowie mannigfache Einblicke in die geistigen Zusammenhänge der Gegenwart eröffnet. Unter diesem Aspekt ist die Feststellung, daß die amerikanische Geschichtsforschung die Hanse ganz allgemein vernachlässigt um so bedauerlicher, zumal sie sich sonst die Erforschung der politischen, rechtlichen, wirtschaftlichen und kulturellen Bedingungen und Verhältnisse besonders angelegen sein läßt.

2. Als zweite wichtige Erkenntnis dieser Untersuchung hat sich herausgestellt, daß die Universität des Staates California in Los Angeles es für sich in Anspruch nehmen darf, das einzige bedeutende Zentrum der amerikanischen Hanseforschung zu sein. Sie verdankt diese Stellung vor allem den zwei ausgezeichneten Lehrern David K. Bjork und Waldemar Westergaard, deren Wirken in doppelter Hinsicht fruchtbar gewesen ist. Einmal, indem sie im Rahmen ihrer Lehrtätigkeit der hansischen Geschichte besondere Aufmerksamkeit schenkten und entsprechende Materialsammlungen anlegten, und zum anderen in der Förderung und Ausbildung derjenigen Forscher, welche die Geschichte der Hanse und des Ostseeraumes als ihr Arbeitsgebiet betrachteten. Aus der Schule Westergaards und Bjorks sind schon einige qualifizierte und mit der Geschichte Nordwest-

und Nordosteuropas wohlvertraute Schüler hervorgegangen. Gerade diese „Schule“ hat wesentlich zu dem Ruf der Universität California beigetragen, ein Mittelpunkt der nordischen und baltischen Geschichtsforschung zu sein.

Im Zusammenhang mit diesem Bericht muß gefragt werden, wann die amerikanische Öffentlichkeit erstmalig mit dem Bereich der Hanse Fühlung aufgenommen hat. Schon ehe sich die amerikanische Geschichtsforschung überhaupt mit der Hanse beschäftigt hatte, war das Bewußtsein von der Bedeutung dieses Städtebundes durchaus lebendig, besonders in rechtlicher Beziehung. Noch zu Anfang des 19. Jahrhunderts wurde im Seerecht z. T. nach hansischen Prinzipien verfahren. Die Vereinigten Staaten haben u. a. auch einen Vertrag mit den drei Hansestädten Bremen, Hamburg und Lübeck abgeschlossen¹, in welchem die besondere Stellung der noch mit den althansischen Privilegien ausgestatteten Städte zum Ausdruck kam. Die Vereinigten Staaten sind im späten 19. Jahrhundert zu einer Großmacht aufgestiegen. Erst der Spanische Krieg läßt das vom Atlantischen und Stillen Ozean umgebene Amerika als seemächtigen Schiedsrichter internationaler Spannungen auftreten. Vergleicht man nun die amerikanische mit der hansischen Geschichte, so offenbart sich ein grundsätzlicher Unterschied. Während in der hansischen Politik klar hervortritt, daß die Herrschaft zur See in enger Wechselwirkung zu der hinter ihr stehenden wirtschaftlichen Kraft steht, wurde in den Vereinigten Staaten diese Beziehung erst im 1. Weltkrieg und nachher erkannt. Das war also etwa zu dem Zeitpunkt, in welchem nach allgemeiner Meinung die Macht des britischen Weltreiches zu sinken begann. Die amerikanischen Politiker des späten 19. Jhdts. haben diese innige Verbindung zwischen Seemacht und Handel nicht genügend gewürdigt. Selbst heute ist sie noch nicht voll ins Bewußtsein gehoben. So sind die herrschenden Schwierigkeiten in der Unterhaltung einer unabhängigen, nicht auf Subvention der Regierung angewiesenen Handelsflotte eines der Zeugnisse für eine gestörte Volkswirtschaft. Auch muß das Fehlen einer der Förderung des internationalen Handels dienenden vernünftigen Zollpolitik als Beweis dafür angesprochen werden, daß Amerika es versäumt, seine Weltstellung in entsprechender Weise zur Geltung zu bringen. Nur wenn der Amerikaner die engen wechselseitigen Beziehungen erkennen würde, welche zwischen Seeherrschaft, Seehandel und Handelsabkommen einerseits und dem wirtschaftlichen Fortschritt und dem Wohlstand andererseits obwalten, dann

¹ „Convention of Friendship, Commerce, and Navigation, with the Free Hanseatic Republics of Lubeck, Bremen and Hamburg. Concluded December 20, 1827; ratifications exchanged at Washington June 2, 1828; proclaimed June 2, 1828.“ Text in The Executive Documents of the Senate of the United States for the Second Session of the Forty-Eighth Congress, and the Special Session of the Senate convened March 4, 1885 (Washington, 1885: Vol. I, part 2, pp. 533—536). Der Vertrag wurde am 30. April 1852 erneuert.

würde er auch bereit sein, den mahnenden Warnungen, welche die Geschichte der Hanse ausspricht, gebührende Beachtung zu schenken.

Im 19. Jahrhundert zeigte sich in Amerika hier und da ein gewisses öffentliches Interesse für die Hanse. Ein Beispiel dafür ist die Veröffentlichung von Helen Zimmern „Hansa Towns“ (1889) in einer populären Buchreihe². Beachtenswerter dürfte ein Aufsatz von Ellen Churchill Semple „The Development of the Hanse Towns in Relation to their Geographical Environment“ (1899) sein, worin diese, wohl durch die Schule des Geographen Ratzel angeregte Autorin einen schönen Beitrag zur historisch-ursächlichen Erforschung der Hanse vorlegt. Zur gleichen Zeit wurde damals die Geschichte der Hanse von europäischen, besonders von deutschen Historikern nachhaltig gefördert. Dies hatte zur Folge, daß nunmehr das Wesen und Wirken der Hanse in wachsendem Maße bekannt wurde.

Der erste Weltkrieg ließ in den Staaten eine feindliche Stimmung gegen alles Deutsche aufkommen, die sich auch auf Kultur und Sprache erstreckte. So kam es, daß das bis dahin gezeigte Interesse für allgemeine deutsche Geschichte zeitweise erlahmte. Dagegen aber nahm die amerikanische Forschung nunmehr in wachsendem Maße Anteil an der hansischen Geschichte, welche jetzt räumlich und zeitlich näher herangerückt schien.

Schon 1904 veröffentlichte William E. Lingelbach in „The American Historical Review“ eine Studie über „The Merchant Adventurers at Hamburg“, worin die Zeit vom 16. Jhd. bis auf Napoleon behandelt wird. Im Jahre 1926 erschien ein Buch „The Danish Sound Dues and the Command of the Baltic“ von Charles E. Hill, welches manchen Aufschluß über die Beziehungen zwischen Dänemark und den Hansestädten in der Zeit des 13.—19. Jhdts. gibt. Diese Arbeiten stehen jedoch in keinem festen Zusammenhang der hansischen Forschung, den wir erst neuerdings in den Bestrebungen Westergaards und Bjorks an der anfangs schon erwähnten Universität California finden. Bjork hat u. a. die Urkunden der Archive von Brügge, Lübeck und Reval fotokopieren lassen und darüber einen Bericht „Three Hansa Towns and Archives — Bruges, Lübeck, Tallinn“ geschrieben. Darüber hinaus hat Bjork bemerkenswerte Abschnitte der hansischen Geschichte bearbeitet. So z. B. „Piracy in the Baltic: 1375—1398“ (Speculum, XVIII, 1943) und „The Peace of Stralsund“ (Speculum, VII, 1932). Die hier erarbeiteten Ergebnisse sind von besonderem wissenschaftlichen Wert. — Westergaard betrachtet die Hanse vom skandinavischen Standpunkt aus. Von seinen Studien müssen besonders hervorgehoben werden „Denmark, Russia, and the Swedish Revolution 1480—1503“ (Slavonic Review, XVI, 1937/38) und „Hansa Towns and Scandinavia on the Eve of Swedish Independence“ (The Journal of Modern History, IV, 1932). Im Jahre 1932 hat Westergaard den Vorschlag gemacht, alle die Geschichte des Ostseeraumes anlangenden Quellen zu

² Genaue Titelangaben in der angehängten Bibliographie.

sammeln und zu veröffentlichen. Dies sollte in Form einer internationalen Forschungsgemeinschaft geschehen. Leider blieb diesem Unternehmen, welches der Geschichtsschreibung ein unvergleichliches Material in die Hand gegeben hätte, die Verwirklichung versagt.

Einige Schüler Westergaards haben sich inzwischen als Historiker einen Namen erworben. Um nur drei zu nennen: Walther Kirchner mit Arbeiten zur Geschichte der Ostseeküstenländer („Die Bedeutung Narwas im 16. Jhdt.“, „The Russo-Livonian Crisis of 1555“, „England and Denmark 1558—1588“, „Russia and the Rise of the Baltic Question“); John Murray in skandinavischer und niederländischer Geschichte des 18. Jhdts. und Raymond Lindgren in skandinavischer Geschichte. Der Berichterstatter selbst hat einen Aufsatz über das Hansekontor zu Brügge und sein Verhältnis zu den Niederlanden („Netherland Regionalism and the Decline of the Hansa“ in *The American Historical Review*, LIII, 1947/48) veröffentlicht. — Unabhängig von den eben genannten Wissenschaftlern hat Raymond de Roover die wirtschaftlichen Verhältnisse Brügges im Mittelalter in dem von der Mediaeval Academy of America herausgegebenen großen Werk „Money, Banking and Credit in Mediaeval Bruges“ (Cambridge/Mass., 1948) sorgfältig untersucht. — Ferner sind in diesem Zusammenhang noch zwei weitere Arbeiten zu nennen. Erstens die eben vor dem Abschluß stehende Untersuchung des an der Universität Texas lehrenden Archibald R. Lewis über „The Northern Seas: 300—1100“. Lewis setzt sich hier mit den politischen und wirtschaftlichen Machtverhältnissen des nordeuropäischen Raumes in diesem, der hansischen Epoche vorgelagerten Zeitraum auseinander. Zweitens die Untersuchung des an der Ohio State University wirkenden Robert H. Bremner über „The United States and Bremen“, worin u. a. eine plastische Vorstellung vom Wirtschafts- und Handelsgeist der Hanse und der bis auf den heutigen Tag sorgsam bewahrten hansischen Traditionen am Beispiel dieser Hansestadt vermittelt wird. (Weitere Literaturangaben in der angefügten Bibliographie.)

Um einen allgemeinen Eindruck davon zu erhalten, in welchem Maße die Geschichte der Hanse heute zum Gegenstand der historischen Forschung und Lehre in den Vereinigten Staaten gemacht wird, hat der Berichterstatter den Versuch einer Befragung der in Betracht kommenden Unterrichts- und Forschungsstätten (Colleges, Universitäten, Institute) unternommen. Unter Zuhilfenahme eines auf drei Hauptfragen konzentrierten Fragebogens wurde um Aufklärung darüber gebeten, ob

1. Forschungsarbeiten, welche sich mit der Geschichte der Hanse befassen, durchgeführt werden,
2. hansische Geschichte in den Unterrichts- und Lehrplänen Berücksichtigung findet,
3. a) die wirtschaftliche,
b) die diplomatische,

c) die politische Geschichte Nordeuropas vom Spätmittelalter bis zur frühen Neuzeit (1100—1650) in Forschung oder Lehre behandelt wird.

Ferner wurden die Leiter der befragten Anstalten gebeten, gegebenenfalls auch solche Personen zu nennen, die selbständig mit den in Frage kommenden Materien befaßt sind.

Der Fragebogen wurde an 129 Anstalten versandt; davon haben 90 geantwortet. Die in den Antworten enthaltenen Mitteilungen sind von besonderem Interesse. Zunächst muß die Tatsache hervorgehoben werden, daß an keiner Anstalt Kurse abgehalten werden, die sich ausschließlich mit der Geschichte der Hanse beschäftigen. Dagegen melden einige Stellen, daß die Hanse als historisches Phänomen bei der Behandlung der allgemeinen Geschichte durchaus beachtet wird (z. B. innerhalb der Geschichte des Mittelalters, der Geschichte Deutschlands, Europas und der skandinavischen Länder, sowie der Wirtschaftsgeschichte usw.). Jedoch ist die hansische Geschichte stets nur ein Teil innerhalb des Gesamtstoffes. An vier Anstalten werden Kurse in skandinavischer Geschichte abgehalten. Außerdem werden an einigen Universitäten Kurse über die Geschichte anderer europäischer Länder veranstaltet, mit denen die Hanse in enger historischer Beziehung stand, z. B. über die Geschichte Polens und Litauens (Marquette University, Milwaukee), Geschichte des südlichen und östlichen Ostseeraumes (Indiana University, Bloomington). Dieser Kursus ist während des akademischen Jahres 1951/52 begonnen worden und gehört zu dem Studienplan des dort gleichzeitig begründeten osteuropäischen Forschungsinstituts (Institute of East European Studies). Im ersten Semester wurde in diesem Zusammenhang die Hanse als wichtige historische Erscheinung in der Geschichte dieses Raumes behandelt. An der Universität New York wird in einem Kursus die Geschichte des Ostseeraumes in der Neuzeit vermittelt (*The Baltic in Modern History*). Außerdem werden die skandinavischen Völker innerhalb der europäischen Geschichte (*Scandinavian Peoples in European History*) behandelt. Dabei ist die Zeit der Vorherrschaft der Hanse (. . . *the dominance of the Hansa*) ein ausdrücklich betontes Thema. Die Universitäten Indiana (Bloomington), Wisconsin (Madison) und die Northwestern University (Evanston, Illinois) bieten ebenfalls Kurse in skandinavischer Geschichte. An der Universität Yale (New Haven, Connecticut) werden zur Zeit Dissertationen über politische und diplomatische Probleme der deutschen Geschichte angefertigt. Auch an der Johns Hopkins Universität (Baltimore) werden unter Prof. Lane historische Studien über süddeutsche Städte betrieben.

Trotz dieser angeführten wenigen Beispiele muß, im ganzen gesehen, nachdrücklich festgestellt werden, daß an der überwiegenden Mehrzahl der befragten Anstalten der hansischen Geschichte weder in Forschung noch in Lehre Beachtung geschenkt wird.

Was nun die in Amerika vorhandenen Sammlungen zur hansischen Geschichte betrifft, so ist wiederum die Universität California in Los Angeles an der Spitze zu nennen. Der Hauptakzent des dort vorhandenen Materials liegt auf den wechselseitigen Beziehungen zwischen der Hanse und den skandinavischen Ländern. Hierbei spielt naturgemäß der Ostseeraum die erste Rolle. U. a. liegen Mikrofilme von Archivmaterial aus den Archiven in Kopenhagen, Stockholm, Reval, Riga, Königsberg, Danzig, Stettin, Stralsund, Lübeck, den Haag, London und Paris vor. 1930 hat die Universitätsbibliothek die Sammlung Kristian Erslev angekauft. Die ebenfalls vorhandene Sammlung Aage Friis enthält ungefähr 1400 Titel und 600 Flugschriften, welche der neueren nordeuropäischen Geschichtsforschung wertvolle Dienste leisten. Auch die Privatbibliotheken der Professoren Westergaard und Bjork müssen mit ihren nordeuropäischen Abteilungen genannt werden. Los Angeles verfügt damit wahrscheinlich über die größten diesbezüglichen Bestände, sowohl an gedrucktem als auch an ungedrucktem Material.

Aber es finden sich auch ansehnliche Sammlungen in den Universitäten Yale, Minnesota (Minneapolis), Indiana (Bloomington), Wisconsin (Madison), in der Städt. Bücherei von New York und der Bibliothek der „American Swedish Society“ in Philadelphia. Die Bibliothek des Kongresses (Library of Congress in Washington) ist ebenfalls vorzüglich mit den bisher erschienenen Werken zur hansischen Geschichte ausgestattet und mit Mikrofilmen gut versehen.

Zum Abschluß dieses Berichtes sei die Hoffnung ausgesprochen, daß sich die amerikanischen Historiker in steigendem Maße der hansischen Geschichtsforschung widmen mögen.

BIBLIOGRAPHIE

I. Veröffentlichte Arbeiten, Quellen und Materialien zur hansischen Geschichte sowie zur Geschichte des Ostseeraumes

Vorbemerkung: Dies ist keine vollständige Zusammenstellung allen amerikanischen Materials zur Geschichte des Ostseeraumes, jedoch ist versucht worden, alles das zu umfassen, was sich mit dem Studium der Hanse befaßt.

Beardwood, Alice, Alien Merchants in England, 1350 to 1377; their Legal and Economic Position. (Mediaeval Academy of America Monographs, No. 3). Cambridge, Mass., 1931.

Bjork, David K., The Peace of Stralsund. (Speculum, VII, 1932, S. 447—476.)
—, —, Piracy in the Baltic: 1375—1398. (Speculum, XVIII, 1943, S. 39—68.)
—, —, Three Hansa Towns and Archives — Bruges, Lubeck, Tallinn. (Pacific Historical Review, IX, 1940, S. 297—306.)

Bremner, Robert H., The United States and Bremen. (The American-German Review, XVI, 1950, S. 26—30.)

- Desty, Robert, *A Manual of the Law Relating to Shipping and Admiralty, as Determined by the Courts of England and the United States*. San Francisco, 1879.
- The Executive Documents of the Senate of the United States for the Second Session of the Forty-Eighth Congress, and the Special Session of the Senate convened March 4, 1885. Washington, D. C., 1889. (Vol. I, part 2 contains the text of the convention of friendship, commerce, and navigation concluded December 20, 1827, between the United States and the Hanseatic republics of Lübeck, Bremen and Hamburg [pp. 533—536].)
- The Federal Cases; . . . cases . . . in the Circuit and District courts of the United States . . . (1789—1880) . . . 30 vols. St. Paul, Minnesota, 1894—97. (Appendix [Vol. XXX] contains laws of Wisby and the Hansa Towns.)
- Gade, John Allyne, *The Hanseatic Control of Norwegian Commerce during the Late Middle Ages*. Leiden, 1951. (Ph. D. dissertation, Department of History, Columbia University, New York.)
- Hatfield, J. T., *The Hanseatic League and the King James Bible*. (The American-German Review, XI, 1945, S. 10—13, 39.)
- Hess, Mary Anthonita, Sister, *American Tobacco and Central European Policy; Early Nineteenth Century*. Washington, D. C., 1948.
- Hill, Charles E., *The Danish Sound Dues and the Command of the Baltic: A Study of International Relations*. Durham, North Carolina, 1926.
- Kirchner, Walther, *Background of German „Junker“ Society in Russia*. (Delaware Notes, 1945.)
- , —, *Die Bedeutung Narwas im 16. Jahrhundert*. (Historische Zeitschrift, CLXIII, 1952, S. 265—284.)
- , —, *Le commencement des relations économiques entre la France et la Russie*. (Revue historique, CCII, 1949, S. 161—183.)
- , —, *England and Denmark, 1558—1588*. (The Journal of Modern History, XVII, 1945, S. 1—15.)
- , —, *The Russo-Livonian Crisis of 1555*. (The Journal of Modern History, IX, 1937, S. 142—151.)
- Leighly, John, *The Towns of Mediaeval Livonia*. (University of California, Publications in Geography, Vol. 6, Nr. 7, 1939, S. 235—313.)
- Lingelbach, William E., *The Merchant Adventurers at Hamburg*. (The American Historical Review, IX, 1904, S. 267—287.)
- Murray, John J., *Baltic Commerce and Power Politics in the Early 18th Century*. (Huntington Library Quarterly, VI, 1943, S. 293—312.)
- , —, *The Peasant Revolt of Engelbrekt Engelbrektsson and the Birth of Modern Sweden*. (The Journal of Modern History, XIX, 1947, S. 193—209.)
- Peters, Richard, *Admiralty Decisions in the District Court of the United States for the Pennsylvania District*. Philadelphia, 1807.
- Redlich, Fritz, *The Business Activities of Eric Bollmann, an International Promotor 1796—1814*. (Bulletin of the Business Historical Society, XVII, 1943, No. 5, 6.)
- , —, *Eric Bollmann, A Forgotten Citizen of Two Worlds*. (The American-German Review, XI, 1944, S. 23—25.)
- , —, *Essays in American Economic History; Eric Bollmann and Studies in Banking*. New York, 1944.

- de Roover, Raymond, *Money, Banking and Credit in Mediaeval Bruges*. (Mediaeval Academy of America, Publication No. 51.) Cambridge, Mass., 1948.
- , —, *L'évolution de la lettre de change, XIVe—XVIIIe siècles*. (Affaires et Gens d'Affaires 4.) Paris 1953.
- Semple, Ellen C., *The Development of the Hanse Towns in Relation to their Geographical Environment*. (Journal of the American Geographical Society of New York, XXXI, 1899, S. 236—255.)
- Vernadsky, George, *The Baltic Commerce of the West Russian and Lithuanian Cities during the Middle Ages*. In *Baltic and Scandinavian Countries*, Vol. III. Gdynia, 1937, S. 399—409.
- , —, trans., *Mediaeval Russian Laws*. (Records of Civilization Sources and Studies, No. XLV.) New York, 1947 (Contains Laws of mediaeval Novgorod).
- Westergaard, Waldemar, *The Baltic Sea in History*. Quarterly Bulletin of the Polish Institute of Arts and Sciences in America, III, No. 1 (October, 1944).
- , —, *Denmark, Russia, and the Swedish Revolution, 1480—1503*. (Slavonic Review, XVI, 1937/38, S. 1—12.)
- , —, *The First Triple Alliance: The Letters of Christopher Lindenov 1669—1672*. New Haven, Connecticut, 1947.
- , —, *Gustavus I (Gustavus Vasa)*. In *Encyclopedia of the Social Sciences*, Vol. VII (1932), S. 227—228.
- , —, *Hansa Towns and Scandinavia on the Eve of Swedish Independence*. (The Journal of Modern History, IV, 1932, S. 349—360.)
- , —, *Historical Aspects of Russia's Relations with the West*. In *Proceedings of the Institute of International Relations*, Vol. IV (1929), S. 136—140.
- , —, *Northern Europe (in part)*. In *Paetow's Guide to the Study of Mediaeval History* (New York, 1931), S. 134—135.
- , —, *Racial Minorities and Racial Conflicts in Europe*. In *Proceedings of the Institute of World Affairs*, Vol. XVI (1939), S. 100—105.
- , —, *Scandinavian Countries*. In *Paetow's Guide to the Study of Mediaeval History* (New York, 1931), S. 101.
- , —, *Some Eastern European Danger Spots*. In *Proceedings of the Institute of World Affairs*, Vol. XI (1934), S. 14—23.
- Winter, William L., *Netherland Regionalism and the Decline of the Hansa*. (The American Historical Review, LIII [1947/1948] S. 279—287.)
- Zimmern, Helen, *Hansa Towns*. (Story of the Nations Series, Vol. XXV.) New York, 1889.

II. Im Manuskript vorliegende
und in Kürze zu veröffentlichende Arbeiten

- Kirchner, Walther, *Russia and the Rise of the Baltic Question* (wird erscheinen in The University of Delaware Press).
- Lewis, Archibald R., *The Northern Seas*.
- Lindgren, Raymond, *The League of Armed Neutrality*. (Studie zur Handelsgeschichte des Ostseeraums.)
- Lossky, Andrew, *The Baltic Area in European Diplomacy in the Age of Louis XIV*. (Behandelt den Ostseeraum in seinen Beziehungen: 1. zu Rußland und Westeuropa und 2. die internationalen Beziehungen zwischen den Westmächten einschließlich Frankreich, England und den Niederlanden.)

Palais, Hyman, England's First Attempt at Breaking the Commercial Monopoly of the Hanseatic League. (Diese Arbeit befaßt sich mit den Beziehungen zwischen England und den Hansestädten in den Jahren von 1390—1409.)

Westergaard, Waldemar, The Diplomatic Archives of Denmark. In The Guide to European Archives. (Erscheint 1953.)

—, —, The Sources of Baltic History.

Winter, William L., Theories concerning the Origin and Decline of the Hansa: A Comparative Study.

III. Ungedruckte Doktordissertationen

Aisley, Harold, Denmark, England, and the Balance of Power in the North, 1672—1678. University of California at Los Angeles.

Dilley, James Wilbur, The German Merchants and Scotland, 1295 to 1327. University of California at Los Angeles, 1946.

Ekman, Ernst, Relations of Danzig and Königsberg with Denmark and Sweden, 1521—1537. University of California at Los Angeles.

Ellersieck, Heinz, Russia under Aleksei Mikhailovich and Fedor Alekseievich, 1645—1682: The Scandinavian Sources. University of California at Los Angeles.

Hansen, Harold A., The Sound Trade and Anglo-Dutch Conflict, 1640—1654. University of California at Los Angeles.

Horn, Andrew H., German Merchants in England during the First Half of the Fourteenth Century. University of California at Los Angeles.

Kirchner, Walther, The Rise of the Baltic Problem, 1557—1582. University of California at Los Angeles.

Learnihan, Vincent, The Establishment of the Northern Mission, Based Principally on Books I and II of Master Adam of Bremen's Affairs of the Bishops of the Hamburg Church. University of California at Los Angeles.

Lindgren, Raymond, Hans Georg von Westphalen and Northern Diplomacy, 1715—1716. University of California at Los Angeles.

Lossky, Andrew, The Baltic Question, 1679—1689. Yale University, New Haven, Connecticut.

Murray, John J., Baltic Diplomacy, 1715—1716. University of California at Los Angeles.

Palais, Hyman, The Hansa Towns and England, 1370—1409. University of California at Los Angeles.

Winter, William L., Conservation of Hanseatic Privileges in the Low Countries, 1508—1514. Based on Unpublished Documents Transcribed and Edited. University of California at Los Angeles, 1946.

MISZELLEN

BEVÖLKERUNGSVERLUSTE DER HANSESTÄDTE DURCH DEN SCHWARZEN TOD 1349/50

VON

HEINRICH REINCKE

In einer Besprechung meines Aufsatzes über Bevölkerungsprobleme der Hansestädte (HGbl. 1951, 1—33), die in der VSWG. 1953, 69 ff. erschienen ist, hat Wilhelm Koppe verschiedene Bedenken gegen meine Behauptungen über Geburtenhöhe und Sterblichkeit in mittelalterlichen deutschen Städten angemeldet. In gleicher Richtung bewegen sich einzelne Ausführungen von Erich Keyser in seinem Beitrag zur Rörig-Gedächtnisschrift 1953 über die Bevölkerung der deutschen Städte (25 ff.). Die meisten dieser Differenzen mögen den Anstoß zu gelegentlichen späteren Untersuchungen geben, die ein endgültiges Urteil ermöglichen werden. Einen besonders wichtigen Punkt möchte ich jedoch vorweg erneut kurz erörtern, nämlich die Sterblichkeit in dem Unheilsjahre 1350.

Während ich Sterblichkeitsziffern von 25—75% annahm, erklärt Koppe: „Wenn wir jeden zehnten Stadtmenschen im Reiche als Opfer der Pest von 1349/50 rechnen, greifen wir wahrscheinlich eher zu hoch als zu niedrig; in keiner größeren Stadt dürfte jeder zweite gestorben sein.“ Die Sterbefälle der Ratsherren, auf die ich mich in Ermangelung anderer zuverlässiger Angaben vorwiegend gestützt habe, sieht Koppe, wie er mir mündlich mitteilt, deshalb nicht als typisch an, weil die Mitglieder des Rates wegen der besonders häufigen amtlichen Berührung mit Pestkranken, z. B. bei der Entgegennahme von Testamenten, der Ansteckung stärker als andere ausgesetzt gewesen seien; auch sei es ihnen nicht möglich gewesen, gleich der übrigen Bevölkerung sich durch Flucht aufs Land der Infektion zu entziehen. Weiter hält Koppe meine Angaben über die menschenmordende Unsauberkeit in den Städten für übertrieben.

Was den zuletzt genannten Punkt betrifft, so bitte ich ihn, nur einmal die leider noch nicht gedruckten hamburgischen Burspraken des 14. und 15. Jahrhunderts einzusehen; eine kleine Auswahl findet sich in schlechter Wiedergabe bei Walter Möring, „Die Wohlfahrtspolitik des Hamburger Rats im Mittelalter“ (1913), 136—146. Daß die Sterblichkeit der Ratsmitglieder aus den von Koppe angegebenen Gründen etwas höher gewesen sein könnte als die der übrigen Bevölkerung, will ich gern als möglich zugeben. Wäre sie aber völlig aus dem sonstigen Rahmen gefallen, so würde sicher irgendeine Quelle davon etwas vermeldet haben¹. Ich be-

¹ Für die Pest des Jahres 1367 hebt die Lübecker Detmar-Chronik die hohe Sterblichkeit „merkliker lude van den rikesten“ besonders hervor (Deutsche Städtechroniken Bd. 19, 538).

schränke mich im Folgenden auf Städte, über die auch anderweitige Nachrichten konkreter Art überliefert sind.

Der treffliche Magdeburger Stadtchronist und Schöffenschreiber Heinrich v. Lamspringe bringt über seine Stadt aus eigenem Erleben folgende Nachrichten (Deutsche Städtechroniken Bd. 7, 218 f.): 1. Die Seuche dauerte etwa 4½ Monate, von Mitte Mai bis Ende September, im ganzen rund 135 Tage; 2. Die Kirchhöfe konnten die Toten nicht fassen, täglich fuhren zwei Karren und ein Wagen die Toten nach Rottersdorf, wo die Leichen in eine große Kuhle geworfen wurden; 3. Es starben Laien und Geistliche, alt und jung, reich und arm, Angehörige aller Stände und Altersklassen; 4. Aus dem Magdeburger Franziskanerkloster blieben nur drei Brüder am Leben; 5. In dem Wohnhaus des Chronisten blieben von zehn Personen nur zwei, darunter der Schreiber selbst, am Leben; 6. Dem Magdeburger Augustinerkloster wurden zwölf Schock oder 720 Manns- und Frauenkleider als Seelgeräte gestiftet; 7. Viele machten wegen der Pest eine Wallfahrt nach Rom. Selbstverständlich lassen sich aus diesen Angaben keine bestimmten Prozentzahlen gewinnen. Wenn die Angaben zu 4. und 5. keine extremen Sonderfälle darstellen — und die Form des Ausdrucks deutet keineswegs darauf hin, daß dem so sei — so müßte die Sterblichkeit weit über 50 % betragen haben.

Das gleiche gilt für Bremen. Mag man die Volkszahl vor der Pest mit Prüser auf etwa 20 000 schätzen, oder, was ich für wahrscheinlicher halten möchte, auf nur 10 000—12 000, so ergeben die namentlichen Totenlisten von 6966 Personen, zumal da sie, wie ausdrücklich angegeben wird, unvollständig sind, als Minimum eine Sterblichkeit von 35—40 %, wahrscheinlich eine solche von rund 70 %. Unter den Ratsherren habe ich eine Sterblichkeit von rund 70—80 % festgestellt.

Für Hamburg ermittelte ich: Bäckermeister 35 %, Knochenhauermeister 45 %, Ratsbediente 54 %, Ratsherren 76 % Sterblichkeit. Eine Gesamtabschätzung auf 50—66 % scheint mir unter diesen Umständen viel wirklichkeitsnäher als eine solche auf 10 %.

Einen mittelbaren Hinweis auf die Höhe der Pestverluste geben, wie ich schon s. Zt. betonte, die Neubürgerlisten der Städte. Leider hat Keyser (a. O. 29) den alten Irrtum wiederaufgenommen, daß die Bürgerbücher auch die Bürgersöhne enthielten. Wo nur je eine Nachprüfung möglich ist, ergibt sich, daß in den Büchern die Angehörigen der alteingesessenen Familien stets fehlen (es sei denn, daß jemand seine Geburtsstadt verlassen und anderwärts das Bürgerrecht erworben hat, später aber in die Heimat zurückgekehrt ist). Genau das gleiche besagen die Bürgerrechtsgesetze der Städte; vgl. etwa für Braunschweig Kapitel 27 des Stadtrechts von 1402 und Artikel 47 des Ordinarius von 1408 (Braunschw. UB. 1, 119 u. 160) oder die Bestimmungen für Lüneburg, Lübeck und Hamburg (HGbl. 1951, 13). Wenn nun die Neubürger- und damit die Einwandererzahlen z. B. in Bremen von 1341—1350 im Durchschnitt 50—51 Köpfe

betragen, um 1352 auf 136 in die Höhe zu schnellen und auch in den folgenden drei Jahren stark erhöht zu bleiben (Br.UB. 3, X), wenn in Lübeck in den sieben Monaten vom Januar bis Juli 1350 nur 75 Neubürger verzeichnet werden, in den fünf Monaten seit der Pest dagegen 196 und im Jahre 1351 sogar 422, wenn in Hamburg die Zahlen von 44 auf 108 und 114, in Lüneburg von 36 auf 95 und 86 in die Höhe springen, um nach einigen Jahren wieder abzusinken, so setzt dies alles Verluste voraus, die weit über 10% liegen. Diesen Folgerungen kann man sich nicht durch allgemeine Erwägungen entziehen.

Zu ähnlichen Ergebnissen gelangt übrigens auch Wilhelm Abel, dessen Nichterwähnung Koppe rügt (a. O. 69, Anm. 1). Er meint, der Schwarze Tod habe vielleicht ein Drittel der Bevölkerung Mitteleuropas dahingerafft, in Frankreich 50%, in England 33—50% oder mehr, in Oberitalien 33—66%, in Deutschland an einigen Orten bis zu 80%². Auch betont er, daß die Lebensbilanz in allen Jahrhunderten vom hohen Mittelalter bis weit über die Schwelle der Neuzeit hinaus für die Städte ungünstiger gewesen sei als für das offene Land³ — und das trotz der Ungeschützttheit der Bauern gegen die Barbarei der Kriegsführung und die Folgen des Fehdewesens.

Gern bestätige ich (auch dies zu Koppe a. O. 69, Anm. 1), daß in den Städten die Regelung des Nachlasses Pestverstorbener durchaus ordnungsmäßig vor sich gegangen ist, daß vor allem an Usurpierung von Grundbesitz nicht zu denken ist; ich habe das nicht besonders erwähnt, weil ich es für selbstverständlich halte. Auf dem Lande liegen die Dinge anders; da mag hier und da ein Kätner oder jüngerer Sohn von einem Nachbarhofe sich eines ausgestorbenen Geweses formlos unterwunden haben; die Grundherrschaft hatte, wenn sie nur ihre Hebungen erhielt, gewiß keinen Anlaß derartiges zu verhindern.

Ich stelle nach wie vor der Koppeschen Antithese meine alte These entgegen: In der Mehrzahl der deutschen Städte, vor allem auch der Hansestädte, beträgt die Sterblichkeit des Jahres 1350 mindestens 50% und vielfach weit mehr als das. Ich glaube auch diese meine These bewiesen zu haben, während Koppe mehr allgemeinen Erwägungen folgt, die ich als durchschlagend nicht anerkennen kann.

² Vgl. Jahrbücher für Nationalökonomie und Statistik 142 (1935), 677 f.; vgl. ferner Wilhelm Abel, Agrarkrisen und Agrarkonjunktur in Mitteleuropa vom 13. bis zum 19. Jahrhundert (1935), 27 f.

³ Jahrbücher a. O. 680.

GRENZEN UND MÖGLICHKEITEN EINER HANSISCHEN GESAMTGESCHICHTE

Bemerkungen zu dem Buch von Karl Pagel: Die Hanse
(2. Auflage: Westermann, Braunschweig 1952, 457 S., 191 Abbildungen).

VON
A. VON BRANDT

Die erste Auflage dieses Werkes, 1942 in anderem Verlag und in kriegsbedingt einfacherer Ausstattung erschienen, ist bereits im ersten Nachkriegsband dieser Zeitschrift (HGbl. 1950, S. 111) von W. Koppe in der damals notwendigen Kürze angezeigt worden. Inzwischen erschien die vorliegende zweite Auflage, textlich unverändert, aber in schöner neuer Ausstattung, mit zahlreichen und gut ausgewählten Abbildungen und einem ausführlichen Register.

Es scheint uns angesichts dieser offenbar erfolgreichen Neuauflage doch eine gründlichere Auseinandersetzung mit dem Werk in unserer, der hansegeschichtlichen Zeitschrift wünschenswert. Denn es ist immerhin 50 Jahre her, daß Dietrich Schäfers volkstümliche Monographie als letzte ausführlichere Gesamtdarstellung erschien (eine posthume, unveränderte Neuauflage von 1943 scheint wenig bekannt geworden zu sein).

Sehen wir recht, so ist eine Hansegeschichte im Umfang des Pagelschen Buches überhaupt seit dem alten Sartorius nicht mehr veröffentlicht worden. Walther Vogels kleines Meisterwerk von 1915 ist doch nur eine Umrißzeichnung, Th. Lindners Buch von 1899 erreicht an Umfang und Intensität der Darstellung nicht entfernt die Pagelsche Leistung, und Daenells monumentales Werk beschränkt sich ja auf die „Blütezeit“, wie er sie verstand, d. h. die zweite Hälfte des 14. und das 15. Jahrhundert. Dabei sei übrigens der Kuriosität halber bemerkt, daß weder von Schäfers, noch von Lindners, noch von Daenells Werk, diesen drei seinerzeit umfangreichsten hansischen Gesamtgeschichten, je im Besprechungsteil der Hansischen Geschichtsblätter Notiz genommen worden ist.

Bei Lindners und Schäfers Buch mag das daran gelegen haben, daß man es damals nicht für notwendig hielt, volkstümliche Darstellungen ohne wissenschaftliche Nachweise überhaupt in einer Zeitschrift, wie der unseren, zu besprechen. Solche Anschauungen wird man heute nicht mehr vertreten wollen. Sogar Heringss unzulängliche Publikation hat in dieser Zeitschrift ja die Würdigung erfahren, die sie verdient (H. Reincke in HGbl. 65/66, 1941, S. 211 ff.). Da darf sie erst recht für ein ernsthaftes Buch, wie das von Pagel, verlangt werden. Denn es ist, wie bereits W. Koppe ausgesprochen hat, eine Leistung, die Achtung verdient und die — das Werk eines „Dilettanten“, wie P. sich selbst nennt — die hansische Spezialforschung sehr nachdrücklich auf die eigentliche Endaufgabe

verweist, welche jedem Zweig der Geschichtsforschung als Ziel gesetzt ist: eben die Gesamtdarstellung.

Wir alle wohl haben eine solche Gesamtdarstellung, wissenschaftlich unterbaut, eigentlich von Fritz Rörig als Krönung seines Lebenswerkes erhofft. Es fragt sich, ob diese Hoffnung im Grunde sachlich berechtigt war. Uns ist das zweifelhaft. Auch der Außenseiter Pagel scheint diesen Zweifel zu empfinden, wenn er (im Vorwort von 1941) schreibt, daß „die genauere Einsicht (der Spezialisten) in die zu überwindenden Schwierigkeiten ihren Anteil an diesem Verzicht“ auf eine Gesamtdarstellung gehabt habe. Das scheint uns in der Tat zutreffend, wenn auch in etwas anderem Sinne, als Pagel das meint. Zutreffend insofern nämlich, als zwar nicht grundsätzliche Schwierigkeiten, aber diejenigen der gegenwärtigen Forschungslage einen vorläufigen Verzicht nahelegten. Es ist doch wohl so, daß die Forschung der letzten dreißig Jahre eine völlige Umwälzung unserer Anschauungen namentlich von der Frühzeit angebahnt hat. Es sei nur an die noch keineswegs ausreichend geklärten Probleme der Stadtentstehung, der soziologischen Schichtungen namentlich in den Gründungs- und Kolonialstädten, der vorhansischen Wirtschafts- und Organisationsverhältnisse in der Ostsee, der inner-„hansischen“ Wandlungen in der zweiten Hälfte des 13. Jahrhunderts, der Beziehungen des hansischen Wirtschaftsraumes zu Oberdeutschland usw. erinnert — alles Fragen, die zwar unter fruchtbaren neuen Gesichtspunkten aufgegriffen und gefördert sind, bei denen sich aber die Forschung wieder völlig im Fluß befindet und dauernd ganz neuartige Einsichten zu Tage fördert. Rörig, dem aus eigener Forschung und Initiative diese Wandlungen am besten bekannt waren, hat sie jedenfalls als sehr entscheidende Hindernisse für eine Gesamtdarstellung in jetziger Zeit empfunden. Man wird ihm doch wohl recht geben müssen. Auch das Buch von Pagel bestätigt diese Meinung eigentlich nur.

Fragen wir nun, wie Pagel die große Aufgabe gelöst hat, die er sich setzte, so ist die Vorfrage zu stellen, für wen er das Buch geschrieben hat, also welchem Typus der Geschichtsliteratur es angehört. Um Mißverständnisse zu vermeiden und Pagel gerecht zu werden, ist das notwendig.

Man wird die historischen „Gesamtdarstellungen“ jeder Art etwa in drei große Gruppen einordnen können, wenngleich eine klare Typenscheidung naturgemäß nicht möglich, die Zahl der Varianten vielmehr sehr groß ist:

1. ausschließlich oder vorwiegend für wissenschaftliche Zwecke bestimmte Werke,
2. ebenso ausschließlich für volkstümliche Zwecke, für die breite Schicht der „Gebildeten“ und historisch interessierten Laien geschriebene Darstellungen, ohne Belege aus Literatur und Quellen,

3. Versuche, die beiden eben genannten Zwecksetzungen in einem Werk zu vereinen und zu erfüllen. Wo — wie bei Ranke — solche Synthese gelingt, da entstehen am ehesten Werke, die „klassisch“ genannt werden dürfen, auch insofern, als sie beide Leserkreise, den fachmännischen wie den der Laien, zu befriedigen vermögen.

Wir hätten gewünscht, daß Pagels Buch zu der dritten Kategorie gehört hätte; indessen gehört es zu der zweiten. Und das hat allerdings seinen guten Grund. Denn, wie gesagt: eine kritische und quellenmäßig unterbaute Darstellung hätte in manchen Kapiteln auf Schritt und Tritt offene Forschungslücken, Streitfragen und ungelöste Probleme aufzeigen müssen. Dergleichen wird nun zwar in gewissem Ausmaß bei jeder Gesamtdarstellung der Fall sein, wenn man ihre Abfassung nicht ad calendae graecas verschieben will. Aber wir meinen, daß diese schwebende und der Aufgabe einer Gesamtdarstellung noch höchst unzutragliche Lage der Forschung in der Hansegeschichte heute gerade sehr wesentliche historische Vorgänge betrifft; in Pagels Darstellung ist dieser Sachverhalt nur verdeckt, weil sie über den Forschungsstand keine Rechenschaft ablegt. Pagels Buch war also — um es zusammenzufassen — als scheinbar abschließende Darstellung¹ nur möglich, indem die Problematik unterdrückt wurde. Das konnte bei einer solchen, nicht wissenschaftlich „unterbauten“ Schilderung unschwer geschehen, indem nicht geklärte Fragen naturgemäß einfach unerwähnt blieben und die Darstellung sich im übrigen an die vorhandene Literatur hielt. Dabei hat P. im allgemeinen eine glückliche Hand bewiesen; freilich ist er der Gefahr nicht entgangen, daß das Schwergewicht seiner Schilderungen sich hier und da mehr nach dem Umfang und Wert der vorhandenen Literatur, als nach der tatsächlichen Bedeutung der Vorgänge richtet. Das ist ja bei Arbeit aus zweiter Hand unumgänglich. Daher rührt es denn z. B., daß die Zustände und Ereignisse da am befriedigendsten geschildert sind, wo der zuverlässige Leitfaden von Daenell vorliegt — also etwa von 1370 bis 1470; das ist kein Fehler, bringt nur da die Gefahr der Verzeichnung mit sich, wo etwa die sozialen und wirtschaftlichen Zustände dargestellt werden und wo dann die Früh- und Aufstiegszeit gegenüber dem 15. Jahrhundert zu kurz kommt. Im übrigen sind Rörig und Vogel, neben Daenell, die entscheidenden Grundlagen, auf die P. sich stützt. Rörig so sehr, daß die Darstellung an entsprechenden Abschnitten manchmal geradezu etwas einseitig wird, zumal da Rörig selbst fast überall ja nur Andeutungen seiner großen Gesamtauffassung veröffentlicht und eben dadurch auch eine solche Menge von Zweifeln und Polemik hervorgerufen hat. Noch offensichtlicher, gelegentlich beinahe etwas befremdend, ist die Abhängigkeit von Vogel, bei der Schilderung der Schiffsverkehrsverhältnisse; einzelne Abschnitte, z. B. die Seiten 213/214, sind nichts als etwas gekürzte, im

¹ „Das Standardwerk über die Hanse“ sagt der Waschzettel.

übrigen aber nahezu wörtliche Paraphrasen der entsprechenden Ausführungen in Vogels „Geschichte der deutschen Seeschiffahrt“.

Setzen wir die hier angedeuteten Einschränkungen in Bewertung und Aufgabenstellung des Pagelschen Buches einmal als gegeben voraus und fragen wir uns, wie es als Ganzes dieser Art zu beurteilen sei:

Das Buch erscheint uns als Gesamtleistung gut, ja weitaus das Beste, was wir in der Art haben; in der Komposition dennoch nicht völlig geglückt (was niemanden wundern kann, der das Problem kennt²); es enthält eine große Anzahl glänzender Einzelbilder und vorzüglicher, einleuchtender Formulierungen; es zeugt von einer beachtlichen Belesenheit in der einschlägigen Literatur und gibt die wesentlichen Tatsachen und Entwicklungslinien, soweit sie z. Zt. einigermaßen feststehen, meist richtig wieder. Es enthält andererseits nicht ganz wenige Schiefheiten, Irrtümer und Flüchtigkeiten im einzelnen, es hat in etlichen Abschnitten, namentlich den ersten und letzten, Schwächen und Mängel. Das ist zum Teil bei einem so weitgespannten Thema vielleicht unvermeidlich und jedenfalls entschuldbar; es liegt aber zum Teil auch daran, daß eigene Forschung und damit eigene Maßstäbe dem Vf. eben doch fehlen, wenn er auch — sicher ehrlichen und überzeugten Herzens — seine eigene Meinung mit derjenigen führender Hanseforscher identifiziert. Da nun die Frühzeit der Hanse während der Entstehungszeit des Buches (also Ende der dreißiger Jahre) mitten in jenem grundstürzenden Umwertungsprozeß begriffen war, so mußte das Bild dieser Zeit bei P. notwendigerweise etwas unklar bleiben und der Geschlossenheit entbehren. Da ferner die Spätzeit — das 16. und 17. Jahrhundert — seit Sartorius' erstem Werk und seit Waitz überhaupt keine Bearbeitung nach großen und umfassenden Gesichtspunkten mehr erfahren hat (von einzelnen Spezialarbeiten namentlich R. Häpkes und seiner Schule abgesehen), so ist die Darstellung auch hier lückenhaft und unbefriedigend. Man mag dies übrigens hinnehmen, da es sich dabei ja wirklich nur um den „Ausklang“ handelt (obwohl eine fundierte Neudarstellung der hansischen Spätzeit, etwa von 1474 bis 1648, nach meiner persönlichen Meinung zu den wichtigeren Desideraten unserer Geschichtsschreibung gehört). — Aber die Nebel und Disharmonien in der Schilderung der Anfänge sind doch etwas störender. Immerhin beweisen sie ungewollt die oben erwähnten Schwierigkeiten, die objektiv einer wissenschaftlichen Gesamtdarstellung noch im Wege stehen. Die Probleme der Frühzeit und des 14. Jahrhunderts waren und sind tatsächlich noch viel zu sehr im Fluß. Sie waren es übrigens um 1940 noch mehr als heute. Insofern bedauert man es, daß die Neuauflage von 1952 textlich unverändert geblieben ist. Was seit 1941 erarbeitet wurde, hätte zur Klärung und Verdeutlichung manches beitragen können; das beweist

² „Es ist freilich zuzugestehen, daß eine durchsichtige Disposition der Hansengeschichte zu den schwierigsten Aufgaben historischer Darstellung gehört“ (H. Reincke, HGBll 65/66, S. 213/214).

ein Blick in die seitdem erschienenen vier Bände der Hansischen Geschichtsblätter, in die Arbeiten von Rörig, Planitz und Ennen zur Stadtentstehung usw. Der Stolz, mit dem der Vf. darauf hinweist, daß der Text von 1941 unverändert wiedererscheinen konnte, hat zwar seine volle Berechtigung in dem von ihm gemeinten Sinne: es ist in der Tat aller Ehren wert, daß die Darstellung von Konzessionen an den damals herrschenden Zeitgeist so frei geblieben ist. Aber was den Sachinhalt angeht, so wäre es wahrlich wünschenswert gewesen — gerade wegen der Bedeutung, die das Buch beanspruchen darf —, daß die Ausgabe von 1952 auch den Forschungsstand von 1952 wiedergegeben hätte³.

Wir werden uns darauf einzurichten haben, daß P.s Hansegeschichte auf lange Zeit hinaus allein stehen und daher maßgeblich für die Allgemeinheit bleiben wird. Sie verdient das wegen ihrer im ganzen bedeutenden Werte, wegen des großen und meist zutreffenden Gesamtbildes, das sie zeichnet (soweit das z. Z. gerade möglich ist), wegen ihrer noblen Grundhaltung, die dem Geist der hansischen Blütezeit ebenso gerecht wird, wie sie dem Autor Ehre macht. Sie verdient es übrigens nicht zuletzt auch wegen ihrer wohltuend gepflegten Sprache.

Dennoch vermögen wir uns der unbestreitbaren Werte und des ebenso unbestreitbaren Erfolges dieses Buches nicht restlos zu freuen — auch abgesehen von den erwähnten kompositorischen Mängeln und inhaltlichen Fehlern im einzelnen. Wir wagen zu behaupten: es hätte für Pagel keine unüberwindliche Schwierigkeit zu sein brauchen, dem Buch auch den Wert eines nützlichen und brauchbaren Handwerkszeuges für den Historiker zu geben.

Dazu hätte es allerdings zweierlei bedurft: zunächst des freimütigen Geständnisses, daß heute eine wissenschaftlich fundierte Hansegeschichte offene und ungelöste Probleme aufzeigen muß; daß die im Fluß befindliche Forschung ständig Änderungen in wesentlichen Partien des Gesamtbildes erzwingen kann, daß z. Z. wieder manches dunkel und strittig ist. Dergleichen wissenschaftliche Gewissenhaftigkeit hätte freilich den Charakter der allgemeinverständlichen und für jeden gebildeten Laien wirksamen Geschichtserzählung etwas beeinträchtigen können; aber das Bild wäre wahrer gewesen. Es hätte ferner der Mühe bedurft, die nötigen Literatur- und Quellennachweise zu geben — etwa in Form von kapitelweise geordneten Zusammenstellungen des Wesentlichen. Wie unendlich viel tiefer würde dann die historiographische Wirkung dieses Werkes reichen können, wenn es auf solcher, nachprüfbarer und Rechenschaft gebender Grundlage errichtet worden wäre! Wir sprechen dabei nicht nur pro domo, nicht nur für die Zahl der aktiv oder passiv an hansischer

³ Auffällig und eigentlich unverständlich ist es, daß selbst offenbare Versehen der ersten Auflage unberichtigt blieben — z. B. die zeitliche Gleichsetzung Adalberts von Bremen mit Heinrich dem Löwen, auf die auch schon W. Koppe, HGBll 1950, S. 111, hingewiesen hatte.

Geschichtsforschung interessierten deutschen Geschichtsfreunde. Wir denken vielmehr auch an die so wesentliche und so dringend notwendige Wirkung auf die ausländische Geschichtsschreibung und Geschichtsauffassung, die eine solchermaßen gefestigte Darstellung hätte ausüben können.

Man sage uns nicht, daß die Erfüllung dieser beiden Voraussetzungen — die das Buch zu einer Synthese im Sinne unserer oben genannten dritten Kategorie gemacht hätte — aus verlegerischen Gründen untunlich oder unmöglich gewesen wäre. Wir brauchen als Gegenbeweis nur zwei, heute in vierter und fünfter Auflage vorliegende ausgesprochene Erfolgsbücher ähnlich umfassender Thematik zu nennen, die beide sowohl die Probleme und die Lücken ehrlich zeigen, als auch über Quellen und Literatur Rechenschaft ablegen: Willy Andreas, „Deutschland vor der Reformation“, und Karl Brandt, „Karl V.“.

Daß wir diesen wichtigsten kritischen Einwand hier so deutlich betonen, obwohl er weniger das vorliegende Buch, als die Absicht und den Plan des Verfassers trifft, wird man uns nicht verübeln. Denn bei aller Anerkennung, die man dem Buch spenden kann und die ihm die hansische Geschichtsforschung schuldig ist: wegen seiner bewußt auf den nichtwissenschaftlichen Leserkreis beschränkten Aufgabenstellung und Form ist dieses Buch leider nicht die Hansegeschichte und Karl Pagel leider nicht „der Historiker der deutschen Hanse“ geworden.

Das ist schade, denn es hätte anders sein können — vielleicht. Sei es auch, daß Pagel etliche Arbeitsmonate mehr auf das Buch hätte verwenden und sich vielleicht auch persönlich der hansischen Geschichtsforschung mehr hätte nähern müssen. Denn die hansische Forschung ist ebenso gut Gemeinschaftswerk, wie es die Hanse selbst war.

*

Wegen der dem Buch fehlenden Belege stehen wir schließlich noch vor der trockenen Aufgabe, auf Einzelheiten der Auffassung und Darstellung hinzuweisen, die uns fehlerhaft scheinen und hier einmal berichtigt werden müssen, da eine solche Kontrolle dem Leser normalerweise nicht ohne große Mühe möglich sein wird. Allerdings müssen wir uns dabei auf eine Auswahl dessen beschränken, was uns mehr oder minder zufällig bei mehrfacher Durchsicht aufgefallen ist.

Zunächst zur Komposition: um ein einführendes Bild von der Hanse im Augenblick ihrer höchsten geschichtlichen Stellung zu geben, stellt P. der eigentlich erzählenden Darstellung ein Kapitel voraus: „Der Stralsunder Friede von 1370“ — einen Querschnitt also durch die damalige politische und wirtschaftliche Lage. Natürlich ist ein solcher Augenblicksquerschnitt unmöglich, ohne daß zur Erläuterung doch vor- und zurückgegriffen wird. — Diese Art der Einleitung ist von der Kritik vielfach als ein glücklicher Kunstgriff bezeichnet worden. Wie uns scheint, mit Unrecht, gerade im Hinblick auf einen mit Vorkenntnissen unbelasteten Laien-Leserkreis. Denn die Gesamtdisposition muß sowieso mit einem dauernden Wechsel von zuständigen Querschnittschilderungen und

chronologischer Erzählung arbeiten — wie das ja ähnlich auch Daenell getan hat. Das führt ohnehin überall zu verwirrenden Wiederholungen. Sie sind vielleicht unumgänglich; aber durch das vorgreifende Einleitungskapitel werden sie unnötig vermehrt und der chronologische Faden unnötig einmal mehr verknotet.

Entsprechend häufig sind die Wiederholungen, Doppelerzählungen und Auseinanderreißen von Zusammengehörigem. Das gilt schon von einigen stehenden Bildern, Schlagworten und Redensarten, die ein bißchen sehr häufig wiederkehren. Wenn Castorps „Lasset uns tagfahrten“ und Russels Wort von den zähen hansischen Unterhändlern immer wieder zitiert werden, so mag der furchtlose Autor damit im Jahre 1940 mehr beabsichtigt haben, als bloße Illustration der hansischen Denkweise. Insofern ist er gerechtfertigt. Aber noch andere Schlagworte kehren unentwegt wieder. So das von Novgorod als dem „Brunnenquell des hansischen Wohlstandes“; so die (von Rörig stammende) Formulierung „Dänemark, das Schicksalsland der Hanse“ (S. 82, 83, 246, 359). Aber auch Sachliches wird mehrfach, oft mit denselben Worten, erzählt: die Verhältnisse und das Leben im Novgoroder Kontor finden Schilderungen auf den Seiten 111, 145, 332 ff.; die Novgoroder Exportgüter werden zweimal aufgezählt, beide Male mit dem offenbar unausrottbaren Irrtum, daß Honig dazu gehört habe (S. 56, 188), während er in Wahrheit, wenn auch auffälligerweise, aus Deutschland nach Rußland importiert worden ist⁴. Zweimal wird die Errichtung von Leuchttürmen und -feuern erzählt, zweimal erscheint die merkwürdige und ganz unzutreffende Behauptung, daß die Pest von 1348/50 in Lübeck 6966 namentlich überlieferte Opfer gefordert habe (S. 202, 259), zweimal wird über das Verbot direkten Handels der Friesen und Flandrer mit Gotland berichtet (99, 245). Seerecht und Seewesen werden sehr ausführlich, nach Vogel, gar an vier verschiedenen Stellen behandelt (169 ff., 200 ff., 209 ff., 236 ff.). Bei diesem letzten Beispiel handelt es sich allerdings mehr um Auseinanderreißen von Zusammengehörigem, als um reine Wiederholung.

Nun zu einigen Einzelheiten. Eine leise Schiefheit begegnet gleich auf der ersten Textseite (11): es werden richtig die Städte aufgezählt, deren Vertreter in Stralsund anwesend sind, und es fehlen demzufolge Köln, Hamburg und Bremen. Daraus und aus der weiteren Erzählung bei P. (S. 19/20) müßte man schließen, daß jene drei bedeutenden Städte am Krieg und Frieden gar nicht beteiligt waren. Das trifft zwar für die eigentlichen Kriegshandlungen zu, nicht aber für die Kölner Konföderation selbst, folglich auch nicht für den Friedensschluß, wie ein Blick in die Vertragstexte lehrt.

Daß 1361 Wisby neben Lübeck die bedeutendste Stadt des Bundes gewesen sein soll (13) hat schon W. Koppe erfolglos bei der ersten Auflage beanstandet. Es ist höchst unwahrscheinlich, daß es damals Lübeck noch an Einwohnerzahl gleichgekommen wäre (ebda.).

S. 16: „Niemals ist ein nichtdeutscher Mann oder eine nichtdeutsche Stadt Glied der Hanse oder im Genuß der hansischen Rechte gewesen.“ Grundsätzlich wohl richtig, praktisch aber in dieser Betonung nicht zutreffend; P. erwähnt selbst an anderer Stelle die Ausnahme Dinant und auch Stockholm wird man in diesem prägnanten Sinne kaum als (national-) deutsche Stadt bezeichnen wollen.

S. 23: Die Behauptung „Gegen den Willen der Hanse gab es kein Unionskönigtum“ ist nicht nur sachlich unzutreffend, sie stößt auch insofern ins Leere, als (wie P. selbst mehrfach ganz richtig bemerkt), die Hanse in der Regel sich mit dem Unionskönigtum ganz gut abfinden konnte, es also gar nicht gegen ihren Willen lief. Überhaupt ist hier und da die politische Machtstellung der

⁴ Vgl. W. Goetz, Deutsch-Russische Handelsgeschichte, S. 171, 316 f.

Hanse etwas emphatisch überbetont (Vorwort: „die ausschlaggebende politische Macht des europäischen Nordens . . .“; S. 11: „Die Hanse behauptete die Ostseeherrschaft . . .“; S. 23: „das hansische Imperium“ [!] u. a.).

S. 27 spukt die unglückliche Ideologie von den „seenahen“ und „seefremden“ Völkern, die beim Versuch praktischer Anwendung jedesmal Schiffbruch leidet. Seiner Behauptung, daß die Stämme der Ostseewenden „stets seefremd“ geblieben seien, muß denn auch P. bereits S. 30 selbst widersprechen (hier muß es heißen „Ranen“, nicht Ramen). Gleichmaßen unrichtig ist es auch, wenn es heißt (S. 29), daß neben Birka, Haithabu, Novgorod, Gotland die Handelsplätze an der slawischen Südküste (Rerik, Jumne, Truso) nur eine geringe Rolle gespielt hätten; hier tritt die gegenwärtige Problematik der Frühgeschichte besonders deutlich zutage. S. 30 erscheint „Wisby“ anachronistisch als Handelsplatz vorhansischer Zeit.

Auf die anachronistische Bewertung der deutschen Königsstaats-Verfassung (Erbliches Lehnwesen und geistliche Territorien „leiten schon im 10. Jahrh. einen Auflösungsprozeß ein . . .“), S. 32 f., hat schon W. Koppe hingewiesen, ebenso auf den fatalen Irrtum mit Adalbert von Bremen (S. 44). Auf der gleichen Seite erscheint wieder (1161!) Wisby statt Gotland, ebenso wie umgekehrt um 1200 Birka als schwedische Stadt erscheint (S. 79; die Angaben dort sind überhaupt chronologisch undurchsichtig).

Auch in der Frühgeschichte Lübeck's ist nicht alles ganz in Ordnung; die merkwürdigen Angaben über eine überlegte „Mietpreispolitik“ sind wohl mißverstanden aus Rörigschen Ausführungen über Grundrenten und Wortzinse (S. 51); daß Stadtrecht zuerst in Lübeck und Magdeburg „ausgebildet“ worden sei (S. 62a) trifft natürlich nicht zu, ebensowenig, daß es im ganzen Hansegebiet „Schöffen“ gegeben habe (S. 62 bzw. 276); Alexander von Soltwedel hat nur in der Sage die Lübecker bei Bornhöved angeführt (S. 73); die Angaben über die Herkunft der frühstädtischen Bevölkerung (S. 75) sind teils schief, teils unzutreffend, wobei allerdings P. wieder einmal das Opfer unzureichender bzw. in der Wandlung begriffener Forschung ist. Daß diese Werte nach Bürgerlisten errechnet seien, „in die alle Neubürger unter Angabe ihres Herkunftsortes eingetragen wurden“ (75), stimmt leider nicht; wir hätten es sonst leichter. Daß Bürger slawischer Herkunft als Zuziehende nicht in Betracht kamen, ist in so kategorischer Form bekanntlich ebenfalls nicht richtig. — Ob man die den Lübeckern 1231 in Riga überlassene Curia als einen „lübischen Kaufhof“ bezeichnen kann, ist mir fraglich.

In diesen, wie in manchen anderen Punkten fehlt die hinreichend kritische Unterscheidungsfähigkeit bei der Benutzung älterer und jüngerer Literatur.

Das gilt auch für allgemein-hansische Verhältnisse. Bei dem Satz „Um 1350 war die südliche Ostseeküste eine deutsche Küste, von Lübeck bis Narwa, und nicht nur die Küste, auch ein tiefgestaffeltes Hinterland war deutsch geworden“ (S. 71) ist übersehen, daß diese tiefe Staffelung zum mindesten an einer wichtigen Stelle, in Samogitien, in schicksalhafter Weise unterbrochen war — um etwa von den Verhältnissen an der nord-estnischen Küste ganz zu schweigen. Daß Dorpat 1225 und Narwa 1223 entstanden seien (S. 71) sind sehr fragwürdige Angaben. Rigas Handel und Bedeutung (vgl. S. 149) wird — wie übrigens häufig — stiefmütterlich behandelt, obwohl die Quellen besseres lehren könnten. Die Wortwahl „Pskow“ (Register S. 449) an Stelle des geläufigen hansisch-niederdeutschen „Pleskau“ erscheint ganz unbegründet.

Daß Kopenhagen um 1249 „vorwiegend deutsche Einwohner aufwies“, ist zwar denkbar, aber durch nichts bewiesen (S. 73). Auf S. 80 werden aus dem Schwedenvertrag Heinrichs des Löwen von ca. 1173—79 zwei Verträge aus diesen beiden Jahren. Die dort folgenden Bemerkungen über die Wirkung des Birger-Jarl-Privilegs (. . . *et suevi de cetero appellentur* . . .) sind ganz un-

zutreffend; weder hat diese Bestimmung damals eine Spaltung der Schweden-
deutschen zur Folge gehabt, noch ein Aufgehen im fremden Volkstum bewirkt.
Das liegt erst viel später und hat mit jener — ohnehin immer überschätzten —
Bestimmung nichts zu tun. — Ob die Schweden in Lübeck schon seit Heinrich
dem Löwen Zollfreiheit genossen haben, ist fraglich, so jedenfalls nicht über-
liefert. — Ob die wirtschaftliche Bedeutung der Deutschen in Dänemark groß
oder klein war, ist ein bisher noch ziemlich offenes Problem — abgesehen von
Schonen —, eine der erwähnten Lücken in der Forschung, die erst jetzt gerade
hoffentlich geschlossen wird: wahrscheinlich übrigens in anderem Sinne, als
Pagel S. 83 behauptet (vgl. auch die damit nicht recht zu vereinbarende Angabe
über die deutsche Bevölkerung Kopenhagens). — Kaum wird man sagen dürfen,
daß die skandinavische Union „praktisch nie vollendet wurde, sondern immer
unerreichtes Ziel geblieben ist“ (S. 84). — In mehreren Hinsichten merkwürdig
unzutreffend ist der (auf Gustav Vasa bezügliche) Satz S. 391: „Die Deutschen
Stockholms haben unter dem Druck seiner Handelspolitik die Stadt bald ver-
lassen, die bis dahin eine überwiegend deutsche Stadt gewesen ist.“

Etwas undurchsichtig ist P.s Verwendung des Begriffs „Kontore“. Auf der
Karte (Innenseite des Deckels) erscheinen als solche nur die vier bekannten;
dagegen werden Boston, Lynn und andere Orte nur als „nichthansische Städte“
gekennzeichnet. Ebenso handelt das Kapitel „Die Kontore“ nur von jenen Vier
(S. 330 ff.), wogegen rein formal wohl wenig einzuwenden ist. Sachlich ebenso
zu Recht wird aber S. 86 Boston als „die wichtigste hansische Niederlassung an
der englischen Ostküste“ bezeichnet (was doch in der Karte irgendwie sichtbar
gemacht werden mußte). Auf S. 184 aber werden außer den vier großen noch
die folgenden, nicht weniger als vierzehn „kleineren Kontore“ genannt: Polozk
und Kowno, Oslo, Tönsberg, Kopenhagen, Malmö, Stavoren, Amsterdam, Sluys,
Lynn, Boston, Hull, Ipswich und Yarmouth. Man müßte da viele Fragezeichen
setzen; aber auch abgesehen davon ist jedenfalls der Leser hinsichtlich des Be-
griffs „Kontore“ in völlige Verwirrung gesetzt. Die erwähnte Karte vorn und
ebenso diejenige hinten im Buch ist in mehreren Hinsichten nicht voll be-
friedigend, worauf aber hier um so weniger einzugehen ist, als es eine unein-
geschränkt brauchbare „Karte der Hanse“ aus naheliegenden Gründen überhaupt
nicht gibt.

In den mittleren Abschnitten des Buches ist, wie schon erwähnt, weit
weniger zu beanstanden, als am Anfang und im Schlußkapitel. Zu erwähnen
wäre etwa die seltsame Angabe (S. 165), daß Lübeck heute wohl als einziges
Gemeinwesen der Welt noch den Doppeladler im Schilde führe; abgesehen von
ausländischen Beispielen dürfte es doch noch etwa ein Dutzend deutscher Städte
geben, die dieses Wappenbild zeigen.

Auffällig ist, daß bei Erwähnung des hansischen Schiffbaus Lübeck, zweifel-
los bis ins 17. Jahrh. einer der bedeutendsten deutschen Schiffbauplätze, von
P. hartnäckig nicht genannt wird (S. 189, 212).

Ausgesprochen irrtümlich erscheint S. 198 die Behauptung, daß der hansische
Kaufmann über die Südgrenze des Hansebereiches nur selten vorgedrungen sei
und der hansische Verkehr mit Oberdeutschland mengenmäßig nie sehr bedeutend
gewesen sei (wobei noch zu fragen wäre, ob denn die Menge wirtschaftsgeschicht-
lich das Entscheidende sei). Hierfür lag bei Abfassung des Buches C. N o r d -
m a n n s „Oberdeutschland und die Hanse“ (1939) bereits als besser unter-
richtende Arbeit vor. Pagels Irrtum in dieser Hinsicht gehört zusammen mit
einer gewissen Überschätzung des reinen Seeverkehrs, die sich auch sonst bei
ihm findet. Es ist ganz unbeweislich, daß der Landverkehr (und der binnen-
hansische Verkehr überhaupt) „zweitrangig“ gewesen sei (S. 224 f., 234); hier spricht
durch P. deutlich die ätere Literatur. Dementsprechend trifft es auch nicht zu,

daß die Hanse sich um die Sicherung der Landverkehrswege nicht gekümmert, dies vielmehr jeweils der einzelnen Stadt überlassen habe (S. 224). Man vergleiche demgegenüber nur einmal bei G. Neumann, „Hinrich Castorp“, wie gründlich sich mehrere Hansetage mit der Sicherheit auf den märkischen Landstraßen befaßt haben. Auch ist Lübecks Politik zur Sicherung der Landwege gewiß keine „einzelstädtische“ Politik gewesen; man braucht nur an den Überlandweg Hamburg—Lübeck zu denken. — Pagels Darstellung der Handelsbräuche erscheint im allgemeinen gut und zuverlässig unterrichtend. Zu S. 231 wäre zu berichtigen, daß das Verbot des Borgkaufes sich nur auf den Verkehr mit Butenhansen bezog. Daß von einem strikten Verbot der Geschäftsabschlüsse in Goldwährung nicht wohl die Rede sein konnte (S. 240), wenn Lübeck seit 1340 selbst in erheblichem Ausmaß Dukaten prägte, liegt auf der Hand. — Die Kaufkraft der Mark Lüb. um 1400 ist mit 300 Mark der Zeit um 1900 erheblich überschätzt.

Zu S. 206 ist zu berichtigen, daß es „zu Ende des 14. Jahrh.“ Kompanien der Reval- und Narvafahrer in Lübeck sicher nicht, der England- und Flandernfahrer wahrscheinlich nicht gegeben hat.

Stendal im 13. Jahrh. als eine „kleine Binnenstadt“ zu bezeichnen (S. 292) erscheint etwas gewagt; damit wird man der wirklichen damaligen Bedeutung dieser Stadt nicht gerecht.

Schließen wir diese Reihe kleinerer und größerer Beanstandungen, die ja allzu leicht den Vorwurf der Beckmesserei wachrufen können. Erwähnen wir nur noch, daß das Register zuverlässig gearbeitet scheint (nur S. 455 ist das baltische Vierland = Wierland unglücklicherweise mit den „Vierlanden“ identifiziert) und stellen wir noch fest, daß demgegenüber die eine Seite mit Lit.-Angaben keinen erkennbaren nützlichen Zweck hat: einige wichtige Werke sind da zwar genannt, aber fast ebenso viele grundlegende fehlen (Waitz, „Wullenwever“; Häpke, „Karl V. und der europäische Norden“; Koppe, „Lübeck-Stockholmer Handelsgeschichte“; Goetz, „Deutsch-Russische Handelsgeschichte“, und viele andere). Stattdessen erscheint hier noch eine merkwürdige Auswahl ganz veralteter Werke, wie derjenigen von Barthold, Schlözer, Riesenkampf, von Sartorius nur das ältere Erstlingswerk usw. Diese Lit.-Übersicht hätte ohne Schaden ganz fehlen können oder sehr viel besser ausgewählt sein müssen.

Die Ausstattung des Buches ist vorzüglich. Nur am Schutzumschlag ist auf den ersten Blick etwas auszusetzen, was vielleicht doch symptomatisch ist. Hier ist in blickfangender Aufmachung ein Wappen angebracht, das offensichtlich das Lübecker sein soll und so das Ganze der Hanse vom Wahrzeichen der Führungsstadt und des alten Reiches her symbolisieren soll. Das kann man machen, aber dann muß das Wappen auch richtig sein. Es ist graphisch ganz befriedigend ausgeführt, aber leider in der Farbgebung — also seinem wichtigsten heraldischen Element — falsch, was notgedrungen den Spezialisten ebenso wie den Hanseaten verstimmt. So steht es mit vielen Einzelheiten und „Kleinigkeiten“ in diesem als Ganzes so achtunggebietenden Werk.

DER WENDISCH-SÄCHSISCHE STÄDTETAG VOM 28. JAN. 1517
IN DER REIHE ANDERER HANSETAGE ZU LÜNEBURG

VON

KLAUS FRIEDLAND

In den Hanserezessen III/7 n. 1—5 sind über den wendisch-sächsischen Städtetag zu Lüneburg 1517 Jan 28 nur einige Vorakten veröffentlicht. Ein Rezeß für diesen Tag liegt nicht vor; wahrscheinlich hat es nie einen gegeben. Denn ein Hansetag im eigentlichen Sinne ist diese Städteversammlung nicht gewesen; neben der Vermittlungstätigkeit im Streit des Lüneburger Rates mit seinem Herzog Heinrich dem Mittleren von Braunschweig-Lüneburg, um welche Lüneburg die Hansestädte in seinen Einladungsschreiben gebeten hatte, fanden nur wenige interne Besprechungen zwischen den Ratssendeboten statt. Über den Verlauf der Vermittlungsaktion aber berichtet ausführlich ein Protokoll des Lüneburger Rates, welches sich in Form und Stil ganz an die Rezesse anlehnt und wohl auch wie diese in mehreren Abschriften an die Tagungsteilnehmer verteilt worden ist.

Nach diesem bisher unbekanntem Protokoll¹ hatten Heinrich der Mittlere und der lübische Rat vereinbart, daß der Bischof Heinrich von Ratzeburg gemeinsam mit Vertretern der Hansestädte in dem lüneburgischen Streitfall vermitteln sollte, — eine Abrede, die wahrscheinlich Ende 1516 in Lübeck getroffen wurde². Von den anwesenden Gesandten der Städte Lübeck, Hamburg, Braunschweig, Hildesheim und Hannover waren die Lübecker Abgeordneten: Bürgermeister Thomas von Wickede und Hermann Meyer, Dr. Mattheus Pakebusch, Syndicus Hinrich Warmbeke, Ratmann Claus Brömse, Stadtsekretär Lic. Magister Berendt Heynemann und die Hamburger: Domherr Dr. Albertus Crantz, Ratmann Diderik Hohnsen und Stadtsekretär Magister Johann Klot neben Bischof Heinrich als Vermittler tätig. Das Wort führten für den Bischof von Ratzeburg der Licentiat Johann Furster, für Lübeck Dr. Mattheus Pakebusch und für Hamburg Magister Johann Klot. Die Streitigkeiten betrafen die Heerfolgepflicht Lüneburgs, die Einlösung einiger Pfandschlösser der Stadt, eine Geldforderung und häufige privilegienwidrige Zollaufgaben Herzog Heinrichs und einige andere Punkte.

Wegen mehrerer dieser Klagen hatte sich der Lüneburger Rat schon früher an die Hansestädte mit der Bitte um Hilfe gewandt³. Auch Vermittlungsversuche durch hansische Abgesandte waren schon vorausgegangen, so 1515 Jan. 15 durch Lübeck und Hamburg in Bardowick, 1516 Febr. 24 durch die fünf wendischen Städte unter Vorsitz des Kurfürsten Joachim von Brandenburg in Salzwedel. Unmittelbar erfolgreich war

¹ Stadtarchiv Lüneburg P 5, Nr. 15, fasc. 44; Papier, Folio, 14¹/₂ S.

² Vgl. G. M. C. Masch, *Gesch. des Bisthums Ratzeburg*, Lübeck 1835, 424.

³ HR III/6 n. 568 §§ 29, 48 ff.; n. 639 §§ 24 ff.; n. 695 §§ 44 ff.

keiner dieser Schlichtungsversuche, doch hat die energische Haltung der Hansestädte wesentlich dazu beigetragen, daß Lüneburg in einem Vertrag mit Heinrich dem Mittleren 1517 Sept. 15 seine Selbständigkeit behauptete.

Die Frage, welche die Städtegesandten auf der von uns behandelten Tagfahrt beschäftigte, war mehr oder weniger für alle drei Hansetage von Bedeutung, die im 16. Jahrhundert in Lüneburg stattfanden. Bei dem Tag vom 10. Juli 1535, der am 22. Juli nach Lübeck verlegt und dort am 28. August abgeschlossen wurde⁴, wollte man ungehindert von dem damaligen Zwist zwischen Herzog Ernst dem Bekenner und dem Lüneburger Rat beide Teile auf der Seite der Wullenwevergegner halten, zumal dieser Fürst gemeinsam mit Philipp von Hessen die Politik der Städte entscheidend unterstützte, ja leitete. Dies war allerdings nur ein Grund neben anderen, sich in Lüneburg zu versammeln.

Hingegen ging es am 30. Juni 1542, als sich die Hansen letztmalig in Lüneburg versammelten, ausschließlich um das Verhältnis fürstenabhängiger Hansestädte zu ihren Landesherrn. Den Anlaß dazu gab die Frage der Reichssteuerverpflichtung landständischer Hansestädte; und da Lübeck als Reichsstadt daran wenig interessiert war, überließ er diese Angelegenheit gern den Lüneburgern⁵.

Verglichen mit dem eigentlichen Zweck der Städtegemeinschaft war diese Frage eines der Randprobleme im hansischen Bereich, welche die Städte immer mehr vom Zentrum ihres Zusammenhaltes ablenkten⁶. Dadurch erklärt es sich auch, daß Lüneburg im 16. Jahrhundert nur dreimal gegenüber 20mal im 15. Jahrhundert zum Tagungsort gewählt wurde⁷. Damals nämlich war es das Ziel der hansischen Städtepolitik gewesen, eine enge und dauerhafte Verbindung aller Mitglieder dieser Gemeinschaft zu schaffen⁸. Das wendische und das sächsische Drittel waren dabei die aktivsten Gruppen, und die Stadt Lüneburg hatte es in erster Linie ihrer geographischen Lage zu verdanken, daß sie zum Mittelpunkt und bevorzugten Versammlungsort wurde. Jetzt aber war nicht mehr ein konstruktives, gemeinhansisches Anliegen bestimmend, für das zahlreiche Städte Zeit und Kosten aufzubringen bereit waren, sondern die Auseinandersetzung einer einzelnen Stadt mit ihrem Landesherrn und deren Bedeutung für die Hanse⁹.

⁴ Georg Waitz, Wullenwever III, 27—123.

⁵ Über diese Tagfahrt, an der die Städte Hamburg, Bremen, Rostock, Stralsund, Stade, Braunschweig, Hildesheim, Hannover und Buxtehude teilnahmen, ist noch einiger Aufschluß zu erwarten, wenn die HR für diese Jahre vorliegen werden. Vorläufig kann Albert Neukirch, Der niedersächsische Kreis und die Kreisverfassung bis 1542, Qu. u. Darst. zur Gesch. des Reformationsjahrhunderts X/1909, 158 f., zur Information dienen.

⁶ A. v. Brandt, DA 3/1939, 525.

⁷ W. Reinecke, Lüneburg als Hansestadt, Lüneburg 1946, 52.

⁸ Wilh. Bode, Hansische Bundesbestrebungen in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts. HGBll 45/1920, 241 ff. und 51/1926, 38 ff.

⁹ Vgl. K. Friedland, Der Kampf der Stadt Lüneburg mit ihren Landesherrn. Qu. u. Darst. zur Gesch. Niedersachsens 53, Hildesheim 1953.

Es sind also staatsrechtlich bestimmte Gesichtspunkte gewesen, welche die Hansen veranlaßten, sich im 16. Jahrhundert in Lüneburg zu treffen. Das Problem, wie sich die hansische Selbständigkeit mit den staatsrechtlichen Bindungen einer jeden Stadt vereinbaren ließe, gewann in der Zukunft für alle Hansestädte immer größere Bedeutung. Freilich büßten die Städte in demselben Maße die Fähigkeit und Möglichkeit gemeinsamen Handelns ein, und damit verlor auch Lüneburg seine Bedeutung als hervorragendes Glied und oft gewählter Tagungsort der Hanse.

BESPRECHUNGEN

Städtewesen und Bürgertum als geschichtliche Kräfte. Gedächtnisschrift für Fritz Rörig. Unter Mitarbeit zahlreicher Gelehrter herausgegeben von Ahasver v. Brandt und Wilhelm Koppe. Lübeck 1953, M. Schmidt-Römhildt. 560 S. 4^o.

Es ist etwas Eigenes um eine „Schule“. Der Lehrer geht nicht darauf aus, eine solche zu begründen. Er arbeitet an seinen Problemen, teilt seine Ideen mit, gewinnt junge Menschen dafür, sich mit ihnen zu beschäftigen oder gar sich für sie zu begeistern. Er verzweigt mit ihrer Hilfe, sie anleitend und wieder aus ihren Arbeiten Erkenntnis schöpfend, seine Studien. Die Ausgangsfragen werden sich bei ihnen oft wiederfinden. Sofern sie dann Stellungen gewinnen, die es ihnen erlauben oder zur Pflicht machen, weiterhin wissenschaftlich zu arbeiten, gehen sie, nun schon nicht mehr Schüler, sondern selbst Meister geworden, in verschiedenen Richtungen weiter auseinander. Ein Kreis von selbständigen Forschern hat sich gebildet, der nun keine „Schule“ im eigentlichen Sinne mehr darstellt, doch aber unverkennbare Züge der Einheitlichkeit aufweist. — Aber die Linien der wissenschaftlichen Gruppe laufen noch komplizierter. Sehr selten steht ein Forscher mit seiner Problematik ganz allein. Der Fortgang der Wissenschaft stellt sich dar als ein dichtgewobenes, im Hin und Her der Diskussion überraschend einheitlich bleibendes Netz der Beziehungen. Sie laufen, mit typisch national gebundenen Fragekomplexen und Färbungen zwar, zwischen den Ländern Europas. Die Diskussion kreist jeweils um nicht allzu viele zentrale Probleme. Wäre es anders, so wäre sie äußerst mühevoll und oft fruchtlos. Aus gemeinsamer Zeit- und Problemlage heraus steht der Forscher in Arbeitsverbundenheit mit den Gleichaltrigen, aus kollegialer und freundschaftlicher Verbundenheit mit einer Anzahl von Freunden. So ergibt sich, wenn sich frühere Schüler und jetzige Freunde vereinen, im günstigsten Falle ein Querschnitt durch eine Fragenschicht, die durch Sachgehalt und Problemstellung, durch eigene Methodik einen einheitlichen Charakter erhält.

Im günstigsten Falle! Und ein solcher liegt bei dieser Gemeinschaftsarbeit von 27 Forschern, die sich ursprünglich verbanden, um Fritz Rörig zum 70. Geburtstag zu ehren, die dann ihr Werk ihm als Denkmal errichten mußten, ganz ausgesprochen vor. Diese Gedächtnisschrift ist geradezu eine Bestandsaufnahme der stadtgeschichtlichen Forschung unserer Zeit. Insofern ist sie nicht nur ein Denkmal für Rörig selbst, sondern ein in die Zukunft weisendes Werk. Denn die Mitarbeiter legen jeweils bedeutsame Ergebnisse ihrer Forschung vor und fördern die Geschichte der europäischen Stadt, jener so ganz besonderen Erscheinung, der Rörigs Lebenswerk galt. Im lokalen Sinne überdeckt das Werk den Raum der Hanse: von Nowgorod bis London, von Skandinavien bis zum Mittelmeer und Spanien hin, sodann über die Hansestädte des Binnenlandes sind die Themen gestreut. Im zeitlichen Sinne reichen sie von der vorhansischen

Zeit mit der selbstverständlichen Verdichtung für das Mittelalter bis in die Tage Bismarcks. Bezüglich der Gegenstände heben sich einige große Fragenkreise heraus. Am stärksten fällt vielleicht der topographische ins Auge, wie Rörig ja selbst ihn betonte. Frölichs (†) Verfassungstopographie als systematisch gegliederter Forschungsbericht; Finks Übersicht über das Lübecker Stadtgebiet; Timmes methodisch einprägsame und förderliche Untersuchung über die Flußuferstädte; Rotherts Soest und Lippstadt; Schwartz' Darstellung der Soester Stadtbefestigung; Hennings' Aufnahme der Lübecker Kornhäuser; Steinbergs ikonographische, entlegenes Material erschöpfend interpretierende Studie über den Stalhof; Unverzagts besonders willkommener, glänzend ausgestatteter Bericht über die Ausgrabungen im Stadtkern von Magdeburg; Prüfers Monographie der Balge in Bremen — diese reiche Ernte ist nun schon in der Themenstellung sehr bedeutsam. Sie zeigt, daß die hansische Geschichte in den letzten Jahrzehnten rege an der Zusammenarbeit zwischen Geschichtsforschung und geographisch-topographischen Fragestellungen teilgenommen hat, die überhaupt unserem wissenschaftlichen Zeitalter eigen ist. Dabei sind die einzelnen Aufsätze bei dem gemeinsamen geistigen Raume doch unter sich durchaus verschieden in Frage und Durchführung, teils vom Rechtlich-Verfassungsmäßigen, teils vom Wirtschaftlichen her bestimmt. — Einen anderen Umkreis bilden Wirtschaft, Wirtschaftspolitik, hansische Beziehungen im weiten Sinne. Schleswig (Koppe), Nowgorod (Johansen), Königtum und Städte in Schweden (Kumlien), Huy an der Maas (Ammann), die Hanse und die Freiheit der Meere (v. Brandt), der hamburgisch-oberdeutsche Spanienhandel (Kellenbenz), der deutsche Mittelmeerhandel im 19. Jahrhundert (Schramm) — das ist wiederum ein ganzer Strauß, freilich nicht so geschlossen wie die erste Gruppe. Dafür sind die Themen zu mannigfaltig. Wenn wir das Gemeinsame doch hervorzuheben suchen, dann besteht es hierin: daß die Kraft erwiesen wird, die dem Seehandel immer innewohnte und besonders daß sie in ihrer Verbindung mit Politik und Geist aufgezeigt wird. Zwar fehlen in diesem Werke eigentlich geistesgeschichtliche Untersuchungen. Das hätte vielleicht nicht so sein müssen, denn sie fehlten der hansischen Forschung nie ganz. Doch sind sie wohl immer ein wenig zurückgetreten, und insofern ist dies Werk ein Spiegel. Aber es ist zu sagen, daß die Arbeit ja über das Sammeln und Feststellen von Fakten längst hinausgeschritten ist, daß gerade Rörig oft auf die geistigen Grundlagen und Wesenszüge des Geschehens hingewiesen hat. Man wird viel davon in den einzelnen Aufsätzen finden. Von politischem Charakter findet sich nur ein Beitrag, Beckers Darstellung der Eingliederung der Hansestädte in den deutschen Zollverband, die ganz auf dem Standpunkt Bismarcks steht und mit der Feststellung, daß „erst jetzt die Hanseaten . . . Pioniere und Führer des Eroberungszuges deutscher Arbeit durch die Welt“ wurden, gewiß nicht das Richtige trifft. Verhaltens- und Denkweisen, der Gesamtstil des Lebens, der Stadt und städtischer Gesinnung, der keineswegs nur die Wirtschaft prägte, kommen zum Ausdruck, am meisten vielleicht in v. Brandts Aufsatz über die Freiheit der Meere. — Das Thema leitet über zu dem dritten Fragenkreis, der ebenfalls in den Kern des städtisch geprägten Lebens gehört, dem mit Recht und Rechtsordnungen befaßten. In Stengels materialreicher, von überraschenden Perspektiven erfüllter Darstellung der Stadtwerdung in Hessen, v. Lehes

Bericht über die Schuldbücher in Hamburg, Lübeck, und Riga, Ebels Rechtsfindung der Lübecker Gerichte, Ahlers' Beitrag über einen Lübecker Notar des 15. Jahrhunderts, in Thiemes bewegender Darstellung des Wullenwever-Prozesses, endlich nicht zum wenigsten in Reinckes wichtiger Analyse der Hamburger Stadtschuld von 1300 bis 1565 tritt die städtische Rechtsordnung in verschiedensten Aspekten ans Licht. — Einige weitere Beiträge noch, die sich den drei Hauptthemen anfügen: Keyser gibt eine Übersicht über die Bevölkerungsgeschichte der Städte, besonders auf die großen Katastrophen eingehend; Lechner einen Blick auf die selten beobachteten Wohlfahrts- und Pflegeeinrichtungen am Beispiel Magdeburgs, Zoder in dem einzigen biographischen Beitrag die Skizze eines Hildesheimer Rats Herrn des 14. Jahrhunderts. Dem Anlaß und Sinn des Werkes entsprechend wird es eingefaßt von zwei Arbeiten, die Rörig persönlich gewidmet sind, von Koppes warmherziger Würdigung seines Lebenswerkes und Kaegbeins Bibliographie. — Wir können das gesamte Werk hier nur in einer Art Überschau bedenken, die einzelnen Aufsätze werden im Fortgang der historischen Arbeit selbst ihr Echo finden.

Die Städte und Körperschaften, deren Hilfe die Herausgabe des Werkes ermöglichte, haben nicht nur dem Forscher, sondern zugleich ihrer Geschichte selbst ein würdiges Ehrenmal errichtet. Man wird, das Ganze noch einmal überblickend, sagen müssen, daß Rörigs Arbeit reiche Früchte getragen hat.

Ludwig Beutin

Histoire des Relations Internationales, publiée sous la direction de Pierre Renouvin. Tome I: François Ganshof, *Le Moyen Age*. Paris 1953, Hachette. 324 S.

In diesem Werk, das in 6 Bänden bis zur Gegenwart führen soll, wird die Geschichte der internationalen Beziehungen in dreifacher Hinsicht dargestellt: im Rahmen der allgemeinen Geschichte, deren Hauptereignisse demgemäß erscheinen, werden die wirtschaftlich-sozialen, die geistigen Erscheinungen und die Institutionen wie Gesandtschaften und Diplomatie in eine Einheit verwoben. Der Erfolg dieser weitschauenden Unternehmung bleibt zu erwarten. Wenn nicht die Geschichte der Staaten, sondern die des Zusammenlebens im Staatensystem, auch der Formen der Herrschafts- und Machtausübung das Thema sein soll, dann werden sich schwierige Unterscheidungen ergeben. Der erste Band jedoch ermutigt zu großen Hoffnungen. Unser hochgeachteter Kollege Ganshof baut auf den vielerlei Vorarbeiten auf, die sich mit dem Verfall des römischen Reiches, der Kaiseridee des Mittelalters und ihrem Kampf mit der Kurie, mit der Entstehung des abendländischen Staatensystems beschäftigt haben. Er faßt alles zu knappen, die verschiedenartigsten Materien vereinenden Kapiteln zusammen. Dies nicht als Handbuch, sondern in sehr eigenwilliger Auswahl der Stoffe und größtenteils aus den Quellen gearbeitet. Wir haben uns hier auf unser Arbeitsgebiet zu beschränken. Die Hanse kommt, wie überhaupt Handel und Städtewesen, voll zur Geltung, sie wird aus dem großen West-Ost-Zug der Menschen, der politischen Kräfte und des Handels, aus dem immer steigenden Gewicht des Ostens, doch auch (wie das sehr zu bejahen ist) aus der steigenden Integration Westeuropas hergeleitet. In dem Kapitel *Au temps de la grande*

dépression findet sie ihre Würdigung. Diese wird nun nicht, wie kürzlich durch Lütge, allein durch die Bevölkerungsverluste infolge der Pest erklärt. Daß die Depression eine weithin beherrschende Tatsache war, das dürfte feststehen. Aber ihre regionale Ausbreitung, ihre Tragweite, ja selbst ihre Dauer sind erst wenig bekannt (vergl. unseren Bericht über das Buch von Mollat, S. 134). Ganshof nennt als Ursachen den 100jährigen Krieg, die Monopole, z. B. in England, wo sie einen starken Rückgang der Wollproduktion verursachten, geldliche Störungen, finanzielle Krisen wie den Zusammenbruch der Bardi und Peruzzi (1343 und 1346!), sodann Hungersnöte (1315 und 1317, als Ypern um $\frac{1}{10}$ seiner Einwohner zurückging) und besonders die Pest. Aber man sieht schon, wie komplex die Dinge lagen. Es ist hervorzuheben, daß die allgemeine Kontraktion sich besonders auf Westeuropa bezogen hat. Denn es kann wohl nicht zweifelhaft sein, daß Norddeutschland sich während all dieser Widrigkeiten im 14. Jahrhundert und gerade in seiner zweiten Hälfte kraftvoll entwickelte, da der Geist der Unternehmung und der Stadtfreiheit und gleichzeitig ein gewisser Kosmopolitismus sich weiter ausbreiteten (S. 205). Die Städte schufen in dieser Zeit ein „milieu historique très particulier“. In der Zeit der Kölner Konföderation sieht es wenig nach allgemeiner Depression aus. Aber gewiß, die Expansion nach Osten kam zum Erliegen. Doch sind dafür auch die erstarkenden Eigenkräfte des Ostens wirksam gewesen, und auch die innere Intensivierung, die Konsolidierung des Erworbenen braucht ja noch nicht Stagnation zu bedeuten. Daß der Höhepunkt der hansischen Politik, der Friede von Stralsund, zugleich auch schon einen Stillstand einleitete, dies ist freilich auch von Rörig schon vor längerem ausgesprochen worden. Das Problem ist auch von anderen Forschern, wie z. B. Postan, gestellt und bleibt zu prüfen. In seinen Zusammenhang gehört auch das Zunftsysteem. Es ist, als Ganzes gesehen, gewiß ein Zeichen dafür, daß die stürmische Ausbreitung des 13. und frühen 14. Jahrhunderts in ruhige Bahnen einlief, daß die Masse sich zu schützen begann gegen das Übergewicht der großen Kaufleute. Jedoch diese Bewegung setzte schon lange vor der großen Depression ein. Zwar hatten die ersten uns bekannten Zünfte noch nicht den monopolistisch abwehrenden und einkapselnden Charakter wie die späteren, allein die Tendenz zur statutenmäßigen Sicherung ist schon überall vorhanden. Ob Depression oder nicht, die Zunftbewegung würde unter allen Umständen zu den großen maßgeblichen Kräften des Mittelalters gezählt haben. Man kann sie auch zu den Ursachen der Stagnation rechnen! Man kann die Städtehanse überhaupt als den Versuch zu einer interlokalen Zunftorganisation bezeichnen, doch wie gezwungen würde das sein! Beide Erscheinungen sind Ausprägungen der das Abendland vereinigenden Idee der Ordnungsform. Daß freilich die Entstehung der Hanse mit dem Einsetzen der (wie auch immer begründeten) großen Depression, mit dem Aufhören der Ostkolonisation zusammenfällt, ist allerdings eine nicht nur zeitliche, sondern sehr tiefreichende Verknüpfung. G. hat sie in eleganter Manier skizziert (Pagels Buch kennt diese Aspekte kaum), er wird mit uns in der Meinung übereinstimmen, daß dieses wahrhafte Paradoxon: Aufstieg der Hanse zu ihrer größten Machtstellung in einer Zeit der Wirtschaftskrise, weiterhin zu prüfen ist. — G. fügt seiner Darstellung eine gute Karte der Hanse bei.

Ludwig Beutin

Edith Ennen, *Frühgeschichte der europäischen Stadt*. Veröffentlichungen des Instituts für geschichtliche Landeskunde der Rheinlande an der Universität Bonn. Bonn, 1953, Röhrscheid. 324 S.

Dieses Buch zeichnet sich durch einen weiten Blick aus; denn es stellt die Frühgeschichte der europäischen Stadt in einen universalgeschichtlichen Zusammenhang. Dabei ist es aber ganz frei von einer jener geschichtsphilosophischen Konstruktionen, die bei diesem Thema so nahe liegen. Wie oft ist doch gerade die Geschichte des Städtewesens unter dem Gesichtspunkt von „Fortschritt“ oder „Verfall“ in einem absoluten Sinn geschrieben worden. Was wir vor uns haben, ist ein historisches Buch im echten Sinn des Wortes, historisch in seiner Sehweise, historisch aber auch in seinem methodischen Vorgehen. Neben B. Huppertz, „Räume und Schichten bäuerlicher Kulturformen“ gehört es zu den ertragreichsten Arbeiten, die aus dem Bonner Institut für geschichtliche Landeskunde hervorgegangen sind. Mit den neuen, hier errungenen Methoden verbindet sich der universalgeschichtliche Blick Fritz Kerns.

Die V. verzichtet bewußt auf eine allgemeine Definition der Stadt. „Die vollentwickelte mittelalterliche Stadt ist für uns der Maßstab“ — so sagt sie — „an dem wir alle ihre historischen Vorformen messen.“ Das ist der richtige Ausgangspunkt. Denn damit wird von vornherein deutlich gemacht, daß alle stärker generalisierten Typenbegriffe von dem konkreten Objekt her, das Gegenstand des Buches bildet, bestimmt sind. Daß unter anderen Gesichtspunkten auch andere Züge, etwa bei der Behandlung des antiken Stadtstaates, stärker betont werden könnten, ist möglich, würde aber die Grundlinien dieses Buches nicht berühren.

Es beginnt mit einer Kennzeichnung der vormittelalterlichen Stadtkulturen. Für den alten Orient ist der Zusammenhang zwischen Stadtwerdung und Bildung eines Herrentums, die Bedeutung der Überschichtung eines seßhaften Bauerntums durch erobernde Hirtenkrieger, die religiöse Fundierung der Herrschaft, die sekundäre Stellung der abhängigen Händler- und Handwerkergruppen gut herausgearbeitet. Die Stadt ist hier Herrschaftsmittelpunkt eines zugehörigen Landgebietes. Aber auch der antike Stadtstaat zeigt noch die Einheit von Stadt und Land, stadtsässiger Adel und Bauernkriegertum sind hier maßgebend, die zeitweise hochgesteigerte Verkehrswirtschaft bestimmt nicht ausschließlich ihren Charakter. Aber die antike Stadt hat Verbandscharakter, sie ist „Gemeinde“. Zugleich tritt im mediterranen Raum die Tendenz zu einer dichtgedrängten, stadtartigen Siedlungsweise auf, die sich über alle Wandlungen hinweg erhält und ein auch für das Werden der mittelalterlichen Stadt mitbestimmender Faktor wird. Können die keltischen Oppida noch als eine Auswirkung des antik-mediterranen Städtewesens begriffen werden, so fehlt der germanischen Welt die städtische Lebensform. Die Herrensichten bleiben hier lange, anders als im Süden und auch im Osten, „rustikal“. Wohl gab es auch germanische Oppida, von keltischen Vorbildern angeregt, aber es sind in der Hauptsache Fluchtburgen, zeitweise auch Ding- und Kultstätten, auch Märkte. Aber sie sind untergegangen, nicht zur Stadt geworden. Dasselbe gilt noch von den Burgengründungen Heinrich I. Wichtiger erscheinen die spätgermanischen Handelsemporien an den Nord- und Ostseeküsten, Handelsplätze eines auf hochwertige Güter beschränkten Wanderhandels. Wohl befestigt, fehlt diesen Handelsplätzen doch die Burg des Herrn. Doch tritt hier ein für die Zukunft

wichtiges Moment auf, die Gilde, die „bruderschaftlich organisierte Form des Männerbundes“. Aber auch diese Handelsplätze haben sich nicht zu Städten fortgebildet, sondern sind verschwunden, erst in jüngster Zeit durch Ausgrabungen wieder bekannt geworden.

Die typisch mittelalterliche Stadt ist im „fränkischen Raum“, in der Zone germanisch-romanischer Überschichtung entstanden. Hier erscheint das Problem der Kontinuität der antiken Civitas. Landschaftlich höchst verschieden, bleibt doch ein Rest antiken Lebens, am stärksten wirksam in der Stellung der Civitas als Mittelpunkt der kirchlichen Organisation, als Bischofssitz. Nach diesem Vorbild schaffen die Könige die „Domburgen“ der rechtsrheinischen Bischofssitze. entstehen Dynastienburgen. Aber die rechtliche Stellung dieser „Stadt“ ist völlig verändert, sie ist dem Land, über das sie nicht mehr herrscht, ganz angeglichen. Neben Civitas oder Burg aber entstehen Kaufleutekolonien. Hier erscheint die eigentümliche Zweiheit von Kaufmannssiedlung und politisch-militärisch-kultischem Zentrum, von „freier Stadtwirtschaft“ und herrschaftlich gebundenen Ansätzen eines gewerblich-kaufmännischen Lebens. Die „Wike“ der freien unter Königsmunt stehenden Kaufleute, die nach ihrem Kaufmannsrecht leben, haben eine eigene Funktion im Fernhandel, sie dienen keineswegs nur dem Konsumbedarf des zugehörigen Herrensitzes, der mit den hier akkumulierten Feudalrenten (nicht „Grundrenten“) bezahlt wird. Was sie zur „Burg“ zieht, ist nicht so sehr deren Konsumkraft, sondern ihre Schutzfunktion. Aber die Zweiheit von Wik und Burg dauert nicht allzu lange. Auch der Wik wird ummauert, vielfach schon auch mit der Civitas oder Burg zu einer Einheit verbunden. Damit ist das Werden der Stadt siedlungsmäßig abgeschlossen. Für die Verfassung der werdenden Stadt aber sind die Verhältnisse im Wik maßgebend. Hier herrscht die Gilde der Kaufleute und ihr Kaufmannsrecht. Der Schritt zur Stadtgemeinde geht über die Eidgenossenschaft, die Schwurbrüderschaft der Wikbewohner, die eine bezirksgebundene Genossenschaft ist. Der „Mercator“ wird zum „Burgensis“, dessen Rechtsstellung ist durch Wohnsitz bestimmt. Damit Hand in Hand wird der Wanderhändler von einem seßhafteren Kaufmannstyp abgelöst, das Exportgewerbe und die aus der Wertsteigerung des städtischen Bodens erwachsende Grundrente werden neben dem ursprünglichen Handelsgewinn zu wichtigen Grundlagen der Reichstumsbildung. Die Stadtgemeinde ist Sonderfriedensbezirk, sie ist Gerichts- und Siedlungsgemeinde, von der in ihrem Entstehungsgebiet früher als anderwärts nachweisbaren Landgemeinden mitbestimmt. Die „vom Bezirk her konzipierte Gemeinde“ begegnet zuerst im Maasgebiet. Älter aber ist sie in den Mittelmeerländern, in Südfrankreich, Italien und Spanien.

Daher wendet sich die Untersuchung dem Städtewesen der Mittelmeerwelt zu. In Italien lebt die Stadt trotz unverkennbaren Rückganges ungleich stärker fort als im Norden. Sie behält dauernd ihre Funktion als ummauerte Festung und wird von den Langobarden als Herrschaftssitz übernommen. Allerdings, auch hier ist sie nun Sonderfriedensbezirk, vom Land abgehoben. Civis ist nur der Stadtbewohner. Aber die Stadt behauptet doch einen Vorrang. In Südfrankreich und Italien ist die Stadt nicht nur Sitz des Bischofs, sondern auch des Grafen. Das Landgebiet gehört zwar nicht zur Stadt, aber es wird von ihr aus regiert. So vermögen in Italien die Grafenrechte auf die Bischöfe und dann auf die Communen überzugehen, diese werden zum Stadtstaat. Auch besitzen

die Städte vielfach ein engeres, aber nicht unbedeutendes, als Suburbium bezeichnetes Gebiet außerhalb ihrer Mauern. Vor allem besteht eine Stadtgemeinde und deren Versammlung, früh treten auch Schöffen auf. So wird die italienische Stadt, erkennbar seit dem 10. Jahrhundert, zur „gefreiten“ Einwohnergemeinde. Die Stadt und ihre Häuser erhalten Immunität. Anders als im Norden stehen hier der einheitliche Stadtbezirk und die Einwohnergemeinde am Beginn. Analoge Verhältnisse bestehen in Spanien und hier, wo man im Zuge der Reconquista Interesse an der Mehrung der Stadtbevölkerung hatte, erscheinen frühe Formulierungen des Satzes „Stadtluft macht frei“. Auch das für das Stadtrecht kennzeichnende Verbot des gerichtlichen Zweikampfes ist hier früh nachweisbar. Die V. nimmt unmittelbare Beeinflussung der Maasstädte durch diese spanischen Vorbilder an. Diese südeuropäische Stadt ist Zusammensetzung von Grundbesitzern und zieht den Adel auch in der Folge, freiwillig oder gezwungen, immer mehr in die Stadt. Dieser stadtsässige Adel ist aber früh zum Fernhandel übergegangen und die reichgewordenen Kaufleute schließen sich ihm sozial eng an. Ungeachtet ihres viel stärker aristokratischen Grundcharakters wird die italienische Stadt doch ein Zentrum von Handel und Gewerbe. Der italienische Stadtstaat nähert sich dem antiken Typus, der in ihm ohne Zweifel nachwirkt; aber er ist mit diesem nicht identisch. Er ist kein Stadtstaat von Grundbesitzern, sondern ein merkantiler Stadtstaat. Die „Civitas“ umfaßt nicht ihr Territorium mit, sondern herrscht über den Contado, die Contadini sind nicht Bürger, sondern Untertanen. Ansätze zu einer kommunalen Bewegung unter den Bauern werden von den Städten rücksichtslos niedergeworfen.

Die gefreite Einwohnergemeinde bildet einen Schwurverband, eng mit diesem verbunden erscheinen die Consules, der Rat. Der Schwurverband erscheint fast gleichzeitig in den italienischen und in den niederfränkischen Städten. Er scheint, hier wie dort, in der germanisch-romanischen Kontaktzone selbständig entstanden zu sein. Dagegen wurde die in Italien ausgebildete Konsulatsverfassung erst später im Norden übernommen.

In diesem Buch wird zum erstenmal der Versuch unternommen, das Problem der Stadtwerdung einheitlich für ganz Europa zu sehen und innerhalb Europas nach Kulturräumen, nach Typenlandschaften zu gliedern. Dabei hat die V. wie bei Büchern dieser Art so häufig, nicht etwa aus zweiter Hand gearbeitet, sie dringt zu den Quellen und zur Spezialliteratur vor, mit der sie sich eingehend auseinandersetzt. Es sei nur auf die Würdigung, aber auch kritische Stellungnahme zu den grundlegenden Forschungen von Hans Planitz verwiesen. Das Buch enthält so eine Reihe höchst subtiler Einzeluntersuchungen, ohne die ein wirklicher Fortschritt unserer Erkenntnis nicht möglich gewesen wäre. Einen solchen Fortschritt aber bedeutet dieses Buch. Wie jede echte wissenschaftliche Leistung wirft es ebenso viele Fragen auf wie es beantwortet. Dessen ist sich die V., wie ihr Schlußwort zeigt, auch wohl bewußt. Hier tauchen freilich auch Fragen auf, die über das Thema dieses Buches hinausweisen. Ich nenne nur die Bedeutung der „Freiung“, des Sonderfriedensbezirks für die Erfassung der Sozialstruktur der älteren europäischen Geschichte oder das Ringen um einen gesteigerten Frieden, der uns in den Städten ebenso begegnet wie auf dem „Land“. Hier führt der Weg schließlich zum neuzeitlichen Staat und seiner „Bourgeoisie“, die mir doch nicht nur als Ergebnis der Überwindung der „herren-

ständischen Ordnung“ durch das Bürgertum allein verständlich erscheint. Es war der moderne Staat, der die feudale und die altbürgerliche Welt zugleich überwunden hat. In diesem Zusammenhang wäre auf das Fortdauern der Stadtherrschaft hinzuweisen, die weithin zurückgedrängt, doch wirksam blieb, vor allem in Westeuropa, aber auch in manchen deutschen Territorien, und in der neuzeitliche Staat dann den rechtlichen Ansatz für die Ausdehnung seiner Rechte über die Städte fand.

Für die V. stehen siedlungs- und vor allem verfassungsgeschichtliche Fragen im Vordergrund, die wirtschaftsgeschichtlichen sind für die Klärung dieser Zusammenhänge ausreichend berücksichtigt, stehen aber doch zurück. Hier könnte man die Frage aufwerfen, ob nicht eine systematische Darstellung des Werdens des auf den Exportgewerben beruhenden europäischen Fernhandelssystems und des damit verbundenen Aufkommens eines neuen Kaufmannstyps noch manche Zusammenhänge hätte deutlicher machen können. Denn dieses Fernhandelsystem scheint mir spezifisch europäische Züge zu tragen, die als Intensivierung der Verkehrswirtschaft, als „Renaissance du commerce“ (Pirenne) allein nicht ausreichend gekennzeichnet ist.

Otto Brunner

Niedersächsisches Städtebuch, herausgegeben von Erich Keyser. *Deutsches Städtebuch, Handbuch städtischer Geschichte*, Bd. III: *Nordwestdeutschland, 1. Niedersachsen und Bremen*. Stuttgart 1952, W. Kohlhammer. X, 400 S., 1 Übersichtskarte.

Elf Jahre liegen zwischen dem Erscheinen des 2., Mitteldeutschland behandelnden Bandes und dem ersten Halbbande des nordwestdeutschen Teils des deutschen Städtebuches. Das dramatische Schicksal des Unternehmens in der Zwischenzeit und die bewundernswerte Energie des Herausgebers, die aller Schwierigkeiten und Schicksalsschläge Herr wurde, treten in dem Vorwort ohne Pathetik und Ruhmredigkeit eindrucksvoll hervor. Die zweimalige Durcharbeitung des ganzen Stoffes ist dem Werke sachlich sehr zugute gekommen. Je weiter die Arbeit von Band zu Band fortschreitet, desto souveräner wird die Stofffülle gegliedert und auf den kürzesten Ausdruck gebracht; auch der neue Band führt in dieser Hinsicht weiter. Besonders erfreulich sind auf der einen Seite die stärkere Berücksichtigung der Frühgeschichte, andererseits die Fortführung bis in die Gegenwart (Zerstörungen und Wiederaufbau!), erfreulich auch die vielfachen Erweiterungen des Schemas, unter denen vor allem die Aufnahme der Wohlfahrtspflege und der kulturellen Leistungen sowie der wichtigsten Quellen und Darstellungen hervorzuheben sind. Überall spürt man die Führung der Bearbeiter durch die sichere Hand des Herausgebers. Der nach dem Gesamtplan in Aussicht gestellte Kartenband sollte trotz aller entgegenstehenden Hemmnisse nicht auf die lange Bank geschoben werden; da die topographischen Teile immer umfangreicher angelegt werden, sind sie ohne die Anschaulichkeit einer Karte für Außenstehende kaum mehr verständlich. Gewisse äußerliche Schwierigkeiten für den Benutzer bietet, besonders in den Abteilungen 5 und 6, die Verwendung des Punktzeichens sowohl zur Interpunktion wie als Abkürzungszeichen, da hierdurch der Schluß der im Telegrammstil gehaltenen Sätze nicht immer erkannt werden kann. Es wäre zu erwägen, ob nicht als Interpunktionszeichen ähnlich wie in älteren Drucken der Schrägstrich eingeführt werden sollte. — Der ganze

Halbband ruht auf ungemein soliden Grundlagen: die vorbildliche Arbeit der historischen Kommission für Niedersachsen bildet das Fundament. Die allgemeinen Ausführungen (Verfasser Georg Schnath, Rudolf Grieser, Fritz Timme) stehen auf dem neuesten Stande der Wissenschaft und bestechen durch wohltuende Knappheit und Durchsichtigkeit.

Die Bedeutung des Bandes für die hansische Geschichte ist wiederum groß; ich zähle unter den behandelten mehr als 140 Ortschaften rund 20 hansische, darunter so wichtige Städte wie Bremen, Braunschweig, Lüneburg, Goslar, Hildesheim, Göttingen, Osnabrück, Stade und Einbeck. Sehr schade ist es, daß nach den Grundsätzen des Herausgebers ein so entscheidend wichtiger Ort wie Bardowiek nicht gebracht werden konnte, weil er keine Stadt im Rechtssinne geworden ist. Für diesen einmaligen Fall hätte meines Erachtens, wie etwa s. Zt. für Haithabu, irgendein Ausweg gefunden werden müssen (etwa als Anhang zum Artikel Lüneburg oder am Schluß der Einleitung). Eine zuverlässige Monographie über Bardowiek stellt eines der größten Desideraten der norddeutschen Stadtgeschichte dar. Fraglich mag es sein, inwieweit die mittelalterlichen Städteeinungen in das Städtebuch hineingehören; zu erwägen wäre doch, ob ihnen nicht wenigstens in der Einleitung ein besonderer kurzer Absatz zugestimmt werden sollte.

Von den Einzelartikeln stehen an Umfang und innerer Gewichtigkeit an erster Stelle diejenigen über Bremen (32 Spalten) von Friedrich Pruser¹ und über Braunschweig von Werner Spieß (20 Spalten); ungemein stoffreich auch der ergiebige Artikel Göttingen (fast 18 Spalten) von Wilhelm van Kempen. Indessen begegnen unter den kürzeren Darstellungen kleinerer Städte gleichfalls bemerkenswerte Leistungen; ich nenne etwa Ülzen (Verf. Erich Woehlken) mit den überraschend genauen Angaben über Seuchenverluste. Höchst interessant schließlich die Bearbeitungen der allerjüngsten Städte Salzgitter und Wolfsburg. Gewisse Ungleichmäßigkeiten im Umfang (vgl. etwa einerseits Duderstadt, Oldenburg und Rinteln, andererseits das etwas zu kurz gekommene Emden) lassen sich bei einem Sammelwerk nicht vermeiden. Das allgemeine Niveau ist erstaunlich hoch; möge es in den folgenden Bänden gehalten werden!

Leider muß auch bei diesem so umsichtig und sorgfältig redigierten Werk festgestellt werden, daß es heute anscheinend nicht mehr möglich ist, ein Druckerzeugnis annähernd frei von häßlichen Druckfehlern zu halten. Es scheint, daß die Aufmerksamkeit ganz allgemein bei Setzern, Korrektoren und Redaktoren nachläßt. Es sind das Schönheitsfehler, deren Beseitigung ernstlich ins Auge gefaßt werden sollte.

Heinrich Reincke

Hamburgisches Urkundenbuch. Herausgegeben vom Staatsarchiv Hamburg. Dritter Band: Register zum zweiten Band (1301—1336) mit Vorwort, Nachträgen und Berichtigungen, bearbeitet von Hans Nirrnheim. Hamburg 1953, Hans Christians. 428 S.

Mit dem zweiten Weltkrieg, ja eigentlich schon früher, ist die seit 1836 mit so viel Eifer und großem Erfolge betriebene Veröffentlichung von Urkundenbuch-

¹ Übrigens: die Verleihung des Münz-, Markt- und Zollrechts kann jetzt unbedenklich in das Jahr 888, nicht erst 965 gesetzt werden; vgl. Paul Kehr in MG Dipl. Karolinor. Bd. 3 Nr. 27.

Reihen fast zum Stehen gekommen. Das lag zu einem Teil an der wirtschaftlichen Notzeit, aber beruhte nicht zuletzt auch auf einem Gefühl der Übersättigung an Quellenpublikationen, welches dadurch entstand, daß die gehobenen Schätze nur in verhältnismäßig kleinem Maße von der Forschung wirklich verwertet wurden. Der Drang nach eigener Darstellung wurde stärker und ließ den anfänglichen Eifer für die Veröffentlichung von urkundlichen Quellen etwas erkalten. Viele Urkundenbuchserien gerieten ins Stocken und drohen nun zu verebben, ohne einen wirklichen Abschluß gefunden zu haben.

In dieser Situation ist es eine große Ermunterung, die imponierende und dabei völlig selbstlose Leistung eines für die hansische Geschichtsforschung unvergeßlichen Gelehrten in überaus würdiger Form vorgelegt zu erhalten: Hans Nirrnheims Register- und Nachtragsband zum Hamburgischen Urkundenbuch II. Unbeirrt durch wirtschaftliche Nöte hat der Senat der Freien und Hansestadt Hamburg die Herausgeber des Urkundenbuchs, in erster Linie Oberarchivrat Dr. Erich von Lehe, mit der Fortsetzung der Arbeit beauftragt und die Mittel zum Druck dieses stattlichen Bandes bewilligt. Damit wird, wie wir hoffen möchten, auch anderen ähnlichen Publikationsserien ein neuer Impuls gegeben. Hat doch die Vernichtung und Verschleppung allerwertvollsten Archivguts uns zur Genüge darüber belehrt, was unsere Pflicht ist: mit derselben selbstlosen Beflissenheit historische Quellen zu edieren und zu vervielfältigen, ehe es zu spät ist. In diesem Sinne wollen wir den Hamburger Herrn unseren Dank und besondere Anerkennung aussprechen.

Was nun die eigentliche kritische Besprechung des Bandes anlangt, so befindet sich der Referent in einiger Verlegenheit: es will ihm beim besten Willen nicht gelingen, irgendwelche wesentliche Mängel des Registerbandes festzustellen. In einer einführenden Einleitung wird die Arbeit am Hamburgischen Urkundenbuch in ihrer historischen Entwicklung seit 1836 anschaulich geschildert; es folgen Orts-, Personen-, Standes- und Berufsregister, Wort- und Sachregister, Nachträge und Berichtigungen. Alles mit der Sorgfalt und Sachkenntnis, wie sie eben nur ein Mann vom wissenschaftlichen Format Nirrnheims haben kann; vielleicht zu umständlich, man hätte wohl auch Orts- und Personenregister zusammenlegen können, weil im 14. Jh. noch die Personen zum meist nach Orten benannt wurden; auch sind die Verweise von Vornamen auf Nachnamen fast zu ausführlich, ebenso hätte man vielleicht manchen Kommentar im Sachregister kürzer fassen können. Ist schließlich ein Register nach Ständen überhaupt so wichtig? Wenn schon das Sachregister Berufs- und Standesbezeichnungen bringt, so kann ein besonderes Standesregister entbehrlich sein.

Andrenseits freut man sich aber dieser Breite und begrüßt gerade den Sachkommentar und das Wortregister mit großer Zufriedenheit, ersetzen sie doch dem Forscher, der sich die teuren und seltenen Wörterbücher nicht erwerben kann (Du Cange, Schiller-Lübben), so manches Nachschlagewerk. Dem erfahrenen Historiker wird ein solches Gesamtregister zu einem unerschöpflichen Kompendium, insbesondere natürlich für die Lokalgeschichte Hamburgs, die man hier in zahllosen Einzelheiten verfolgen kann: Benennungen von Hausplätzen, Straßen, Landstücken, Dörfern; Altäre und Stiftungen in den Kirchen; die Ratsfamilien, die Berufsbezeichnungen, die Handelsgüter usw. usw. Aber auch der interessierte Laie wird sich hier unschwer orientieren und viel Belehrung und Entdeckerfreude finden.

Etwas zu schwerfällig scheint der Teil mit den Nachträgen gestaltet worden zu sein. Man hätte doch eigentlich ohne Schaden die wenigen Namen auch dem Hauptregister einfügen können, so daß ein doppeltes Nachschlagen vermieden worden wäre. Die Berichtigungen für den II. und den III. Band hätten auch unter einer Überschrift Platz gefunden. Es fehlt unter den Nachträgen ein Hinweis auf das Liv-, Est- und Kurländische Urkundenbuch II, das in Nr. 667 und 712 über Seelenmessenstiftungen aus Riga nach Hamburg 1319 und 1325 berichtet. Aber wesentlich sind diese Stücke nicht.

Wir beglückwünschen das Staatsarchiv Hamburg zu dieser ganz außerordentlichen Leistung.

Paul Johansen

V e r a J a m m e r, *Die Anfänge der Münzprägung im Herzogtum Sachsen* (10. und 11. Jahrh.). Numismatische Studien, herausgegeben von Walter Hävernick. Museum für Hamburgische Geschichte, Abt. Münzkabinett, Heft 3/4, 1952. 176 S., 7 Münztafeln, 28 Karten.

G e r t H a t z, *Die Anfänge des Münzwesens in Holstein. Die Prägungen der Grafen von Schauenburg bis 1325*. Num. Studien Heft 5, 1952. XVIII u. 189 S., 12 Karten, 8 Tafeln.

E m i l W a s c h i n s k i, *Die Münz- und Währungspolitik des Deutschen Ordens in Preußen. Ihre historischen Probleme und seltenen Gepräge*. Der Göttinger Arbeitskreis, 1952. 251 S., 6 Tafeln.

Die hier angezeigten drei Veröffentlichungen stehen unter dem gemeinsamen Nenner der Münz- und Geldgeschichte und sind ein erfreuliches Zeichen für das wachsende Interesse an ihren Problemstellungen, auch im hansischen Kreise. Nachdem ich bereits 1928 in meiner Geschichte des Wendischen Münzvereins (Quellen und Darstellungen zur hansischen Geschichte Bd. VI) in großen Zügen das Münz- und Geldwesen der hansischen Zeit dargestellt hatte, gehen nun die vorliegenden neuen Arbeiten in zeitlicher und geographischer Begrenzung in die Tiefe und führen uns damit zu begrüßenswerten neuen Erkenntnissen.

Die ersten beiden Veröffentlichungen erschienen in der Reihe der „Numismatischen Studien“, die Walter Hävernick in Hamburg, hochverdient um neue Methoden in der numismatischen Forschung wie um die Organisation der münz- und geldgeschichtlichen Forschung, im Museum für Hamburgische Geschichte herausgibt.

Der Vorrang gebührt der jungen Autorin V e r a J a m m e r. Zwar führt sie uns in die „vorhansische Zeit“ des 10. und 11. Jhs., aber was hier über die Münzprägung der sächsischen und salischen Kaiserzeit für das Gebiet des alten Herzogtums Sachsen geboten wird, geht weit über das hinaus, was das bisherige, aber auch hier noch zugrundegelegte Standardwerk von Hermann Dannenberg, *Deutsche Münzen der sächsisch-fränkischen Kaiserzeit* (4 Bde. 1876—1905) an unschätzbarem Material enthält. Mit einer erstaunlichen Beherrschung des spröden Materials werden uns die Ergebnisse ihrer Forschungen in einem klar gegliederten und lesbaren Text, in 28 vorzüglich übersichtlichen Karten zur Verbreitung der Pfennige der verschiedenen sächsischen Münzstätten sowie in 7 bebilderten Münztabelle mit den Geprägen der einzelnen Münzstätten und ihrer zeitlichen Verteilung lebendig gemacht. Hier müßte die „Wikforschung“ einsetzen und ihre bisherigen z. T. doch wohl noch recht hypothetischen Ergebnisse an Hand der Münzfunde und nachweisbaren Münzstätten nachprüfen. Gerade

die Münzfunde sind neben der noch spärlich fließenden urkundlichen Überlieferung für diese Zeit unsere wichtigste und ergiebigste Quelle. Nicht weniger als 460 Funde mit Geprägen des alten sächsischen Gebietes werden herangezogen. Ihre geographische Verteilung, vor allem jenseits der Elbe-Saale-Linie und im skandinavischen Norden, ergibt sichere Grundlagen für die Handelsgeschichte der vorhansischen Zeit.

Zeitlich weiter, aber geographisch viel enger umgrenzt ist die Arbeit von Gert Hatz über die holsteinischen Münzprägungen der ersten Grafen von Schauenburg. Hier aber stehen wir nun ganz auf hansischem Boden, denn die weitaus wichtigste holsteinische Münzstätte dieser Zeit bis 1325 war Hamburg. Die ersten Münzverträge zwischen Hamburg und dem bereits reichsfreien Lübeck sind von 1255 und 1304/05. Unter Heranziehung wiederum von 129 Münzfunden und der gleichzeitigen urkundlichen Überlieferung gibt Hatz eine klar gegliederte Darstellung aller Probleme, die sich an die Frühzeit des hamburgischen Münzwesens knüpfen, von der Karolingerzeit und dem lange umstrittenen Diplom Arnulfs von Kärnten von 888 an bis zum endgültigen Erwerb des Münzrechts durch die Stadt 1325. Auch bei Hatz spielt die „vorhansische Zeit“ eine große Rolle. Seit der Zeit Adolfs III. von Holstein-Schauenburg kennen wir Gepräge aus Hamburg, Lübeck und Stade. Der spätere lübische Münzfuß hat sich hier gegen Ende des 12. Jhs. herausgebildet. Auffallend zahlreich sind die Gepräge aus der Zeit der Dänenherrschaft über Nordelbingen 1201—25 mit Hohlpfennigen, in denen der Typ der späteren hamburgischen Pfennige bereits vorgebildet ist. Auch diese Arbeit wird durch 12 Karten zur Verbreitung der Münzfunde und 8 vorzügliche Abbildungstabellen belebt. Bei der Auswertung der Urkunden beschränkt H. sich ganz auf die Zinszahlungen in hamburgischen Pfennigen und kommt dabei zu sehr bescheidenen Ergebnissen. Ich glaube, daß man bei vorsichtiger Auswahl und kritischer Prüfung auch manche Verkaufsurkunden heranziehen kann, ohne in die von H. befürchteten Fehlschlüsse zu verfallen. Aufschlußreich für die Verbreitung von Münztypen sind die Beobachtungen über die von Meißen bis Hamburg längs der Elbe geprägten Burgbrakteaten sowie der Einfluß hamburgischer Gepräge auf die Hohlpfennige der Umgebung und bis weit in den Osten zum Deutschen Orden. Methodisch wie sachlich ist diese Monographie trotz ihrer zeitlichen und territorialen Begrenzung ein wesentlicher Fortschritt für die frühe Münzgeschichte des hansischen Kreises.

In den deutschen Osten führt uns das dritte Buch, die Arbeit von Emil Waschinski über die Münz- und Währungspolitik des Deutschen Ordens. Stofflich berührt dieses Buch die hansische Geschichte weit stärker und unmittelbarer. Zeitlich umfaßt sie den ganzen Zeitraum vom Beginn der Prägungen des Ordens um 1230 bis zum Ende des Ordensstaates unter Albrecht von Brandenburg 1525. Eine ausführliche Inhaltsangabe erleichtert wesentlich die Benutzung dieser inhaltsreichen Veröffentlichung, in der nun alle Epochen der Münz- und Geldgeschichte des Ordens auf Grund eines großen Materials an Geprägen und Urkunden und auf Grund zahlreicher und umfassender Vorarbeiten des Verfassers anschaulich dargestellt werden. Die politischen und wirtschaftlichen Verhältnisse spiegeln sich in der Münzpolitik wieder. Die schweren Notzeiten des Ordens werden auch in der fortschreitenden Verringerung des Münzfußes sichtbar bis zu den ganz minderwertigen klippenförmigen Kriegsmünzen

Albrechts von Brandenburg. Die Hohlpfennige des Ordens gehören zu den kleinsten deutschen Pfennigsorten, die seit Winrich von Kniprode sehr gleichförmigen Schillinge zu den geringsten deutschen Groschenmünzen. Beachtlich sind die zweimaligen Ansätze zu einer Goldprägung, 1394 und unter Heinrich von Plauen (1410—13). — Weit über den Rahmen anderer numismatischer Monographien hinaus gehen die Untersuchungen des Verfassers über die in Tabellenform zusammengefaßte Ermittlung der Preise und Kaufkraft des Geldes. Dieses Gebiet, über das W. kürzlich für Schleswig-Holstein eine umfassende Veröffentlichung vorgelegt hat¹, liegt ihm besonders am Herzen. In diesen Tabellen steckt ein gewichtiges Material für die Verkehrs- und Handelsgeschichte der hansischen Zeit. Der Münzfuß und Kurswert der Ordensmünzen wie der preußischen Mark wird in Beziehung gesetzt zum livländischen und polnischen Geld, zum rheinischen Goldgulden, ungarischen und französischen Goldmünzen, englischem Nobel, zum Sterling und flämischen Groten. Die Kaufkraft des Ordensgeldes wird ermittelt an der Hand der Preise für 17 der wichtigsten Gegenstände der Lebenshaltung (Getreide, Vieh, Geflügel, Eier, Stiefel) und auf Grund des Münzfußes und Silbergehaltes der Münzen in ein greifbares Verhältnis zur deutschen Mark von vor 1939 gesetzt. Indem W. aus der genauen Kenntnis der Münz- und Währungsverhältnisse heraus Silberwert und Kaufkraft feststellen kann und voranstellt, kommt er zu Ergebnissen, die auf festem Boden stehen im Gegensatz etwa zu anderen ähnlichen Untersuchungen, die nur von den Preisen allein ausgehen.

Daß Waschinskis Buch in Maschinenschrift gedruckt ist und die Abbildungen mit den wichtigsten Typen der Ordensmünzen und einigen besonders bemerkenswerten und seltenen Geprägten nicht allen heutigen Anforderungen entsprechen können, nimmt ihm nichts von seinem großen Wert für die deutsche Numismatik als Geldgeschichte wie zumal auch für die hansische Wirtschaftsgeschichte.

Wilhelm Jesse

Emil Waschinski, *Währung, Preisentwicklung und Kaufkraft des Geldes in Schleswig-Holstein von 1226—1864* (nebst 3 Anhängen mit Materialien zu einem schleswig-holsteinischen Münzarchiv sowie zur Geschichte der Preise und Löhne). I. Darstellung nebst einem Anhang zusammenfassender Tabellen. (= Quellen und Forschungen zur Geschichte Schleswig-Holsteins, Band 26). Neumünster 1952, Karl Wachholtz. XXII u. 245 S.

Mit dieser Arbeit hat Prof. Waschinski die deutsche preisgeschichtliche Forschung sehr wesentlich bereichert. Ihr besonderer Wert über den Bereich der schleswig-holsteinischen Wirtschaftsgeschichte hinaus scheint mir darin zu liegen, daß sie mit klarster Beschreibung jeden einzelnen Schritt des Arbeitsvorganges methodisch deutlich macht, zum zweiten die hierhergehörigen Gebiete der Metrologie und der Währungsverhältnisse energisch anpackt und klärt und drittens das Ganze immer wieder unter der handfesten Fragestellung nach der Kaufkraft des alten Geldes steht, in diesem Falle also der Mark Lübisch und des Reichstalers.

¹ s. die folgende Besprechung.

Der erste Abschnitt des Buches behandelt die W ä h r u n g Schleswig-Holsteins von 1226 ab, dem Jahre, wo Lübeck neben der Reichsfreiheit das Münzrecht zuerkannt wurde und die Mark Lübisches für Jahrhunderte sich auch in den schleswig-holsteinischen Landen als das gangbarste Zahlungsmittel einbürgerte. In sorgfältiger Einzeldarlegung verfolgt W. die münzpolitische Entwicklung, die durch das Konkurrieren der Landesmünzen (besonders aus Kiel), des dänischen Münzsystems, der natürlich besonders wirtschaftskräftigen lübisches-hamburgischen Währung und dann noch durch die Einwirkungen der Münzordnungen des Reiches einigermaßen bunt und kompliziert ist. Doch werden alle vorkommenden Münzsorten, ihre Unterteilungen und Relationen so eingehend besprochen und in ihren wertmäßigen Veränderungen deutlich gemacht, daß trotzdem ein klares Bild entsteht. W. gliedert den ganzen Zeitraum nach währungsgeschichtlichen Gesichtspunkten in 6 Einzelabschnitte; die drei ersten (1226 — 1450, 1572, 1610) führen bis an die Kipperzeit heran, die gesondert behandelt wird; das dänisch-holsteinische Münzedikt vom April 1622 schuf nach den Inflationen eine neue Grundlage, die als Münzsystem bis 1775 in Geltung blieb; der letzte Abschnitt bis 1864 ist durch die Bestrebungen gekennzeichnet, das Geldwesen der Herzogtümer eng mit dem dänischen zu verbinden, was sich aber bei der wirtschaftlichen Gesamtorientierung doch nicht durchsetzen ließ.

Innerhalb dieser Zeiträume haben nicht etwa stabile Währungsverhältnisse geherrscht! Das zeigen deutlich die Darlegungen über die P r e i s e n t w i c k l u n g. Mit diesem 2. Kapitel setzen die Forschungen W.'s zur Preisgeschichte in Schleswig-Holstein ein. Seine Quellen waren recht mannigfaltiger Art. Vom 16. Jahrhundert an konnten einander ergänzend eine Reihe von Kirchen-, Amts- und Visitationsrechnungen, Wirtschaftsbücher verschiedener Güter und die herzoglichen Rentekammerrechnungen erschlossen werden. Für das 19. Jahrhundert boten die Marktberichte der Zeitungen das reichste Material, und für die älteren Zeiten sind Einzelnachrichten und bereits publizierte Preise aus Wirtschaftsbüchern von Klöstern, Kirchen und Städten herangezogen worden (vgl. S. 65—67). Diesem doch recht differenten Material gegenüber sind natürlich einige Zweifel möglich, ob nicht unter der Preisreihe einer Warengattung verschiedene Qualitäten zusammengefaßt sind. Denken wir nur daran, daß in den Marsch- und Geestlandschaften die landwirtschaftlichen Produkte durch die Bodenunterschiede doch recht erheblich beeinflußt werden mußten.

Für 16 Warengattungen hat W. durchgehende Preisreihen erarbeitet. Weizen, Roggen, Gerste, Hafer; 8 Arten Vieh: Wirtschaftspferde, Ochsen, Kühe, Schweine, Schafe, Lämmer, Gänse, Hühner; dazu Eier, Butter, Schuhe und Stiefel. Er wählte diese als lebenswichtige Landesprodukte, auf die er eine Preisgeschichte besonders bezogen sehen will. Daß Preise für eingeführte Dinge, z. B. Gewürze, nicht zu verwerten seien, „weil wir den Einkaufspreis, die auf ihnen liegenden Transportkosten und Zwischenverdienste nicht kennen“ (S. 74), ist freilich unter dem Gesichtspunkt sowohl der Preisgeschichte wie auch der Kaufpreisentwicklung falsch. Konsequenterweise müßten wir dann alle Getreidepreise in den Städten für die preisgeschichtliche Verwertung ausscheiden! Und sollen nicht auch auf dem schleswig-holsteinischen Lande eingeführte Gewürze, wie etwa Salz und später Zucker, zu den lebenswichtigen Dingen gezählt werden? Daß W. zahlreiche Preisangaben für Zitronen, Mandeln, Rosinen und

Korinthen ausgeschieden hat (hoffentlich nur in den Tabellen und nicht in den Excerpten!) ist um so bedauerlicher, als die Bände der von Elsas publizierten Geschichte der Preise Gewürzpreise veröffentlichten und solche von mir im Rahmen dieser Arbeiten auch für Hamburg zusammengestellt wurden. Es ist gewiß wirtschaftsgeschichtlich durchaus von Interesse, wie etwa Preise in Hamburg und in Schleswig-Holstein sich zueinander verhalten, einmal bei Handelsgütern aus der Ferne, und zum andern bei den Agrarprodukten, die in die Stadt kamen.

Sehr instruktiv sind dann die metrologischen Ausführungen. W. rechnet schlüssig die Hohlmaße der alten Getreidetonne (unterschiedlich für Weizen/Roggen, Gerste und Hafer) und der Buttertonne auf heutiges Gewicht um. Außerdem klärt er das Verhältnis der Getreidetonne (d. h. der Rendsburger Tonne) zu ihren Untermaßen wie Heitscheffel, Scheffel, Himt, Schipp und Spint, sowie zu den größeren Maßeinheiten Ortich, Drömt, Wispel und Last.

Die Metrologie ist eine Crux, und auch W. bestätigt dies ausdrücklich. Aber die von ihm durchgeführten Berechnungen und praktischen Nachprüfungen sind so überzeugend, daß für Schleswig-Holstein damit ein jederzeit verwendbares Material vorliegt. Es wäre nun sehr wünschenswert, daß diese Ergebnisse einmal mit den Maßverhältnissen in Hamburg und Lübeck und einem größeren Wirtschaftsgebiet zur praktischen Benutzung zusammengestellt würden.

Bei der von W. durchgeführten Diskussion der gesamten Preisentwicklung ab 1226 (S. 101—128) möchte ich die von ihm mehrfach hervorgehobene Bedeutung des Jahres 1545/46 doch einschränken. Er setzt hier für Schleswig-Holstein den genauen Zeitpunkt der im übrigen ja allgemeinen Preisrevolution des 16. Jahrhunderts an, und sein Material weist dies auch aus. Wenn er aber darüber hinaus meint, daß „dieses für Schleswig-Holstein gefundene Jahr der Preisrevolution unzweifelhaft für Lübeck-Hamburg die gleiche Geltung“ habe, „da von dort die Änderung des Münzwesens und damit der Hauptanlaß der Preissteigerung ausging“, so trifft dies nicht unbedingt zu. In Hamburg haben wir wohl für das *Erntejahr* 1545/46 bei Hafer und Roggen erhebliche Preissteigerungen, die sich aber sogleich bei der neuen Ernte bzw. nach dem Ausdrusch normalisierten; andere, nicht vom Ernteausschlag abhängige Waren (übrigens selbst die Grütze nicht) zeigen weder 1545/46, noch 1553, als Hamburg mit der Ausmünzung von Talern begann, besondere Preissprünge.

Die im Anhang A, Tabellen 1 bis 6, zusammengestellten Übersichten über die Preisentwicklung für Weizen, Roggen, Gerste, Hafer und Butter von 1776 ab sind recht summarischer Art und lassen uns, zusammen mit dem Verfasser, die leidige Notwendigkeit, die Veröffentlichung des eigentlichen Quellenmaterials und der vollständigen Preisreihen zurückzustellen, schmerzlich empfinden. Der dafür vorgesehene 2. Band der Arbeit „liegt als Manuskript in der Landesbibliothek in Kiel und kann dort eingesehen werden“. Ein Inhaltsverzeichnis, das über diesen Band orientiert, ist dem ersten (S. XVII—XXII) beigegeben.

Der 3. Teil des Buches befaßt sich mit W.'s besonderem Anliegen, der Feststellung der Kaufkraft des alten Geldes. Er sagt mit vollem Recht, daß die Beantwortung dieser Frage zu den wichtigsten, aber auch zu den schwierigsten der Wirtschaftsgeschichte gehöre. Mit dem Mut, der seine ganze Arbeit auszeichnet, geht er auch an diese Aufgabe heran.

Als unerläßliche methodische Voraussetzungen verlangt W. für solche Kaufkraftbestimmungen ein umgrenztes kleineres Wirtschaftsgebiet, so viele Preisnotizen wie nur möglich, einen Ausgleich durch Berechnung von Durchschnitten nicht nur aus mehreren Orten des Gebietes, sondern auch aus vielen Sachgütern, und schließlich, daß die Angaben jeweils nur auf wirtschaftsgeschichtlich und währungspolitisch gesicherte kleinere Zeiteinheiten bezogen werden.

Seine Ergebnisse legt er im Anhang B (nach S. 210) in 11 Tabellen vor: die Mark Lübisch von 1226 ab und der Reichstaler ab 1546 in Reichsmarkwerte von 1937/39 umgerechnet. Damit ist, wohl erstmalig so konsequent, die Rückführung alter Geldangaben auf Gold- oder meist Silberäquivalente beiseitegetan. Diese Art der Umrechnung löst natürlich eine Reihe von Bedenken aus.

Man kann W.'s Lösung insoweit zustimmen, als die praktisch häufigste Frage immer wieder dahin geht, was jeweils heute eine Summe alten Geldes wert sei, welche Kaufkraft sie jetzt habe. Zur Befriedigung gerade dieser Fragestellung haben Dietrich Schäfer, Fritz Rörig und Heinrich Reincke die probate Faustregel gegeben, Beträge in Mark Lübisch mit 70, bzw. 50 zu multiplizieren, um auf moderne Reichsmarkwerte zu kommen. Und an der Kaufkraft der Reichsmark von 1937/39 werden doch jetzt, anderthalb Jahrzehnte später und nach einer Preisrevolution und Währungsreform, im öffentlichen Bewußtsein immer noch Preise und Löhne gemessen. Gewiß wird dies relative Fixum eines Tages auch verdrängt werden, aber vorerst mag es gelten.

Nun hat W. mit seiner Aufteilung des ganzen Zeitraumes von 1226 her in 11 wirtschafts- und währungsgeschichtlich sinnvolle Abschnitte uns wesentlich verfeinerte Möglichkeiten zur Preisumrechnung an die Hand gegeben, die im ganzen Geltungsgebiet der lübischen Mark und des Reichstalers als Hilfe herangezogen werden können — für die Hansegeschichte ein ganz wesentliches Ergebnis. Daß die besonderen Verhältnisse nach Ort und Zeit immer zu berücksichtigen bleiben, müssen wir freilich im Sinn behalten.

Die positiven Seiten dieses Buches, vor allen das geduldige Herausarbeiten fester Ergebnisse in den schwierigen Fragen der Metrologie und der Währungsumrechnung und die große methodische Deutlichkeit, gehen voll zugunsten des Verfassers; das Negativum, daß wir die vollen Preisreihen noch nicht haben und damit die Einzelentwicklung noch nicht überblicken können, sondern uns vorerst mit der vorgelegten Diskussion der Preisentwicklung im allgemeinen und den Zusammenfassungen begnügen müssen, bildet auch sein eigenes Bedauern.

Albert Düker

Gisela Vollmer, Die Stadtentstehung am unteren Niederrhein. Eine Untersuchung zum Privileg der Reeser Kaufleute von 1142. Rheinisches Archiv 41. Bonn 1952, Röhrscheid. XVI u. 112 S.

Es war ein guter Griff, zum Ausgangspunkt dieser Arbeit über die Stadtentstehung am unteren Niederrhein die umstrittene Urkunde des Kölner Erzbischofs Arnold I. zu nehmen, laut der 1142 das Gewohnheitsrecht gegenseitiger Zollfreiheit der Kaufleuteniederlassungen zu Wesel, Xanten, Emmerich, Elten,

Doetinchen, Schmithausen und Rees den Reeser Kaufleuten bestätigt wird. Oppermann wollte in dieser Urkunde eine Fälschung aus dem ersten Drittel des 13. Jahrhunderts sehen; von der Beurteilung der Echtheit oder Unechtheit des Dokumentes hängt es wesentlich ab, ob die genannten Kaufleutesiedlungen und die darin zum Ausdruck kommende wirtschaftliche Entwicklung für die Mitte des 12. oder das dritte Jahrzehnt des 13. Jahrhunderts anzusetzen seien.

Es ist G. Vollmer gelungen, den Echtheitsbeweis für die Urkunde überzeugend zu führen. Sie fand heraus, daß die Urkunde einer geschlossenen, für verschiedene Empfänger bestimmten Gruppe angehört, die sich durch ihren gemeinsamen besonderen Schriftcharakter deutlich von den anderen Arnoldurkunden abhebt. Die Verschiedenheit der Empfänger schließt eine Fälschung aus; somit ist die Urkunde einem Schreiber der erzbischöflichen Kanzlei zuzuweisen und nach dem Gesetz der bekannten Hand echt. Siegel, Diktat, Datierung und Zeugenreihe ergeben keine gegenteiligen Argumente.

Damit war die sichere Plattform zur näheren Betrachtung der wirtschafts- und stadtgeschichtlichen Verhältnisse des unteren Niederrheins gewonnen. Auf Grund einer ausgedehnten Literaturkenntnis und eines gründlichen Quellenstudiums geht die Verfasserin der Entwicklung der einzelnen in der Urkunde genannten Orte nach. Mit großer Sorgfalt schält sie den Siedlungskern heraus, verfolgt sie die Ansätze zur Marktsiedlung, die einzelnen Anzeichen stadtwirtschaftlichen Lebens, die soziale Struktur und schließlich die rechtliche Stadterhebung¹. Von der Entwicklung in Rees, Wesel, Xanten, Emmerich vermag sie ein anschauliches Bild zu entwerfen; über Elten, Doetinchen, Schmithausen fließen die Quellen spärlicher. Elten und Schmithausen sind in der vorstädtischen Entwicklung steckengeblieben. — Rees, Wesel, Xanten und Emmerich bestätigen die dualistische Stadtentstehungstheorie: das Marienstift in Rees, das Viktorstift in Xanten, Salhof und Pfarrkirche in Wesel, die Aldegundiskirche in Emmerich bilden jeweilig den Kern der vorstädtischen Siedlung und den Anlehnungspunkt für die Kaufleutekolonien.

Auf dem Untergrund ihrer eingehenden ortsgeschichtlichen Untersuchung wird es der Verfasserin nun möglich, den reichen Aussagewert der von ihr eindeutig datierten Quelle sichtbar zu machen. Fest steht nunmehr das Bestehen von Marktsiedlungen an den betr. Orten, die weit ins 11. Jahrhundert zurückreichen, von deren Existenz in dieser Zeit man sonst wenig oder bei einzelnen Orten — Wesel, Emmerich, Elten, Doetinchen, Schmithausen — gar nichts wüßte. Ohne zeitgenössische Parallelen, ja überhaupt fast einmalig bekundet ist die durch diese Urkunde uns überlieferte Form wechselseitiger Abmachungen vorstädtischer Kaufmannskolonien — noch fehlen ihnen Organe, die bei der Beurkundung des Wohnheitsrechtes handelnd auftreten könnten —; so wirft diese Urkunde ein frühes Licht auf eine „ökonomische Landschaft“,

¹ In Einzelheiten mögen sich dabei noch Änderungen und Zusätze ergeben. Bei den für Wesel 1308 genannten „gildae, confraternitates, conspirationes seu coniurationes“ könnte es sich m. E. um Zusammenschlüsse der gewerbetreibenden Bevölkerung handeln, die in einem Gegensatz zum handeltreibenden Patriziat steht (S. 59 der Arbeit). Die topographische Forschung — durch den Niederrheinischen Städteatlas angekurbelt — wird in Zukunft vielleicht auch noch weitere Klärung bringen, etwa über die Lage der Reeser Kaufmannsiedlung.

die auch später im Rahmen des niederrheinischen Wirtschaftsraumes noch greifbar bleibt.

Die Vereinigung der Fähigkeit zu einer exakten textkritischen Untersuchung mit einer guten verfassungs- und wirtschaftsgeschichtlichen Schulung hat in der vorliegenden Arbeit ein vorzügliches Resultat gezeitigt.

Edith Ennen

Gustav Engel, *Die Stadtgründung im Bielefelde und das Münstersche Stadtrecht*. 5. Sonderveröffentlichung des Historischen Vereins für die Grafschaft Ravensberg. Bielefeld 1952. 278 u. X S., 9 Pläne, 23 Abb.

Mit ungeteiltem Interesse folgt man der fesselnden Darstellung des Verfassers, die uns von den ersten Anfängen bis ins 15. Jh. führt. Zwischen 1015 und 1036 war Bielefeld ein kleines Dorf von 3 bis 4 Höfen, von denen einer an den Bischof Meinwerk von Paderborn fiel. Engel untersucht nun eingehend die geographischen und verkehrsgeschichtlichen Gründe, welche zur Anlage einer Stadt führten, der Paß durch den Teutoburger Wald und die Wegkreuzung mit der davorliegenden West-Oststraße. Seiner Vermutung nach ist Bielefeld eine neue Gründung des Grafen Hermann von Ravensberg etwa 1209—14, nicht eine Stadterhebung einer schon bestehenden und langsam gewachsenen Marksiedlung. Er glaubt den Prozeß der Stadtanlage nach dem Parallellfall von Lippstadt schildern zu können, wie es das sog. Lippiflorium tut. Der Mauerring und damit der volle Umfang der alten Stadt seien von vornherein geplant und abgesteckt worden. Eine Nachricht von 1233 spricht zudem von einer „fundatio“ der Stadt, hier wird 1216 Zoll erhoben und 1224 ein „monetarius“ erwähnt. Die Verleihung des Münsterschen Stadtrechts fällt in die Jahre 1209—14. 1221 macht die Abtei Herford den vergeblichen Versuch, die aufblühende Stadt zu zerstören.

Es wäre kaum Veranlassung, an dieser Stelle eingehender auf eine Stadtgeschichte des üblichen Schlages zu sprechen zu kommen. Das Wesentliche aber ist, daß Engel es verstanden hat, aus einem lokalhistorischen Thema eine mit vielen allgemeinesgeschichtlichen Fragen verbundene Arbeit zu machen, die nicht nur auf der neuesten stadtgeschichtlichen Forschung basiert, sondern sie auch ein Stück weiterführt. Besonders dankenswert, wenn vielleicht auch in den Einzelheiten noch verbesserungsfähig, ist das Kapitel über die westfälischen Stadtgründungen und Stadterhebungen des 12. und 13. Jhs. (30—40), ebenso das Kapitel 7 über die rechtliche und ständische Gliederung der Bürger (78—101).

Der zweite Teil des Buches beschäftigt sich eingehend mit dem Stadtrecht von Münster (Textabdruck 163—187) und den Gründen, weshalb es in Bielefeld Anwendung fand. Engel meint feststellen zu können, daß es insbesondere auf den Kaufmannstand zugeschnitten war, mehr als dasjenige von Soest. Er verweist darauf, daß neben den vom Grafen in der neuen Stadt angesetzten ritterlichen Dienstmannen, besonders eine Gruppe von wohlhabenden Kaufleuten auffällt, die offensichtlich — den Namen nach zu beurteilen — aus Münster hingerufen worden ist. Die Nichtbeachtung der Sonderheiten des Münsterschen Stadtrechts in der bisherigen Stadtrechtswissenschaft macht er der Forschung zum Vorwurf, wie es scheint, nicht zu Unrecht.

In abschließenden Kapiteln wird schließlich die Entstehung der stifts- und stadtherrlichen Neustadt (vor 1293) geschildert, ferner das kirchliche und geistliche Leben und die Zeit der Hofhaltung der Gräfin Margarete.

Man vermißt in diesem Buche aber die Hineinstellung Bielefelds in den ganzen westfälischen Wirtschaftsraum, auch rein geographisch hätte eine Karte der weiteren Umgebung vorgelegt werden müssen, so daß die Richtung des Wegenetzes klarer hervorgetreten wäre. Vor allen Dingen aber erfahren wir kaum etwas über die Wirkung der Bielefelder Kaufmannschaft nach außen, nichts über ihren Anteil am hansischen Handel. Dabei geben die Herkunftsnamen zahlreicher Geschlechter der Ostseestädte unzweideutig darüber Auskunft, daß die Beziehungen Bielefelds bis vor die Tore Nowgorods reichten. — Die Frage der Bauernschaften innerhalb der Stadt (53) wird nicht eindeutig geklärt. Die Ausführungen über den Ortsnamen „Bilevelde“ sind nicht voll befriedigend, es muß doch eine bestimmte sachliche Bedeutung vorliegen, kein Personennamen, da er anderweitig recht häufig vorkommt (15, 19). Öfters schwelen die Anmerkungen so bedrohlich an, daß sie den Text zu verschlingen scheinen, namentlich trifft das für die topographischen Ausführungen zu, die doch gut auch im Text selbst hätten stehen können.

Jedem, der sich für deutsche Stadtgeschichtsforschung interessiert, sei das schön ausgestattete Buch warm empfohlen.

Paul Johansen

Carl Haase, *Untersuchungen zur Geschichte des Bremer Stadtrechts im Mittelalter*. Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen, Heft 21. Bremen 1953, Carl Schünemann, 217 S.
 Derselbe, *Mittelalterliche Rechtsquellen der Stadt Wildeshausen*. Oldenburgische Geschichtsquellen, Bd. 3, H. 1. Oldenburg 1953, Gerhard Stalling, 40 S.

Der Vf. hat sich mit der erstgenannten Arbeit das Ziel gesetzt, die bremische Stadtrechtsfamilie nach allen erreichbaren Quellen in ihren Zusammenhängen aufzuarbeiten. Im ersten Hauptteil (S. 13—35) wird die Grenze gegen die benachbarten Stadtrechtsfamilien Niedersachsens und Westfalens gezogen, im zweiten Hauptteil (S. 37—69) das Recht der Mutterstadt Bremen von den geschichtlichen Ereignissen ausgehend in seiner äußeren Entwicklung behandelt, während im dritten Hauptteil (S. 71—143) in der gleichen Weise das Recht der Tochterstädte Verden, Wildeshausen, Oldenburg und Delmenhorst bearbeitet ist. Ein Schlußabschnitt (S. 144—157) faßt die Ergebnisse der Untersuchung zusammen und stellt fest, daß für die Entstehung der bremischen Stadtrechtsfamilie weder territorialer noch kirchlicher Zusammenhang, sondern allein die örtliche Nachbarschaft zur Mutterstadt entscheidend ist. Ein Anhang (S. 158—199) enthält Rechtsquellen der Städte Verden und Wildeshausen; der Abschnitt über die letzteren, die bisher noch nicht veröffentlicht waren, ist gleichzeitig als Sonderdruck unter dem oben zu zweit genannten Titel erschienen.

Der Vf. hat sein Ziel, die äußeren geschichtlichen Zusammenhänge für das Werden und Sein der bremischen Stadtrechtsfamilie erschöpfend aufzuarbeiten, voll erreicht. Zusammen mit der Ausgabe der „Mittelalterlichen Rechtsquellen der Stadt Bremen“ durch Eckhardt besitzen wir jetzt eine Grundlage für die inhaltliche Verarbeitung des bremischen Stadtrechts, wie sie für keine andere

Stadtrechtsfamilie besteht. Diese Leistung des Vfs. wird nicht dadurch beeinträchtigt, daß hin und wieder eine Quellenstelle rechtlich nicht ganz zutreffend gewürdigt ist, so etwa wenn bei der Verdener Urkunde von 1259 (S. 79) nicht erkannt ist, daß die Frist von Jahr und Tag für die Verschweigung bei der Grundstücksübertragung nicht nur gemeinsächsisch, sondern gemeindeutsch und deshalb für die Feststellung einer Abhängigkeit nicht geeignet ist, oder wenn Art. 44 des Wildeshauser Stadtrechts von 1500 (S. 119, Anm. 19) auf den Amtmann des Erzstifts Bremen bezogen wird, während der Ausdruck Amtmann in diesem Zusammenhang zweifellos Handwerker bedeutet.

Dagegen möchte ich Bedenken gegen die Auffassung des Vfs. von der Entwicklung des bremischen Familienerbrechts (S. 62) deshalb etwas näher begründen, weil der Vf. sich noch weiter mit diesem Gebiet beschäftigen will und sein bisheriger Ansatz ihn m. E. in die Irre führen wird. Bei der Betrachtung des bremischen Familienerbrechts muß man davon ausgehen, daß seine Gestaltung, wie sie in dem Stadtrecht von 1303/08 festgelegt ist, sich aus einer Kopfteilsgemeinschaft entwickelt hat, die ihrerseits unter dem Einfluß des Rechts der Kirche auf den „Seelteil“ aus der alten ungeteilten Gesamthandsgemeinschaft der Hausgenossen hervorgegangen ist. Die Kopfteilsgemeinschaft wird dadurch gekennzeichnet, daß schon bei wählender Ehe nicht nur Mann und Frau, sondern auch jedes Kind mit gleichem Kopfteil an dem Familienvermögen beteiligt ist. Der Mann kann zu Lebzeiten oder von Todes wegen über seinen Kopfteil (den „del“) frei verfügen (Stadtrecht von 1303/08 A I 6), die Frau nur mit Zustimmung des Mannes (Gegenschluß aus A I 7). Die Kinder können, solange sie der Hausgemeinschaft angehören, über ihre dele überhaupt nicht verfügen, dafür aber Abteilung mit ihrem del von den Eltern verlangen. Z. Zt. der Niederschrift des Stadtrechts von 1303/08 ist allerdings die Beteiligung der Kinder am Samtgut bei wählender Ehe bereits aus dem Rechtsbewußtsein verschwunden. Nach ihm sind nur noch die beiden Ehegatten am Familiengut beteiligt (A IV 41), und nach Auflösung der Ehe erscheint der Witwer gegenüber seinen Kindern als Alleineigentümer (A I 4). Im Fall der Witwe hat sich aber der alte Rechtszustand, nämlich Kopfteilsgemeinschaft zwischen ihr und den Kindern und Abteilungsrecht der Kinder ihr gegenüber erhalten (A I 3).

Es ist nun unbestritten, daß das sächsische Recht ein Seelteils- oder Freiteilsrecht nicht gekannt hat. Die Kopfteilsgemeinschaft, die unter dem Einfluß des Seelteilsrechts entstanden ist, fehlt deshalb im gesamten übrigen sächsischen Rechtsgebiet. Auch in Ost- und Westfriesland kommt sie nicht vor, wie Tägert nachgewiesen hat. Dagegen entspricht das bremische Kopfteilsrecht in seiner ursprünglichen Form, die wir aus dem Stadtrecht von 1303/08 noch erschließen können, weitgehend dem Kopfteilsrecht der nordfriesischen, dänischen und schwedischen Landschaftsrechte. Daß hier ein Zusammenhang besteht, wird klar, wenn man in Rechnung stellt, daß das Seelteilsrecht auf Gedanken Augustins beruht und sich bei den germanischen Stämmen, die es übernommen haben, im Zusammenhang mit der Bekehrung zum Christentum durchgesetzt hat. Nordfriesland, Dänemark und Schweden stellen aber das Missionsgebiet der bremischen Kirche dar. Die gleichartige Entwicklung des Familienerbrechts in Bremen einerseits und den bezeichneten Ländern andererseits muß deshalb in die Zeit zurückgehen, in der die nordischen Länder noch dem Erzbistum Bremen unterstanden, d. h. in die Zeit vor Gründung des Erzbistums Lund (1102).

Von diesem Gedankengang aus, den ich in Kürze in einer besonderen Veröffentlichung eingehend zu begründen beabsichtige, erscheint die Aufhebung der Gerade durch Erzbischof Hartwig II. im Jahre 1206 nicht als Beginn einer Weiterentwicklung des bremischen Familienerbrechts, sondern als ein Abschluß. Die Gerade des sächsischen Rechts diente zur Versorgung der Witwe, die den Hof oder das Haus 30 Tage nach dem Tode des Mannes dem rechten Erben räumen und zu ihren Blutsfreunden zurückkehren mußte. Nach der Entwicklung zur Kopfteilsgemeinschaft blieb in Bremen die Witwe mit den Kindern im Samtgut sitzen (A I 3) und behielt nach Abteilung aller Kinder immer noch ihren Kopfteil (vgl. A IV 112), so daß die Voraussetzungen für die Recheinrichtung der Gerade nicht mehr bestanden. Sie dürfte schon aus dem Rechtsleben verschwunden sein, bevor Erzbischof Hartwig sie ausdrücklich aufhob.

Den Tochterstädten der bremischen Stadtrechtsfamilie muß das bremische Familienerbrecht eben wegen seiner Sonderstellung zunächst fremd gewesen sein. Für Verden, die älteste von ihnen, eröffnete der Bischof durch ein Privileg von 1259 den Rechtszug nach Bremen; den ersten Hinweis auf das dort geltende eheliche Güterrecht können wir der Ratsurkunde vom 1. Mai 1330 entnehmen (Haase S. 158). Ihr erster Teil behandelt ausschließlich Heergewäte und Gerade; daraus, daß die Regelung in Verden weder mit dem Sachsenspiegel (vgl. etwa Verden 1330 Ziff. 5 mit Ssp. I 27 § 2 und I 22 § 5, Verden Ziff. 6 mit Ssp. I 5 § 2 a und I 5 § 3 und Verden Ziff. 8 a. E. mit Ssp. I 5 § 3) noch — hinsichtlich des Heergewätes — mit dem bremischen Recht übereinstimmt, möchte ich schließen, daß die Urkunde gerade den Zweck hatte, die Regelung des ehelichen Güterrechts in Verden gegen Sachsenspiegel und bremisches Recht abzugrenzen. Eine für das bremische Familienerbrecht kennzeichnende Bestimmung findet sich in der etwas später niedergeschriebenen Ziff. 11 der Urkunde: Dort ist mit A IV 112 eine für die ursprüngliche Kopfteilsgemeinschaft kennzeichnende bremische Bestimmung übernommen. Eine stärkere Angleichung ergibt sich aus dem Stadtbuch des 15. Jahrhunderts (Haase S. 163), in dem die Bestimmungen über die Gerade durch das bremische Statut A I 7 ersetzt sind. Alle einschlägigen bremischen Statuten und Ordele sind aber erst in den Statuta Verdensia von 1582 enthalten. Wir erkennen deutlich, wie das bremische Familienerbrecht nicht sofort übernommen wird, sondern sich schrittweise gegenüber der heimischen Regelung durchsetzt.

Für Wildeshausen, das 1270 Freiheit und Recht von Bremen erhält, ist uns nur eine einzige Regelung aus dem Familienerbrecht in Ziff. 12 des Stadtbuches aus dem 14. Jahrhundert (Haase S. 174) überliefert. Es heißt dort, daß Siechbettgaben an geistliche Leute nur gelten, wenn zwei Ratmannen Zeugen sind. Über eine Beschränkung der Siechbettgaben auf den Kopfteil wie in Bremen (A I 6) besagt die Stelle nichts. Da es mißlich ist, aus dem Schweigen einer Quelle Schlüsse zu ziehen, muß es offen bleiben, ob das bremische Familienerbrecht Eingang in Wildeshausen gefunden hat. Auffällig ist, daß in allen vom Vf. neu erschlossenen Wildeshauser Rechtsquellen nur solche Rechtssätze aus Bremen übernommen sind, die wir heute dem öffentlichen Recht zuzählen würden.

In Oldenburg, das 1345 mit dem Recht der Mutterstadt bewidmet wurde, ist dagegen das bremische Familienerbrecht bekanntermaßen sofort als ganzes übernommen worden.

Die vorstehenden Feststellungen über Verden und Wildeshausen wären ohne die Herausgeberebetätigkeit des Vfs. nicht möglich gewesen. So wird jeder, der sich mit der Geschichte und dem Recht von Bremen oder seiner Tochterstädte beschäftigt, aus der Arbeit des Vfs. großen Nutzen ziehen. Dafür gebührt ihm und dem Herausgeber, Herrn Staatsarchivdirektor Dr. Friedrich Prüser, der Dank all derer, denen Stadtgeschichte und Rechtsgeschichte ein Anliegen ist.

Walter Barkhausen

Walter Schlesinger, *Die Anfänge der Stadt Chemnitz. Untersuchungen über Königtum und Städte*. Weimar 1952, Hermann Böhlaus Nachf.

Seit den grundlegenden Arbeiten von Planitz ist das Problem der Stadtwerdung nicht zur Ruhe gekommen. Die Ergebnisse, die Planitz seinerzeit vorlegte, reizen immer wieder zu erneuter Beschäftigung mit den Besonderheiten und Eigenarten örtlich begrenzter Bezirke. Wenn ein Forscher wie Walter Schlesinger sich solchen Forschungen zuwendet, nimmt es nicht Wunder, daß die Ergebnisse weit über den Rahmen lokaler Begrenzungen hinausgehen. Seine nun vorliegenden Untersuchungen über die Anfänge der Stadt Chemnitz halte ich im Rahmen der Gesamtforschung zur deutschen Stadtwerdung für so wichtig und grundsätzlich entscheidend, daß es nicht zu verantworten wäre, sie überschlächlich zu behandeln. Sie bereichern die Diskussion über das generelle Problem um eine Reihe wichtiger Feststellungen, die nach meiner Ansicht Eingang in die Lehrbücher der Rechtsgeschichte finden müßten. Ich glaube daher verpflichtet zu sein, seine Darlegungen etwas breiter als in Besprechungen üblich den Lesern zur Kenntnis zu bringen.

Dem Chemnitzer Benediktinerkloster, einer königlichen Stiftung (nach der Neuordnung der königlichen Verwaltung durch Friedrich I. waren Reichsministeriale als Vögte eingesetzt), wurde schon 1143 das Recht verliehen, eine Marktsiedlung zu erbauen, die das Recht eines königlichen Marktes (*forum publicum*) genießen sollte (18). Königlichen Schutzes aber bedurfte nur der Fernhandel und nur an ihn kann bei der Marktgründung AD 1143 in einer sonst fast unbesiedelten Gegend, in der nur einige Wolfsjäger im Auftrage des Königs der Jagd oblagen, gedacht sein (23). Dem entspricht die Verleihung der Zollfreiheit an den neuen Markt für das ganze Reich. Da die neue Marktsiedlung kein Hinterland hatte, ein Zwischenhandel nach den Orten der Umgebung also nicht in Betracht kam, bezieht sich die Gründung offensichtlich nicht nur auf die Errichtung einer Handelsstätte, sondern auch auf die Errichtung einer Kaufmannsiedlung (24). Dabei ist davon auszugehen, daß im Jahre 1143 nicht etwa schon eine Siedlung von Kaufleuten vorhanden war, die nun privilegiert wurde, sondern daß eine solche Siedlung in der Zukunft errichtet werden und daß sie zum Verband des Klosters gehören sollte (24). Bemerkenswerterweise wird diese Siedlung nicht Stadt genannt.

Im ältesten Zinsregister von Chemnitz, aus dem Beginn des 13. Jhs. wird allerdings schon von der *civitas Chemnitz* gesprochen (25). Fünfzehn Männer sind nach diesem Register dem Kloster *de civitate* zinspflichtig. Nun beweist diese Zinspflicht aber nicht, daß der Abt des Klosters etwa Stadtherr von Chemnitz gewesen sei. Offensichtlich handelt es sich um einzelne Grundstücke, die vor der Stadt lagen, dem Kloster gehörten und für deren Nutzung ein-

zelne Stadtbürger Abgaben an das Kloster zu leisten hatten (30). Daraus allein erklärt sich auch die geringe Zahl der Zinspflichtigen. Der Abt des Chemnitzer Benediktinerklosters ist ursprünglich auch weder Gerichtsherr noch Richter der Stadt gewesen (29). Nach einer Urkunde von 1290 war Stadtherr von Chemnitz das Reich (27). Die Markgrafen von Meißen, die später Zoll und Gerichtsherrschaft der Stadt Chemnitz besitzen (31), haben diese Rechte auf Grund von Pfandschaft als Rechtsnachfolger des deutschen Königs erworben (32).

Dem widerspricht allerdings die bisherige Lehre (Zitate S. 33), die im Markgrafen Konrad von Meißen den Stifter des Klosters (Stiftervogtei) und damit den Gründer der Stadt sieht (33), die Urkunde aus dem Jahre 1143 lediglich als eine lehnrechtliche Bestätigung der Klostergründung und der Liegenschaftsübertragung ansieht. Damit läßt sich jedoch schwer die im 12. Jahrh. gänzlich fehlende Fürsorge der Wettiner für das Kloster vereinbaren, die bei anderen nachweisbaren Gründungen der Wettiner so reichhaltig festzustellen ist (35). Aber nicht nur der Vergleich mit anderen Klostergründungen der Wettiner läßt den Gedanken eines wettinischen Eigenklosters als abwegig erscheinen, sondern auch die Tatsache, daß das Gebiet von Kloster und Stadt Chemnitz rings umgeben ist von reichsunmittelbarem Besitz (37). Dazu kommt ein weiterer Beweis. Verf. weist im einzelnen nach, daß nicht nur das Westerzgebirge, sondern auch das mittlere Erzgebirge noch in staufischer Zeit, also vor Beginn der großen Rodungen, Königsgut gewesen ist (38—53). Bis in den Beginn des 15. Jahrh. wird der in unmittelbarer Nähe der Stadt Chemnitz gelegene Zeisigwald als kaiserlicher Forst bezeichnet (54). Nicht die Markgrafen von Meißen, sondern Reichsministeriale haben in diesen Forstgebieten, in deren Mitte Chemnitz lag, Burgen gebaut und Rodungsherrschaften gebildet (55). Demzufolge kann auch das Kloster Chemnitz nur eine königliche Gründung gewesen sein. Trotz der späteren Entfaltung der wettinischen Macht in das Erzgebirge hinein erhielt sich gerade das Gebiet um Chemnitz noch als reichsunmittelbare Herrschaft. Hinzukommt, daß AD 1264 die Landgräfin Margarete von Thüringen, Tochter Friedrichs II., dem Kloster Chemnitz den Patronat über die vor den Stadtmauern liegende Johanniskirche und die inmitten der Stadt liegende Marktkirche verlieh, daß beide Kirchen also bis zu diesem Zeitpunkt zum Reichsgut der Stauferzeit gehört haben müssen (56).

Verf. untersucht dann (59—82) die topographische Entwicklung der Stadt und setzt sich vornehmlich mit älteren Arbeiten auseinander, deren Ergebnisse er nicht zu teilen vermag. Er glaubt, ohne allerdings, wie er selbst wiederholt betont, den Beweis dafür erbringen zu können, daß Chemnitz als Kloster und Stadt zwar in der Nähe größerer Verkehrsstraßen, aber immerhin in vornehmer Weltabgeschlossenheit und angemessener Entfernung vom großen Verkehr gegründet worden sei (78). Der schlüssige Beweis seiner Hypothesen müsse nunmehr erst in den Archiven erbracht werden (79). Vornehmlich seien offenbar Sicherheitsgründe für die Wahl des Platzes maßgebend gewesen. Die Anlage sei jedenfalls das Ergebnis eines einmaligen Gründungsvorganges, wie dies auch die in der ganzen Stadt einheitlichen Parochial- und Gerichtsverhältnisse bestätigen.

Dieser Gründungsvorgang muß zwischen 1143 (dem Marktprivileg) und 1216 (dem ältesten Zinsregister, in dem Chemnitz zum ersten Male als civitas bezeichnet wird) erfolgt sein (82). Verf. zieht folgenreiche Vergleiche zur Grün-

dingsgeschichte des Klosters Pegau, dessen Benediktinermönche offenbar die ersten Insassen des neugegründeten Klosters Chemnitz waren (83). Die Beziehungen zwischen beiden Klöstern waren und blieben eng. Es ist anzunehmen, daß schon Kaiser Lothar das Kloster anlässlich seines Aufenthaltes in Merseburg im Jahre 1136 in den Schutz des Reiches genommen hat (85). Es spricht viel dafür, daß im gleichen Jahr das Kloster Chemnitz gegründet worden ist. Typisch ist, daß auch das Kloster Remse durch Konrad III. in einem ähnlich unbesiedelten Gebiet gegründet wurde (86). 1172 nahm Friedrich I. Pegau in seinen Schutz und setzte einen Reichsministerialen als Untervogt ein. In der Urkunde von 1172 wird dem Kloster Pegau gleichzeitig Münze, Zoll und Markt in der civitas Pegau verbrieft (88). Man gewinnt den Eindruck, daß dem reichsministerialen Pegauer Klostersvogt ursprünglich ähnliche Rechte zukamen wie dem reichsministerialen Chemnitzer Klostersvogt, daß sie ihm aber auf Grund des Privilegs von 1172 zugunsten des Abtes entzogen wurden (90). Aber der König blieb oberster Stadtherr (91). Im 13. Jahrh. konnte im Zuge der allgemeinen Verminderung der Reichsgewalt und der Stärkung der landesherrlichen Gewalt der Markgraf von Meißen eigene Rechte über die Stadt geltend machen, so daß sie allmählich zur landesherrlichen Stadt wurde (92). Ein ganz ähnliches Schicksal erfuhr die Stadt Bürgel (bei Jena), die Verf. gleichfalls als eine Gründung Friedrichs I. ansieht (93). Mit Rücksicht auf die allgemein feststellbaren Verwaltungsmaßnahmen der Staufer im Pleißenland liegt der Schluß nahe, daß damit auch der Zeitpunkt für die Stadtgründung Chemnitz gegeben ist. Nicht das Kloster errichtete einen Markt, sondern der König gründete eine Stadt (94). Da wirtschaftlich Pegau eine wesentlich geringere und nur lokale Bedeutung hatte, Chemnitz aber Fernhandelsmarkt war, kann die Gründung von Chemnitz nicht später erfolgt sein. Der König weilte nur 1165 im Pleißenland (94). Berücksichtigt man zudem, daß aus den Jahren 1154 und 1166 gleich zwei Bestätigungsurkunden des Bischofs von Meißen für Chemnitz vorliegen und daß die zweite Bestätigung innerhalb so kurzer Zeit doch einen bestimmten Sinn haben muß, so ergibt sich unschwer die Vermutung, daß 1165 das Gründungsdatum für die Stadt Chemnitz ist, ein für die bischöflichen Rechte (Pfarrkirchen usw.) so wichtiges Ereignis, daß sich eine zweite Bestätigungsurkunde ohne weiteres rechtfertigen läßt (95).

Bei der engen Verbindung zwischen Chemnitz und Altenburg besteht die Notwendigkeit, auch diese Stadt in den Kreis der Untersuchungen einzubeziehen (97). Chemnitz erscheint 1290 mit Altenburg und Zwickau als civitas imperio attinens und alle drei Städte schlossen auf Veranlassung des Königs ein enges Bündnis. Gegen die Ansicht von Planitz verlegt Verf. die Anfänge des städtischen Lebens in Altenburg schon in das 11. Jahrh. (102). Verf. hält es jedenfalls keinesfalls für unmöglich, daß sich fernhandelnde deutsche Kaufleute schon vor 1100 auch östlich der Saale dauernd niedergelassen haben. Auch für Zeitz nimmt Verf. eine schon während des ganzen 11. Jahrh. bestehende Kaufmannsiedlung an (110), und er glaubt annehmen zu müssen, daß die städtische Entwicklung (1147 wird Zeitz schon als civitas bezeichnet) (102), nicht gänzlich ohne königliche Mitwirkung vor sich gegangen sei, zumal die von Konrad III. für Chemnitz erteilte Urkunde ausgerechnet in Zeitz ausgestellt worden ist (104 Anm. 1). Auch hier muß allerdings der Verf. bedauernd anfügen, daß ihm urkundliche Beweise für seine Schlüsse fehlen (110). Für Altenburg selbst führt

dann Verf. eine ganze Reihe von Einzelargumenten an (110—131), die eine Zurückdatierung des Kerns des Altenburger Stadtrechts in die Zeit der staufischen Stadterweiterung, d. h. bald nach 1165 wahrscheinlich machen sollen. Daß Verf. bei diesen Versuchen sich sorgfältigster Akribie befleißigt, macht seine Ausführung interessant und wichtig, erschwert allerdings das Verständnis des mit den örtlichen Verhältnissen Unvertrauten. Die Niederschrift des Altenburger Stadtrechts von 1256 ist gerichtet an die *universitas civium* in Aldenburch (131). Es ist von *duodecim iurati* die Rede, einem *consilium*. Und doch sieht Verf. in diesen *iurati* noch keinen Rat im Sinne späterer Ratsverfassung, noch kein Organ bürgerlicher Selbstverwaltung (137). Diesen Rat sieht Verf. erst in den *consules a burgensibus constituti* in einer Urkunde aus dem Jahre 1272. Aber das *consilium*, die *iurati* der Urkunde von 1256 können andererseits auch nicht als Organ des Stadtherrn, also als ein vom Vertreter des königlichen Stadtherrn berufenes Schöffenkollegium angesehen werden (138). Die Lösung dieser zweifelsohne für die Stadtgeschichte ganz allgemein interessanten Frage sieht Verf. in § 19 des Stadtrechts von 1256, in dem von einer *societas duodecim iuratorum* die Rede ist (139), und diese *societas* sieht Verf. als eine Gilde an. Die 12 *iurati* bilden einen Gildeausschuß. Und ein solcher Gildeausschuß (wahrscheinlich nicht ein bloßes Unternehmerkonsortium, wie Rörig es für Lübeck nachgewiesen hat) wird es wohl auch gewesen sein, der um 1135 mit Kaiser Lothar durch seine Beauftragten verhandeln ließ, als dieser die Gründung einer Kaufmannssiedlung in Altenburg ins Auge faßte (139).

Die frühe Verfassungsentwicklung von Altenburg würde sich dann wie folgt darstellen lassen: Um das Jahr 1135, also gleichzeitig mit der Chemnitzer Klostergründung, ließen sich unter der Reichsburg Altenburg (schon seit 976 nachweisbar — S. 99 —) und neben der bereits vorhandenen stadähnlichen Siedlung Nashusen (112)) auf Veranlassung Kaiser Lothars Kaufleute aus dem Geltungsgebiet des Goslarer Rechts, vielleicht aus Goslar selbst, nieder. Sie erhielten gewisse Freiheitsrechte, unterstanden aber dem Altenburger Burggrafen, dem für das Reichsgut zuständigen Richter (141). Der Gildeausschuß der 12 *iurati* wurde als Schöffensbank angesehen und in städtischen Angelegenheiten zur Beratung zugezogen, demzufolge als *consilium* bezeichnet. 1165 nahm Friedrich I. eine großzügige Stadterweiterung vor (111—121), die mit einer Neuordnung der Stadtverfassung verbunden war (141). Damit war Altenburg nicht mehr ein Personenverband, nicht mehr eine Eidgenossenschaft, sondern ein räumlich geschlossener Bezirk, der aus dem Weichbild der umgebenden Landschaft ausgeschieden war (142). Verf. stellt fest, daß zwei Elemente stets für eine Stadtgründung als entscheidend anzusehen seien: ein Siedlungsakt, d. h. bauliche Maßnahmen, und ein Rechtsakt, der die Siedlung rechtlich aus der umgebenden Landschaft heraushebt (121). Die Auffassung der Stadt als flächenhaftes Gebilde ist schon im 12. Jahrh. fertig (S. 142 Anm. 2) und Verf. bedauert, daß dies in der gegenwärtigen Forschung hinter der personalen Seite zu sehr zurücktritt. Der neuen (Flächen-)Stadt Altenburg wurde dann das Stadtrecht verliehen, das im Kern in der Aufzeichnung von 1256 enthalten ist. Der königliche Schultheiß trat an die Spitze der Stadt und drängte den Einfluß des Burggrafen gänzlich zurück. Mit der Einführung der Bürgermeisterverfassung im letzten Jahrzehnt des 13. Jahrh. erreichte dann die Selbstverwaltung ihren Abschluß (145). Dieser überaus wahrscheinlich klingenden These stellt Verf. selbst wieder das Zeugnis

des Hypothetischen aus, für das die Quellenbasis nur sehr schmal sei (145). Selbst wenn man also die Frage offen läßt, ob Altenburg von Kaiser Lothar als bloße Kaufmannssiedlung oder schon als Stadt im Rechtssinn gegründet worden ist (145), so wird man doch anerkennen müssen, daß die Stadt Altenburg letzten Endes aus der Gründung Lothars, aus Bewidmung mit Stadtrecht durch Friedrich I., wenn nicht auch schon vorher durch Lothar selbst, und aus der innerstädtischen Entwicklung hervorgegangen ist (149).

Auch Zwickau wird in den Kreis der Untersuchung einbezogen mit Rücksicht auf die Tatsache, daß es neben Chemnitz und Altenburg 1290 als die dritte pleißenländische Reichsstadt erscheint (150).

Daß Zwickau in den Jahrzehnten vor 1290 nicht Reichsstadt, sondern eine wettinische Stadt war, wird durch mehrere klare Zeugnisse belegt. Verf. macht aber wahrscheinlich, daß zwischen 1135 und 1145 in der Nähe des Klosters Bosau ein königlicher Markt Zwickau errichtet worden ist (171). Für seine betroffenen Rechte wurde das Kloster Bosau (ihm standen Teile des Durchgangszolles an der dort vorüberführenden Straße zu) entschädigt (164). Unter Friedrich I., also nach 1160, gelangte die Stadtgründung zum Abschluß (164). Vermutlich ist gleichzeitig auch eine Reichsmünzstätte dort errichtet worden (165). Anfang des 13. Jahrh. sind offenbar die königlichen Rechte an Zwickau an den Markgrafen Dietrich abgetreten worden (165). In der Folgezeit wurde eine einheitliche markgräfliche Stadtherrschaft ausgebaut, bis im Jahre 1290 König Rudolf von Habsburg die alten Reichsrechte wiederherstellte (166). Wie Chemnitz ist Zwickau im frühen 12. Jahrh. rings von reichsunmittelbaren Herrschaften umgeben gewesen, was Verf. für seine Theorie in Anspruch nehmen darf (168).

Das Erstaunliche dieser Vorgänge liegt in der Erkenntnis, daß bereits vor der Mitte des 12. Jahrh. im Vorlande des Erzgebirges Fernhändler angesiedelt und Märkte begründet wurden, zu einer Zeit also, in der die bäuerliche Besiedlung des Landes noch in den ersten Anfängen steckte (172). Fernhandel östlich der Saale ist schon aus der Zollverleihung Ottos II. aus dem Jahre 983 festzustellen, denn anders würde diese Zollverleihung kaum einen Sinn haben (173). Es ist anzunehmen, daß sich damit schon bald Siedlungen fernhandelnder Kaufleute verbanden. Ob man allerdings im mitteldeutschen Osten bereits für die vorstauische Zeit das Bestehen von Genossenschaften der unter Königsschutz stehenden Kaufleute ansetzen darf, ist fraglich (183). Nur für Altenburg kann man eine Kaufmannsgilde bereits für die Zeit Lothars vermuten. Der Übergang solcher Siedlungen in eine „Stadt“ ist schwer zu markieren. Denn man muß bedenken, daß diese Frage nicht nur eine rechtliche ist (d. h. die Freiheit der Gilde, die rechtliche Abgrenzung von der Umgebung), sondern auch eine wirtschaftliche und siedlungsmäßige (184). Man darf nicht allein darauf abstellen, ob und wann aus dem Marktrecht Stadtrecht erwuchs; wichtig ist, daß der Markt, insbesondere der Fernhandelsmarkt, als wirtschaftlicher wie auch siedlungsmäßiger Kern der Stadt gewürdigt wird (184). Märkte von überlokaler Bedeutung, die nicht nur dem Nahverkehr dienten, sind schon vor dem 12. Jahrh. im mitteldeutschen Osten festzustellen. Kaufmannsrecht und Marktrecht, beide zunächst vom König ausgehend, stehen in diesen Siedlungen in enger Verbindung, so daß man sagen darf, daß die ostmitteldeutsche Stadt aus dem Fernhandelsverkehr erwachsen sei (185). Diese vorstauischen Stadtsiedlungen waren klein, ein eigentlicher Marktplatz war oft überhaupt nicht zu erkennen (186). Es

nimmt nicht Wunder, daß diese stadtähnlichen Siedlungen den Bedürfnissen der Stauferzeit nicht mehr genügten, daß nunmehr Neuanlagen neben den alten entstanden, wobei siedlungsmäßig Altstadt und Neugründung oft zu einer Einheit zusammenwuchsen. Nicht allerdings wird man dem Patriziat diese Neugründungen zuschreiben dürfen, obwohl sein Unternehmungsgeist sicher keine kleine Rolle bei den Gründungen gespielt haben wird, aber die entscheidende Initiative lag ausschließlich beim Königtum (187). Es wurde also nicht ein im Westen und Süden des Reiches fertig ausgebildetes Städtewesen nach dem mitteldeutschen Osten einfach übertragen (189). Eine Überschichtung der Siedlungs- und Rechtsformen gibt den Stadtgründungen dieses Gebietes eine Sonder- und Mittelstellung. Die durch das Königtum erfolgten Neugründungen schlossen sich an Vorhandenes an. Chemnitz aber ist die erste Stadtgründung östlich der Elbe-Saale-Linie mit Ausnahme von Lübeck, die wirklich völlig aus wilder Wurzel entstanden ist (190), obwohl auch hier eine Klostergründung voranging. Alles dies paßt in den allgemeinen Rahmen der königlichen Politik im mitteldeutschen Osten (190—211). Wenn auch die starken kaufmännischen Energien bewußt in den Dienst der königlichen Politik gestellt wurden, so ging doch die Initiative durchaus vom König aus. Gerade an den Stadtgründungen im mitteldeutschen Osten läßt sich eine kontinuierliche „Innenpolitik“ der deutschen Könige ebenso sehr feststellen wie etwa die Italienpolitik oder die Kirchenpolitik (211).

Viktor Achter

Wilhelm Ebel, *Lübisches Kaufmannsrecht vornehmlich nach Lübecker Ratsurteilen des 15./16. Jahrhunderts*. Der Göttinger Arbeitskreis o. J. (1952), 112 S.

Ebel setzt seine verdienstvollen Arbeiten zur Erschließung des lübischen Rechtes fort, die er 1950 mit seinen „Forschungen zur Geschichte des lübischen Rechts I. Teil“ begann. Bedauerlich, daß die innere Zusammengehörigkeit der beiden Arbeiten nicht auch äußerlich zum Ausdruck gebracht wurde, ja nicht einmal im Vorwort erwähnt wird. In zwei nicht unwesentlichen Punkten unterscheidet sich freilich das „Kaufmannsrecht“ seiner Anlage nach von den „Forschungen“ (zu diesen meine Besprechung HGBI. 71 [1952] 112 f.). Zunächst ist der Kreis der behandelten Rechtsinstitute (Kaufrecht S. 9 ff.; Bürgerschaft S. 33 ff.; Frachtrecht S. 65 ff.; Gesellschaftshandel S. 82 ff.; Schiffsrecht S. 98 ff.) wesentlich geschlossener als der Kreis der dreizehn in den „Forschungen“ behandelten Stücke, eine Verbesserung für unser Gefühl. Sodann hat sich Ebel diesmal fast vollständig auf die Darstellung des lübischen Rechtes beschränkt, während in den „Forschungen“ der Vergleich mit anderen Rechtsgebieten noch eine gewisse Rolle spielt. Als Verbesserung läßt sich diese Beschränkung nicht mehr werten. Auch der Freund des lübischen Rechtes im besonderen wird Wert legen auf eine Konfrontation „seines Rechtes“ mit den anderen deutschen Partikularrechten, die er nunmehr in mühseliger Kleinarbeit selbst vornehmen muß. Besonders auffällig wird dieses Manko dort, wo Ebel aus lübischen Institutionen allein Ergebnisse von allgemeiner Bedeutung erzielen will. Es ist das vornehmlich bei der Bürgerschaft (S. 37 ff.) der Fall, die wir um der besonderen Bedeutung für die deutsche Gesamtrechtsgeschichte willen etwas eingehender betrachten

wollen. Ebel setzt der bekannten Theorie Franz Beyerles, derzufolge die Gestellungsbürgschaft den Ausgangspunkt des ganzen Bürgschaftsrechtes bezeichnet, das sich über die Exekutionsbürgschaft und die exekutorische Zahlungsbürgschaft zur reinen Zahlungsbürgschaft entwickelt habe (ZRG 47/562 ff.), die These entgegen, daß die moderne Bürgschaft zwei Wurzeln habe: die Gestellungsbürgschaft und die Mitgeloberschaft. Daß diese Auffassung — die Ebel S. 41 für „unabweislich“ erklärt — überzeugend unter Beweis gestellt wird, vermögen wir nicht zuzugeben. Rechten wir nicht darüber, ob die lübischen Rechtsquellen überhaupt noch geeignetes Material für die Beantwortung der Frage nach dem Ursprung der Bürgschaft sind, was Ebel kaum durchschlagend S. 34 bejaht. Sicher sollte jedenfalls sein, daß die bloße Anhäufung von Quellenstellen, aus denen hervorgeht, daß Hauptschuldner und Bürge zur gesamten Hand gelobten, für die Ursprungsfrage noch gar nichts besagt. Mit ihr wird lediglich bewiesen, daß im lübischen Recht die Bürgenverpflichtung in der Form der Mitgeloberschaft begründet wurde, so wie sie heute etwa im Normalfall der Schriftform unterliegt, nicht aber, daß sie sich aus einer ursprünglich gleichwertigen Verpflichtung mehrerer Schuldner entwickelt habe. Die hier klaffende Lücke hat Ebel nur für den Bereich der Urfehdebürgschaft schließen können, doch ist gerade sie kein geeigneter Prüfstein für das gesamte Bürgschaftswesen. Das schon deshalb nicht, weil der plausible Grund für die vor sich gegangene Entwicklung bei der Urfehdebürgschaft — die Lockerung der Sippenbande — ein ganz spezieller Grund ist, der für die anderen Bürgschaftsarten nichts bedeutet. Vor allem aber, weil die Umsetzung der ursprünglichen Hauptverpflichtung der Verwandten des Urfehders in eine bloße Bürgenverpflichtung viel zu spät liegt. Sie fällt in eine Zeit, zu welcher die Begründung der Bürgenverpflichtung in der Form der Mitgeloberschaft schon gang und gäbe war, so daß die Entwicklung bei der Urfehdebürgschaft nicht Ausgangspunkt gewesen sein kann. Es läßt sich lediglich der Satz unterschreiben, daß in der Zeit der sich lockernden Sippenbande die Tatsache, daß der Bürge seine Verpflichtung in der Form der Mitgeloberschaft auf sich nahm, allmählich dazu führte, in den mitgelobenden Verwandten nur noch Bürgen des Urfehders zu sehen.

Alles in allem wird man indessen dem Verfasser auch bei diesem zweiten Schritt auf dem Wege zur Erforschung des lübischen Rechtes Anerkennung zollen müssen. Er bereichert die Literatur über das lübische Recht um ein sehr sorgfältig gearbeitetes, erfreulich anschauliches Werk, das uns Quellen erschließt, die heute überhaupt nur Ebel zur Verfügung stehen. Überaus begrüßenswert daher auch die Ankündigung einer Ausgabe der Lübecker Ratsurteile, die hoffentlich bald erscheinen wird.

Joachim Gernhuber

Gösta Hasselberg, Studier rörande Visby stadslag och dess källor.

Uppsala 1953, Almqvist & Wiksells Boktryckeri AB. X und 419 Seiten.

Schwedisch, 23 Seiten deutsche Zusammenfassung.

Der Ursprung der Stadt Visby ist in der Literatur der letzten hundert Jahre umstritten gewesen. Zwar haben Bodenfunde inzwischen unwiderleglich eine Besiedlung ihrer Stätte seit dem Ende der Steinzeit, bes. seit dem 10. Jh. dargetan, aber der Charakter dieser Vorbesiedlung und ihr Verhältnis zu der

späteren Hansestadt ist gleichwohl ungewiß geblieben. Ihre Bevölkerung hat man allgemein für gutnisch gehalten.

Der Verf. möchte nun den Nachweis unternehmen, daß Visby kontinentalschwedischen Ursprungs sei, und glaubt, Anhaltspunkte hierfür durch eine vergleichende Rechtsquellenuntersuchung finden zu können. Hierbei ist es ihm insbesondere darum zu tun, eine Verwandtschaft zwischen dem Stadtrecht von Visby (VStR) und dem schwedischen Bjärkörecht (BR) in der Richtung nachzuweisen, daß VStR nach Anlage und Grundcharakter auf Quellen zurückgehe, die es mit BR, aber auch mit anderen kontinentalschwedischen Rechten bis hin zu Kg. Magnus Erikssons Stadtrecht gemeinsam habe. — In dem vorliegenden Buche hat der Verf. seine Quellenvergleiche nur hinsichtlich des Seerechtsabschnittes und des Strafrechts in VStR durchgeführt, dessen übrige Abschnitte aber einer späteren Untersuchung vorbehalten. Als Fernziel schwebt ihm vor, BR und VStR als Ausläufer einer jahrhundertealten, wohl auf Björkö (Birka) zurückgehenden schwedischen Stadt- und Seerechtstradition darzutun. Ganz allgemein möchte er einen Beitrag liefern zur Geschichte des Ringens des nordischen mit dem deutschen Element im Ostseeraum.

Eine kontinentalschwedische Vorbesiedlung Visbys liegt gewiß nicht außerhalb des Bereiches der Wahrscheinlichkeit. Für Fahrten sveischer Schiffe in das südlichere Baltikum war ein Zwischenlandeplatz auf Gotland sicherlich sehr erwünscht. Deshalb dürfte in dieser Hinsicht die Analyse der schwedischen Bodenfunde östlicher Herkunft bedeutsam sein. Ob aber eine Vergleichung der Rechtsquellen des 13. und 14. Jhs. den erwünschten Beweis für Vorgänge des 11. und früherer Jahrhunderte zu erbringen vermag, muß einstweilen bezweifelt werden.

Nicht zu bezweifeln sind nordische Einschlüge in VStR. Schon 1891 hat Karl Hegel (Städte und Gilden) solche festgestellt, und die ungemein eingehenden Detailanalysen des Verf. haben das, jedenfalls für das Strafrecht, bestätigt. Auch eine recht nahe Verwandtschaft der Seerechtskapitel VStR III, 5, 8, 10, 11 mit BR 20 dürfte erwiesen sein. Aber es muß als völlig gleichwertige Möglichkeit angesehen werden, daß VStR (etwa in der Fassung seines fragmentarisch erhaltenen Textes von ca. 1270) hinsichtlich dieser, jedenfalls nicht spezifisch nordischen, Bestimmungen Quelle des BR von ca. 1300 war. Der dahingehenden Auffassung Holmbäcks kann der Verf. S. 134 Anm. 40 nur seine Resultate hinsichtlich des Strafrechts entgegenstellen. Hier nun zeigt VStR zwar in der Tat mancherlei nordische Züge, aber die Ähnlichkeit mit BR im besonderen scheint mir dabei weniger ausgeprägt zu sein, und überdies ist das Strafrecht keine spezifisch städtische Materie. Es fragt sich deshalb, ob seine nordischen Grundzüge nicht doch auch durch gutnische Herkunft und seine von Gutalagen abweichenden schwedischen Züge durch spätere Einwirkungen schwedischen Festlandrechtes erklärbar sind. Die späteren engen Beziehungen Visbys zur schwedischen Krone sind ja bezeugt, und so konnten die Einflüsse der beiderseitigen Rechte auf einander hin und her gehen. Der stärkste Eindruck, den die Arbeit des Verf. hinterläßt, ist ja der von der vielfältigen wechselseitigen Verschlungenheit aller Rechte des Ostseeraumes!

Der Verf. selbst ist bei der Formulierung seines Schlussergebnisses sehr zurückhaltend. Er stellt (S. 354) nur „einen starken festlandsschwedischen Einfluß in irgend einer Form während eines älteren Abschnittes in Visbys Ent-

wicklung“ fest und wünscht in seiner deutschen Zusammenfassung S. 355 seine Untersuchung vor allem als „eine vergleichende rechtshistorische Untersuchung an und für sich“ gewertet zu sehen. Als solche ist sie in der Tat von hoher Qualität und in ihrer außerordentlichen Umsicht und Gründlichkeit für die Klärung der Beziehungen zwischen allen Rechtsquellen des mittelalterlichen Ostseeraumes überaus wertvoll. Besonders die Ergebnisse des Verf. hinsichtlich der Nowgoroder Skra III und des Rigarechtes D sind sehr aufschlußreich. So darf man denn in die weiteren Forschungen des Verf. berechnete Erwartungen setzen, selbst wenn auch sie die Vorgeschichte Visbys nur sehr indirekt sollten zu erhellen vermögen.

Bernhard Rehfeldt

Geschichte der Stadt Posen. Im Auftrage der Historisch-Landeskundlichen Kommission für Posen und das Deutschtum in Polen herausgegeben von Gotthold Rhode. Neuendettelsau 1953, Freimund-Verlag, 318 und XIV S., 16 Tafeln.

Posen war nie Hansestadt, obwohl beachtenswerte Beziehungen zu Hamburg und Danzig bestanden, obwohl auch die Nachbarstädte Breslau, Frankfurt/O. und Krakau dem Bunde angehörten. Man kann aber sagen, daß sie ihrer Struktur nach in vieler Hinsicht den anderen Städten der Land-Hanse glich, daß sie vor allen Dingen mit Magdeburg durch das gleiche Recht und das Oberhofverhältnis aufs engste verknüpft war.

Insofern beziehen wir Posen auch in den Bereich unserer hansischen Forschung ein, ohne dabei zu übersehen, daß neben der 1253 gegründeten, ursprünglich deutschen Kaufmannstadt Posen auch noch mehrere andere ältere und neuere, kleine Stadtbildungen bestanden, die einen ausgeprägt landschaftlich-polnischen Charakter trugen, gelenkt durch die Kirche, das Fürstentum und den ortsansässigen Adel.

Zum 700jährigen Gedenkfest der Verleihung des deutschen Rechts an die Neustadt Posen vereinigten sich 14 Forscher in der von G. Rhode geleiteten Zusammenarbeit zu einem Werk, das nicht nur rein äußerlich ansprechend ist, sondern auch vom Geist einer gewissen Humanität Zeugnis ablegt, der bis in unsere Tage hinein in allen Kreisen Posens herrschte, leider jäh unterbrochen durch die Weltkriege und Nachkriegsereignisse. Über die letzte Zeit (seit 1939) berichtet der Band nicht mehr, weil der innere Abstand zu diesen grauen Tagen noch nicht gefunden sein kann.

Der Aufbau des Werks ist kompositorisch mit großem Geschick durchgeführt worden. Nicht eine durchgehende, partienweise dann unvermeidlich lähmend-langweilige Schilderung der Geschichte Posens wird geboten, sondern eine bunte Reihe einzelner Aufsätze und sogar ganz kurzer Einlagen, wie z. B.: „Ein Schwabe reist durch Posen“, „Aus einem Reiseführer um 1700“, „Heinrich Heine schreibt aus Posen“, „E. T. A. Hoffmann in Posen“ usw. Die Reihe beginnt mit einem Aufsatz aus der Feder des besten deutschen Sachkenners Herbert Ludat über *Posen vor der Lokation*; es folgt ein Textauszug mit Übersetzung der Gründungsurkunde von 1253; dann berichtet Erich Weise über *Posen als deutschrechtliche Stadt von der Gründung 1253 bis zum Ausgang des Mittel-*

*alters*¹, eine vorzügliche kurze Zusammenfassung auf 14 Seiten; über die Zeit bis 1793 schreibt der Herausgeber selbst unter der Überschrift *Blüte und Niedergang*, wobei der Abschnitt über Ausdehnung und Bevölkerung unser besonderes Interesse verdient (1534 etwa 7000, mit Adel und Geistlichkeit vielleicht 9000 Einw.), daneben aber sind auch die Ausführungen über die nationale Zusammensetzung der Stadt wichtig. Alfred Dreyer gibt einen *Überblick über die Wirtschaftsgeschichte der Stadt Posen*, auf den hier besonders verwiesen sei. Die anderen Beiträge von Richard Breyer, Manfred Laubert, Bernhard Stasiewski und Arthur Rhode können wir nicht einzeln aufzählen: sie fügen sich ausgezeichnet in die gesamte Darstellung ein. Erfreulich ist, daß neben der katholischen und evangelischen christlichen Glaubensgemeinschaft auch dem Judentum ein besonderer Abschnitt aus der berufenen Feder Jacob Jacobsons gewidmet worden ist. Ewald Behrens behandelt die Werke der bildenden Kunst in Posen, wobei neuere Ausgrabungsergebnisse am Dom vorgelegt werden können.

Anmerkungen, Register und Literaturverzeichnisse machen das Werk zu einem sehr gut brauchbaren Instrument für die wissenschaftliche Forschung. Die schönen Bilder lassen den vertriebenen deutschen Einwohnern Posens ihre Heimat in Gedanken neu erstehen.

Paul Johansen

Michel Mollat, *Le Commerce Maritime Normand à la Fin du Moyen Age*. Étude d'Histoire Économique et Sociale. Paris 1952, Plon. 617 S.

Hier ist eins der Werke, die nur einmal geschrieben werden können. Durch viele Jahre, seit 1937, sammelte Mollat, Professor der Universität Lille, sein Material in allen Archiven und Bibliotheken, die in Frankreich oder im Ausland irgendwie Ergebnisse versprachen. Er ordnete es zu großer Klarheit. Es kann voraussichtlich auf seinem Arbeitsfeld nur noch Nachlesen geben. Mit der möglichen Vollständigkeit hat er es dargestellt. M. untersucht etwa ein Jahrhundert, die Zeit zwischen dem Ende des 100jährigen Krieges und der Mitte des 16. Jahrhunderts. Örtlich umfaßt seine Arbeit die Häfen der Normandie, Rouen und Dieppe stehen im Mittelpunkt (über Dieppe s. S. 189 unserer Umschau). Es schließen sich die kleineren Häfen Honfleur, Harfleur, Fécamp, St. Valéry an. Manches Licht fällt auch auf die Plätze, mit denen sie in Verbindung standen, besonders auf die bretonischen und die niederländischen. — Das Buch setzt ein mit der Schilderung des Wirtschaftsverfalls, den der 100jährige Krieg veranlaßt hat. Dabei handelte es sich nicht um eine Wirtschaftskrise im heutigen Sinne als eine zyklische Erscheinung. Man sollte ernstlich überlegen, ob man nicht den Gebrauch des Begriffes Krise solchen Ereignissen vorbehalten sollte — freilich werden sich dabei bald Schwierigkeiten herausstellen, eines wird in das andere übergehen. In der Normandie handelte es sich um einen ganz allgemeinen, durch Krieg und Politik verursachten Notstand, der vor allem das flache Land betraf, die Verwüstung eines ganzen Lebensbereiches. Sehr eindrucksvoll wird klar, daß jene jetzt so oft besprochene Krise des späten Mittelalters zumindest in Westeuropa ihre Hauptursache in staatlich-politischen Ereignissen besitzt. Zwar wirkte sich der Krieg zerstörend hauptsächlich in

¹ S. 15 wird hier Guben fälschlich als Hansestadt bezeichnet, vgl. HGbl. 1915,

Frankreich aus, aber in England und Burgund zog er weite Kreise, die gesamte Wollproduktion und -verarbeitung geriet in Unordnung, Finanz- und Geldmisere, die allgemeine Rechtlosigkeit zu Land und See zerrütteten die internationalen Beziehungen. Zweifellos haben wir hier eine der Grundursachen der großen Stagnation zu suchen. Mit Recht betont M. (S. 65), daß ihr Gesamtbild erst in Umrissen bekannt ist.

Schritt für Schritt, in jahrzehntelanger Arbeit, erholte sich mit der allgemeinen Lage auch die Seewirtschaft, nicht ohne auch fernerhin durch die Kriege der Mächtigen, die Konflikte um Karl den Kühnen, Frankreich und England, Frankreich und Habsburg gestört zu werden. Allein die Häfen der Normandie besaßen bedeutsamste Werte, die wieder ins Spiel kamen: das fruchtbare Hinterland, den Markt Paris, die englische Gegenküste, die Nähe der Niederlande. Dazu eine der Seefahrt gewohnte Bevölkerung und Unternehmer, die sich harten Zeiten hatten anpassen müssen. Sehr bedeutsam auch, daß die Könige, bekanntlich ihnen voran Ludwig XI., doch auch dann der Engländer, Burgund, die Spanier in einer Zeit, die das Entstehen des modernen Staatswesens sah, die Wichtigkeit des internationalen Tausches erkannten und unter allen ihren Fehden sich doch anschickten, ihn zu schützen. Sie suchten die von ihnen ins Leben gerufene Kaperei — die Bewohner der Normandie waren den Hansen als Kaper höchst lästig — durch Gesetze und staatliche Prisengerichte in „legale“ Bahnen zu lenken. Das gelang allerdings schlecht genug. Immerhin, seit etwa 1475 ging es in der Normandie sichtbar wieder aufwärts. Jetzt knüpften sich auch die Beziehungen zu den Hansestädten dichter. Lübeck und Köln scheinen an die Einrichtung eines Kontors oder Stapels in Rouen gedacht zu haben. Aber diese Anregung war vielleicht nur eine Widerspiegelung der französischen Politik, die dem verhaßten Burgund seine Basis schmälern wollte? Das Kontor in Brügge jedenfalls protestierte lebhaft. Die französischen Könige bemühten sich fernerhin, die hansischen Kaufleute in ihre Häfen zu holen. Man trifft sie dort in Tätigkeit, mit Salz, Getreide, Wein, Wachs handelnd (S. 193 ff.). Seit 1500 beginnen Schiffer aus Rouen auf der Elbe und in der Ostsee zu erscheinen. Sehr wichtig wurden für Rouen dann die Entdeckungen und die neuen Seewege. Bis dahin hatte sich der Seehandel doch in verhältnismäßig engen Räumen bewegt. Jetzt nahm er, besonders nach Neufundland hin, mit der großen Fischerei, doch auch in Verbindung mit Antwerpen ganz neue Züge an. Italienische und spanische Kaufmannskolonien ließen sich in Rouen nieder, es wurde zum Wechselplatz. Seit 1520 begannen die Preise deutlich zu steigen. Mit Händen ist hier zu greifen, wie in kurzen Jahren das gesamte Leben weiter, beweglicher wurde. Für Westeuropa und so für die Normandie wirkten die Entdeckungen, soweit Handel, Seefahrt, städtischer Wohlstand in Frage stehen, revolutionierend. Das ist an sich ein Gemeinplatz, aber M. zeigt die Tatsachen in sorgfältiger Analyse auf. Die Jahrzehnte, von denen das Buch spricht, bilden die Übergangsperiode von einer zwei Jahrhunderte währenden krisenreichen Zeit des (relativen) Tiefstandes zu der durch das 16. Jahrhundert eingeleiteten Aufschwungsperiode, die — wiederum in scharfem Gegensatz zu Deutschland — in Westeuropa dann kaum wieder ganz abgebrochen ist.

Nach dieser Darstellung des Verlaufes dringt M. dann in die Einzelheiten ein und erschöpft hier alle Möglichkeiten der Erkenntnis. Das „Milieu“, die Technik der Seefahrt und des Handels, der Schiffsbau, Geld- und Wechselwesen,

sehr ausführlich das gesamte Gerichtswesen vom Gästerecht bis zu den Admiralitäten, Zölle und Einkünfte — man sieht, der gesamte Umkreis des Lebens wird überschaut. Es folgen Kapitel über die führenden Kaufleute, solche über Kunst und Literatur mit dem Ziel, die geistige Haltung des Bürgertums zu erkennen, schließen. Die Interdependenz aller Erscheinungen ist jedenfalls als methodische Leitlinie im Auge behalten. Daß bei zahllosen Einzelbelegen sich doch der Gesamtzusammenhang oft dem Griff entzieht, daß insbesondere statistische, d. h. nach einheitlicher Methode kontinuierlich festzulegende Messungen von Handel und Schifffahrt sich nicht ermöglichen ließen, das liegt an den Quellen und es wird nur in Ausnahmefällen anders sein können.

Das Buch stellt nicht nur eine ungemein fleißige und sorgfältige, mit erstaunlicher Kenntnis der Archive und der Literatur geschriebene, sondern auch mit dem Blick auf die großen Zusammenhänge komponierte Monographie dar. Es erhebt sich dadurch weit über seine lokale Bedeutung. Die Häfen der Normandie waren im ganzen ja Plätze zweiten Ranges. Aber nicht dies ist hier wichtig, sondern die Tatsache, daß ihre Tätigkeit bedeutende Rückschlüsse auf die Gesamtverhältnisse ergibt. Bücher dieser Art sind wirklich selten (nicht umsonst werden Hagedorns ähnliche Untersuchungen über Emden so oft zitiert). M.s unermüdliche Arbeit wird dadurch belohnt werden, daß sein Buch für den gesamten nordeuropäischen Seebereich unentbehrlich werden wird.

Ludwig Beutin

Henri-E. de Sagher, *Recueil de documents relatifs à l'histoire de l'industrie drapière en Flandre*. I. partie: *Le Sud-Ouest de la Flandre depuis l'époque bourguignonne*. Tome I Publications de la Commission Royale d'Histoire de Belgique. Brüssel 1951. 652 S., 4^o.

G. de Poerck, *La draperie médiévale en Flandre et en Artois. Technique et terminologie*. Rijksuniversiteit te Gent, Werken uitgegeven door de Faculteit van de Wijsbegeerte en Letteren, 110/12. Brugge 1951, De Tempel. 342, 254 u. 194 S.

Die Erforschung der flandrischen Tuchindustrie des Mittelalters hat dadurch einen ganz gewaltigen Vorteil gegenüber der aller andern mittelalterlichen Industriegebiete erhalten, daß für sie schon 1906 eine sämtliche Weberstädte Flanderns umfassende Quellensammlung begonnen und 1924 in vier mächtigen Bänden bis zum Jahre 1384 zum Abschluß gebracht wurde. Was das bedeutet, das kann ein Vergleich unserer Kenntnis der flandrischen Tucherei mit dem wenigen, was wir etwa über die nordfranzösische, die brabantische, die englische oder gar die mittelrheinische Tuchindustrie wissen, genügend dartun. Die Schaffung des großen Quellenwerkes, die wie so manche andere entscheidende Förderung der Wirtschaftsgeschichte mit dem Namen Henri Pirennes verbunden ist, hat zudem die so außerordentlich wichtigen Quellen von Ypern noch erschlossen, bevor sie 1914 restlos zugrunde gegangen sind. Das erscheint als ein besonderer Glücksfall, wenn man an das Schicksal der 1940 fast unausgebeutet untergegangenen Schätze des Archivs von Tournai denkt!

Nun findet das große flandrische Quellenwerk von Pirenne und Espinas nach Jahrzehnten eine Fortsetzung vom Beginn des burgundischen Zeitraums zu Ende des 14. Jahrhunderts an bis weit in die Neuzeit hinein, d. h. bis zum Untergang

der flandrischen Tuchindustrie. Henri-E. de Sagher, Professor an der Universität Gent und Schüler Pirennes, hatte vor dem ersten Weltkriege schon für seine Dissertation die Sammlung des einschlägigen Stoffes begonnen und später während vielen Jahren fortgesetzt. Bei seinem Tode hinterließ er ein fast vollendetes Werk von gewaltigem Umfange, das nun von seinem Sohne Johan de Sagher, von Hans van Werveke und Carlos Wyffels zum Drucke ausgearbeitet worden ist. Insgesamt soll das Werk 3 Bände und einen Registerband umfassen.

Der Rahmen dieses neuen Quellenwerkes ist teils weiter, teils enger gezogen, als der seines Vorgängers. Zeitlich umfaßt es, wie bereits erwähnt, eine sehr große, bis ins 18. Jahrhundert hineinreichende Spanne. Sachlich geht es insofern weiter, als es auch Nachrichten über den Tuchhandel aufnimmt. Räumlich dagegen beschränkt es sich auf einen kleinen Teil von Flandern, den Westteil des heutigen Westflandern und den angrenzenden französischen Grenzraum. Und auch darin findet der berühmteste Tuchort, Ypern, keine Berücksichtigung. Von alten, international bekannten Tuchstädten sind hier nur Dixmuiden und Poperingen zu nennen. Dazu kommen aber eine Reihe von neu bis zur internationalen Geltung aufstrebenden Weberorten, so vor allem Hondschoote, dann die Städte an der Leye: Comines, Wervicq, Warneton, schließlich Armentières.

Diese auf den ersten Blick merkwürdige Abgrenzung erklärt sich dadurch, daß de Sagher sein Werk eben einer zweiten Welle der flandrischen Tuchindustrie widmet. Die alte Industrie von durchweg internationalem Ruf in den flandrischen Städten war zu Ende des 14. Jahrhunderts weitgehend erschöpft. Einer der alten großen Tuchnamen um den andern verschwindet aus den Absatzgebieten im Norden und im Süden und die übrigbleibenden kämpfen verzweifelt um ihre Geltung. Daneben aber tauchen nun neue kleine Tuchorte, Kleinstädte oder Dörfer auf, die mit frischer Energie neue, meist billige Tuche, vielfach Halbtuche auf den Markt werfen und diesen in internationalem Ausmaße erobern. Am ausgesprochensten vollzieht sich diese Erscheinung im Westzipfel Westflanderns und mit ihr beschäftigt sich das neue Quellenwerk. Dabei hat man es bei Dixmuiden mit einem alten, untergehenden Industrieplatz zu tun, bei Poperingen mit einem alten, durchhaltenden, bei den Städten an der Leye, bei Armentières und Hondschoote um bezeichnende neue Plätze. De Sagher erfaßt freilich nur einen Teil der neuen Industrie, die auch in andern Teilen Flanderns und ebenso in Brabant Beachtung verdient. Das kann nachgeholt werden. Einigermaßen schwierig aber wird es sein, auch dem Ausklingen von Ypern und andern alten hochberühmten Orten auf diese Weise ebenfalls zu ihrem Rechte zu verhelfen.

Das Werk de Saghers ist im übrigen im Aufbau genau so angelegt wie der Vorgänger von Pirenne und Espinas und macht denselben ausgezeichneten Eindruck. Die Dokumente sind nach Orten und für jeden Ort in zeitlicher Folge angeordnet. Eine kurze Einführung gestattet es, sich zum Vornherein ein Bild von der industriellen Leistung jedes Ortes zu machen, Eine vorbildlich klare und knappe Gesamteinleitung von Hans van Werveke stellt das Werk in die großen Zusammenhänge hinein. Es wird nach seiner Vollendung zweifellos für die wirtschaftsgeschichtliche Forschung eine ähnlich große Bedeutung gewinnen, wie sie sein Vorgänger seit langem besitzt. Sie hat außerdem noch das große Verdienst, noch rechtzeitig die seither untergegangenen Archivbestände von

Ypern und dem Kampfgebiet an der Leye ausgeschöpft und damit der Zukunft erhalten zu haben.

Für die hansische Forschung besitzt diese Quellensammlung ihren ganz besonderen Wert. Die neuen Tuchorte Westflanderns haben in erster Linie für die Ausfuhr in den hansischen Bereich gearbeitet. Ihre Erzeugnisse haben über das Mittelalter hinaus im hansischen Handel eine wesentliche Rolle gespielt. So wird das Fortschreiten des Werkes von de Sagher stets auch Teile des Hansehandels mit einer soliden quellenmäßigen Grundlage versehen.

Mit der großen Quellensammlung von Pirenne und Espinas hängt auch das zweite hier anzuzeigende Werk, das von de Poerck, aufs engste zusammen; es wäre ohne sie nicht denkbar gewesen. Auf den dort zusammengestellten gewaltigen Stoff, dazu noch auf das entsprechende Werk von Espinas über Valenciennes, stützt es sich, um die Technik und die Terminologie der mittelalterlichen flandrischen Weberei zu schildern.

Der umfangreichste der drei Teile des Werkes ist der Darstellung der Technik der flandrischen Weber gewidmet. Den allgemeinen wirtschaftsgeschichtlichen Rahmen hat dazu in einer Einleitung wiederum Hans van Werveke gezeichnet. De Poerck beschreibt darauf eingehend den ganzen Vorgang von der Zwirnerei bis zur marktfähigen Gestaltung des Tuches durch Färber, Walker, Tuchscherer. Zum Schluß werden eine Anzahl bekannter Tuchsorten nach ihrer technischen Gestalt erklärt. Es ist ein gewaltiger Stoff, der hier zum ersten Male ausgenützt worden ist. Das Ergebnis ist nicht überall abschließend und endgültig, da die Quellen eben auf manche Frage auch hier die Antwort verweigern, aber es ist doch außerordentlich reich. Es ist hier der Vorstoß in ein bisher unbeachtetes Gebiet schwierigster Art gemacht worden und mit großem Erfolg. Ein ganzes Gebiet der mittelalterlichen Tuchindustrie wird zum ersten Male aufgehellert und kommt damit zu seinem Rechte. Zweifellos wird das Werk von de Poerck weit über Flandern hinaus Beachtung finden und Aufschlüsse geben können.

Dies umso mehr, weil der darstellende Teil durch zwei Glossare aller technischen Ausdrücke ergänzt wird. Das Gebiet der Grafen von Flandern war im Mittelalter aus großen flämischen wie französischen Landschaften zusammengesetzt; die Quellen sind deshalb bald französisch, bald niederländisch. Demgemäß sind auch die Glossare aufgebaut. Über 1000 französische, über 900 flämische Ausdrücke werden kurz erklärt und durch die entsprechenden Belegstellen erläutert. Damit ist ein längst vermißtes, wertvolles Hilfsmittel geschaffen worden, für das man dem Verfasser sehr dankbar sein muß. Wir haben hier ein wichtiges Nachschlagewerk für die gesamte Wirtschaftsgeschichte vor uns.

Hektor Ammann

Oskar de Smedt, *De Engelse Natie te Antwerpen in de 16^e eeuw (1496—1582)*. Eerste Deel. Uitgegeven met de steun van de Universitaire Stichting van België. Antwerpen 1950, De Sikkel. VIII, 448 S.

Das gut gearbeitete und vorzüglich gedruckte Buch behandelt Schicksale, Organisation und Tätigkeit der Merchants Adventurers zu Antwerpen im 16. Jahrhundert bis zum Abzug aus der Stadt im Jahre 1582, ein außerordent-

lich bewegtes Kapitel niederländisch-englischer Beziehungen im allgemeinen und der beiderseitigen Handelspolitik im besonderen. Auf die Schreibung Merchants im Plural statt des häufig zu treffenden Singular Merchant-Adventurers legt Verf. besonderen Wert. Die große spanisch-englische Auseinandersetzung um die Welthegemonie und der Befreiungskampf der Niederlande aus den Fesseln eben dieses Spaniens, ein Vorgang, der für die Stärkung des Gedankens europäischer Staatenfreiheit so bedeutungsvoll gewesen ist, bilden den Hintergrund einer flüssig geschriebenen Darstellung, die durch viele bisher unbekannt Einzelheiten lebendige Anschauung vermittelt. Das Quellenmaterial aus belgischen, niederländischen und englischen Archiven ist offenbar erschöpfend ausgewertet.

Die Entstehung der Genossenschaft wird in der Einleitung behandelt. Über das bei van Brakel (Entwicklung und Organisation der Merchant-Adventurers) gebrauchte Attribut „religiöse“ zur St.-Thomas-Bruderschaft kann wohl ernstlich keine Meinungsverschiedenheit bestehen. Die mittelalterlichen Bruderschaften in den Städten, die sich vornehmlich die Hilfe für Alte, Arbeitsunfähige und Kranke angelegen sein ließen, aber auch kultivierte Geselligkeit pflegten, waren durchaus weltliche Vereinigungen, aber trotzdem, wie alles zu jener Zeit, irgendwie religiös bezogen. Die englischen Kaufleute in Brügge bildeten von den frühesten Anfängen des englischen Außenhandels an, ebenso wie die deutschen, eine „Nation“, die zuerst ganz locker gefügt war, aber 1359 nachweislich Versammlungsrecht und einen Obmann zur Schlichtung innerer Streitigkeiten besaß, vor allem gemeinsame Privilegien genoß. Innerhalb dieser Nation hat sich die St.-Thomas-Bruderschaft zusammengeschlossen, die sich soziale Aufgaben der angedeuteten Art stellte, wohl auch die Kapellen der „Nation“ unterhielt, jedenfalls durch diese Zielsetzungen eine festere Organisation gewann, Beiträge erhob und deshalb eine Kasse besessen haben muß. Sie ist um 1500, wie auch de Smedt betont, identisch mit der Genossenschaft der Merchants Adventurers in den Niederlanden, die ja ebenfalls innerhalb der „Nation“ einen engeren Kreis umschloß. Als sie dann die früher allen englischen Kaufleuten zustehenden Privilegien für sich monopolisierte, zog sie auch das neu eingeführte Einstandsgeld neuer Mitglieder in ihre Kasse. Soweit scheint alles klar. Fragwürdig bleibt nur die Rückverlegung des Ursprungs der Adventurers als Thomas-Bruderschaft schon ins 13. Jahrhundert, die sie selbst behaupteten, ebenso aber auch die Unterstellung ihrer Gegner im Jahre 1497, die Aufnahme-gelder seien nur by colour einer Bruderschaft eingezogen worden, als ob hier ein heiliger Vorwand für eine durchaus profane Sache gebraucht worden sei.

Ausgangspunkt der eigentlichen Untersuchung ist der „Magnus Intercursus“ zwischen König Heinrich VII. von England und Erzherzog Philipp dem Schönen von Österreich vom 24. Februar 1496, die grundlegende Satzung der „Englischen Nation“ in den Niederlanden, deren Handhabung und Erneuerungen das Thema des Buches bilden. Nachdem Antwerpen das Hauptquartier der Merchants Adventurers geworden war, kam es nach 1520 zu einer Krise um das Statut, die jedoch mit einer Bestätigung endete. Die zeitweilige Zollerleichterung für Ausländer in England brachte auch dem niederländischen Tuchhandel eine starke Belebung. 1546 leiden die guten Beziehungen zu England unter neuen englischen Monopolisierungsbestrebungen. Auch die Konkurrenz der Kölner Englandfahrer zu Antwerpen, die den Adventurers „das Gras vor den Füßen

wegscheren“, ferner die letzte Auswirkung der alten hansischen Privilegien in England, dann die hansischen Handelsverbote für englische Laken in Antwerpen von 1547 (erneuert 1552) und schließlich die Übersiedlung des Hansekontors von Brügge nach Antwerpen 1553 werden in diesem Zusammenhang erwähnt. Indessen bezieht sich Verf. hier wie bei der Verlegung des Tuchstapels nach Emden im Jahre 1564, sowie dem Vertrage der M. A. mit Hamburg vom 19. Juli 1567 und der Wiederaufgabe des Hamburger Stapels im Jahre 1579 auf die bewährten Arbeiten von Ehrenberg und Hagedorn. Das Hauptgewicht der Darstellung liegt eben auf der Geschichte der in Antwerpen zurückgebliebenen „Englischen Nation“ und ihrer Court. Den Adventuriers fiel es schwer von Antwerpen wegzugehen. „Die geographischen und handelstechnischen Vorteile der Scheldestadt traten gerade 1563—64 in ein desto verlockenderes Licht“ gegenüber dem entfernteren, im Winter vereisten Hamburg, an das man auch nach dem Vertrage von 1567 zunächst „mehr als einen Beweis guten Willens gegenüber der neuen Verbindung denn als Einleitung einer geregelten Fahrt“ im Juli 1568 vier eigene Schiffe und einen Hamburger Bojer befrachtete. Erst das Embargo Albas vom 29. Dez. 1568 brachte den Warenaustausch in Gang. Dieses Zögern der M. A. macht erst das ungewöhnliche Entgegenkommen Hamburgs verständlich. Die Bemühungen der Antwerpener Stadtverwaltung um das Festhalten der M. A. werden sehr eingehend ausgeführt. Die Kenntnis dieser Hintergründe ist jedenfalls für das Verständnis mancher Zusammenhänge mit der hansischen Geschichte aufschlußreich.

Erich Weise

Kjell Kumlien, *Sverige och hanseaterna. Studier i svensk politik och utrikeshandel*. Kgl. Vitterhets Historie och Antikvitets Akademiens handlingar 86. Lund und Stockholm 1953, 530 S., 1 Karte (mit deutscher Zusammenfassung).

Als Frucht langjähriger Beschäftigung mit dem schwedischen Mittelalter legt uns K. nun eine umfassende Darstellung der zentralen Frage in jener Periode vor, wie man sicher mit vollem Recht das Thema „Schweden und die Hanse“ bezeichnen darf. Obwohl die Auseinandersetzung mit dem Problem in Schweden, wie uns der Verfasser in der Einleitung darlegt, schon seit Flintenberg 1787 ihren Anfang genommen hat und von P. Grandinson 1884 weitergeführt wurde, besaßen wir bis jetzt dennoch keine zusammenfassende Abhandlung darüber. Man kann sagen, daß K.s Buch etwas Neues darstellt, das in dieser Form der bisherigen schwedischen Geschichtsliteratur gefehlt hat.

Zunächst wollen wir versuchen, einen Überblick über den Inhalt zu geben, wozu die vortreffliche deutsche Zusammenfassung auf 21 Seiten gute Anleitung gibt. In einem einleitenden Kapitel schildert uns K. den Stand der Forschung und die wechselnde Beurteilung der Rolle hansischer politischer und ökonomischer Einflußnahme in Schweden, ein auch geistesgeschichtlich gesehen äußerst interessanter Abschnitt. Spiegelt sich doch in jeder Periode nach den jeweiligen politischen und sozialen Verhältnissen das Bild der Hanse anders wieder, einmal als verderbliche Aussaugerin des Landes, dann als Verband verächtlicher Krämer und engstirniger Politiker, aber auch als Wohltäterin und Kulturförderin, Helferin Schwedens gegen politische Unterdrückung der Unionszeit usw.

Mit Befriedigung können wir schon jetzt K.s wirklich überlegenen Standpunkt feststellen, der bei allem Patriotismus für seine schwedische Heimat dennoch der hansischen Forschung und hansischen Vergangenheit den ihr gebührenden Platz einräumt.

Wie schon der Untertitel besagt: „Studien über schwedische Politik und schwedischen Außenhandel“, liegt das Hauptgewicht auf der politischen und wirtschaftlichen Betrachtungsweise. Es wird mithin der eigentlichen Kulturgeschichte, abgesehen von zahlreichen Hinweisen und Aufschlüssen, kein besonderer Raum gewährt. Das bedeutet soviel, daß wir in dem Werke keine Auskunft über die Vermittlerrolle der Hanse in sprachlicher Beziehung (Entstehung der schwedischen Umgangssprache), ferner in volkskundlicher, literarhistorischer, kirchlicher (Heiligenkult), architektonischer, künstlerischer (Altartafeln) und technischer (Bergbau, Schiffsbau) Beziehung erwarten dürfen. Dafür ist die Forschung auch noch nicht reif genug, obwohl auf allen diesen Gebieten wesentliche neue Erkenntnisse gewonnen worden sind, wir müssen eine solche Zusammenfassung einem späteren — auch leidenschaftsloseren — Zeitpunkt überlassen. K. beschränkt sich auf Politik und Wirtschaft, trennt aber beide Gebiete nicht durch Spezialabteilungen in seinem Buche, sondern hat mit vollem Recht für jede, in ihrer Weise unterschiedliche Periode eine eigene Charakteristik versucht, dazu die innige Verflechtung von politischen und ökonomischen Motiven aufgezeigt. Das Schwergewicht der wirtschaftlichen Betrachtungsweise konnte erst ins 16. Jh. fallen, weil dann erst die Quellen zur Handelsgeschichte in reicherm Maße einsetzen und eine gewisse statistische Auswertung ermöglichen.

Die Darstellung beginnt mit einer Schilderung der deutschen Expansionsbewegung seit dem 12. Jh. (49—64), der handelspolitischen und stadtgeschichtlichen Voraussetzungen in Schweden (65—86), der ersten Handelsverträge mit Knut Eriksson um 1175 und Birger Jarl 1252 (87—106), der ersten deutschen Städtebünde im Ostseebereich und ihre Wirkung im Norden (107—134); besonders breiter Raum wird dem 14. Jh. gewährt, weil es die hohe Zeit hansischer Entfaltung war, zugleich dramatische Verstrickungen der nordischen Machtpolitik brachte; zur zentralen Gestalt der Betrachtung wird der umstrittene König Magnus Eriksson, der mit neuen Ideen an den Aufbau eines schwedischen Großreiches gehen wollte, aber an inneren und äußeren Hemmnissen scheiterte (135—211); nach ihm kam die Zeit der Katastrophenpolitik Albrechts von Mecklenburg und die Kalmarische Union. Diesem Abschnitt folgt dann ein besonderes Kapitel „König und Hansekaufmann“, das insbesondere der Entstehung und Auswirkung des überaus wichtigen Stadtgesetzes von Magnus Eriksson gewidmet ist (212—244). Ein deutlicher Absatz trennt nun das Weitere von den ersten Kapiteln; zweihundert Jahre hansischer und schwedischer Geschichte vom Stralsunder (1370) bis zum Stettiner Frieden (1570) rollen vor unseren Augen ab. Hierbei erst trennt der Verf. Politik (330—450) von der Wirtschaft (247—330), die nun in voller Breite abgehandelt werden kann, gestützt auf sehr einleuchtende Tabellen und statistische Übersichten. Abschließende Bemerkungen, zwei Exkurse und ein reichhaltiges Literaturverzeichnis stehen am Ende des gewichtigen Bandes.

Es kann in einer kurzen Besprechung nicht gelingen, alle Ergebnisse und neuen Gesichtspunkte K.s aufzuzählen. Wer aber das Buch mit Verständnis zur Hand nimmt, wird ohne weiteres spüren, daß hier ein großartiger Versuch zur

Synthese unternommen wurde und daß dieser Versuch in den Hauptzügen geglückt ist. Nach unserem Gefühl liegt es doch so, daß die schwedische Forschung bis dato in der Hanse etwas Fremdes, etwas außerhalb Stehendes gesehen hat; hier aber muß jedem schwedischen Leser mit einem Schlage klar werden: tua res agitur, es ist ein unabdingliches Stück eigener Landes- und Volksgeschichte Schwedens, das hier behandelt wird. Der Verf. versucht nicht, fein säuberlich wie mit dem Seziermesser, das Fremdartige aus dem Körper zu schneiden, sondern im Gegenteil, er fügt die allein für sich leblosen Teile in den großen Zusammenhang schwedischer und nordischer Geschichte ein und erzielt gerade damit, wie uns scheinen will, die größten Erfolge. Ungeahnt verbinden sich nun bisher verstreute Nachrichten zu einem Ganzen, nordische und hansische Politik ergänzen sich eindrucksvoll zu einem überzeugenden Bilde, das durch wirtschaftliche Motivierung noch vertieft wird.

Daß dem so ist, zeigt schon der Einblick in die ersten Kapitel des Buches. Das Entstehen der gotländischen Kaufmannsgemeinschaft gewinnt an Deutlichkeit, die Periode der deutsch-gotländischen Zusammenarbeit ersteht vor unseren Augen in ihren Auswirkungen von Novgorod bis England; aber auch in manche Einzelheiten der Verträge, die von K. gedeutet und auf den Ursprungsvertrag der 1130er Jahre zurückdatiert werden, fällt Licht. Besonders der Konflikt zwischen der deutschen Stadt- und der gutnischen Landgemeinde 1288 erfährt eine neue Beleuchtung, damit zugleich das gesamte Schicksal der ersten Hanse, denn nun begann Lübeck seinen Führungsanspruch durchzusetzen. Es wäre vergeblich, wollte man Seite für Seite das vermerken, was neu zu unserer Kenntnis der hansischen Ostseepolitik hinzugekommen ist; gewiß stammt nur ein Teil dieser neuen Ergebnisse von K. selbst, vielfach spielt er nur die Rolle des Vermittlers oder Nutzenwenders uns wenig bekannter nordischer Forschungserträge, verbindet sie aber dann sehr geschickt durch sein vorbildliches Wissen auf dem Gebiete der deutschen Geschichtsliteratur zu einem neuen Bilde. Wir werden für unser Teil zu beachten haben, daß Daenells klassische Darstellung der Hanse in ihrer vollen Breite nunmehr bezüglich des Nordens ergänzt werden muß aus K.'s Werk, das im übrigen zur Arbeit von Daenell manche innere Verwandtschaft zeigt.

Wenn nun einige Beanstandungen vorgetragen werden sollen, sei zunächst einmal darauf verwiesen, was oben über Fragenkreise gesagt wurde, welche wir nicht bei K. behandelt finden können. Die vorliegende Darstellung ist daher nicht als eine abschließende zu betrachten, sondern nur als ein verheißungsvoller Anfang, der einmal zur volleren, kulturgeschichtlichen Auswertung der hansischen Zeit führen müßte. Ein wesentliches Moment, das zu einer solchen, mehr kulturgeschichtlichen Betrachtungsweise einladen würde, wäre die Tatsache der politischen Zersplitterung der Hanse, welcher aber eine kulturelle Einheit im Hintergrunde gegenüberstand, die einen festeren Ausgangspunkt der Darstellung bieten kann. K. hat in seinem Buch Lübeck bewußt bevorzugt und stets in den Vordergrund gestellt, dadurch fraglos andere Teile der Hanse zu sehr benachteiligt: Danzig, die pommerschen Städte Stettin und Kolberg, die preußischen Städte und Livland, wenn ihrer auch immer Erwähnung geschieht. Aber auch innerdeutsche Gruppen, etwa die Westfälinger, kommen nicht voll zur Geltung und doch standen gerade sie herkunftsmäßig nicht an letzter Stelle.

Diese starke Hinwendung zu Lübeck bringt es auch mit sich, daß K. sich in hansischen Fragen hauptsächlich nach Westen orientiert. Demgegenüber muß man betonen, daß gerade die volle Umspannung des südlichen und östlichen Ufers der Ostsee durch die Hansestädte bis vor die Tore Gotlands, Stockholms und Finnlands in besonderem Maße zur Intensivierung der hansischen Einflußwirkung und Erweiterung ihres nordischen Handelsbereichs beigetragen hat. Ihre besondere Ausprägung fand diese östliche Eckpfeilerstellung, die von Danzig, Elbing, Riga und Reval getragen wurde, in der damals mit Schweden vereinigten Provinz Finnland. Danzigs Handel mit Åbo, Revals mit allen Teilen Finnlands bis nach Nordschweden, das Herübergreifen politischer Einflüsse durch Deutschorden und Reichsbischöfe auf die nördliche Seite des Finnischen Meerbusens, die gemeinsamen Interessen gegenüber Novgorod und Rußland, die Zusammenarbeit auch mit der schwedischen Küstenbevölkerung — alles das bedeutet einen wichtigen Einsatz des deutschen Bürgertums und Adels zur Konsolidierung der schwedischen Ostfront. Das hätte mehr hervorgehoben zu werden verdient.

K. hat sich redlich bemüht, auch finnischsprachige Literatur (J. Jaakkola) hinzuzuziehen. Allein es hätte hier mehr geschehen können, man vermißt Namen wie K. Grotenfelt, J. W. Ruuth, Ragnar Rosén, V. Niitemaa und auch schwedischsprachige Arbeiten, z. B. von Gunvor Kerkkonen. Dadurch ist ihm die Tatsache entgangen, daß bereits 1188 in Åbo eine blühende Marktstätte vorhanden war, möglicherweise sogar ein russischer Handelshof, daß schon damals dort auch deutsche Kaufleute aus Gotland nachweisbar sind, wie auch 1191 in Reval. K. beschreibt auch nicht die für Finnland und Nordschweden übliche Bauern-
„Seglation“ nach den großen Städten, wie sie von G. Mickwitz und G. Kerkkonen so anschaulich geschildert worden ist. Gewiß waren es keine großen Schiffe, sondern nur Segelboote, die den Handelsverkehr bestritten; aber die Masse macht es. Wie wichtig die Bauernseglation für den Revaler Hansekaufmann war, das wissen wir aus Helmich Ficks Handlungsbüchern; nicht viel anders wird auch ein Großteil des von Danzig, Riga, Stockholm, Wisby, Kalmar oder Åbo betriebenen Handels gewesen sein. Er läßt sich leider nicht tabellarisch erfassen, aber die heftigen Verordnungen Gustav Wasas, auch schon Sten Stures zu seiner Regulierung deuten darauf hin, welchen Umfang er hatte. Dazu kam das darangeknüpfte System der bäuerlichen Weiterverkäufer und Lieger, das sich bis hoch hinauf nach Norrbotten hingezogen und auch in der Ortsnamengebung deutliche Spuren hinterlassen hat.

K.s Auffassung von der Kriegsfolgeverpflichtung der Deutschen in Wisby, angeblich um 1196 auf Gebot Jarl Birger Brosas geleistet, kann ich nicht teilen. Ich verweise auf mein Buch „Nordische Mission etc.“, Stockholm 1951, 97—99. Es fehlt bei K. auch ein Hinweis auf die offensichtliche Neutralitätspolitik der Gotländer den Ostvölkern gegenüber (88). Über die Bedeutung der nordischen Kastelle ist noch zu vergleichen: Armin Tuulse, Kastell i nordisk borgarkitektur, Fornvännen 1947 (82). Der Ausdruck „Deutschbalte“ für den estländischen Ritter Odeward von Lode ist ein Anachronismus (128); trotz des Abstreitens durch den Verf. gab es in Dänisch Estland doch einen Hauptmann namens Nils Axelson bzw. Nicolaus Absalonsson 1291—96 — insofern muß man dem Bericht Strelows über den Gotlandkonflikt 1288 und die vermittelnde Rolle der Estländer doch mehr Glauben schenken. Sie befanden sich offenbar gerade in Wisby, um wegen

der Strandraubsaffäre zu verhandeln, die sich noch bis über 1296 hinausgezogen hat (127). Hier ist also einiges zu berichtigen; weitere kleine Schnitzer kommen vor, sind aber alle belanglos.

Es dürfte nach dem Vorstehenden klar sein, daß dieses neue, große Werk eine nicht zu unterschätzende Bedeutung, sowohl für die Geschichte Schwedens, als auch der Hanse hat. Wenn man vielleicht vom Standpunkt des deutschen Lesers bedauern möchte, daß dieses Buch aus sprachlichen Gründen einem weiteren Publikum in Deutschland unzugänglich bleiben wird, so ist es aber im allgemeinen Interesse viel wichtiger, daß ein solches Werk in Schweden seinen Leser- und Freudeskreis finden kann, was wir aufrichtig wünschen. Denn wenn irgendwo, so hat der hansische Kaufmann und Bürger in Schweden bewiesen, daß er nicht Fremdkörper im Lande sein mochte, sondern nach dem Wortlaut der Urkunde von 1252 nicht anders handeln wollte, als „sich der Gesetze unseres Vaterlandes zu bedienen, sich nach ihnen regieren zu lassen und des ferneren ‚Schweden‘ genannt zu werden.“

Paul Johansen

Nachwort des Verfassers. Die Zahlenangaben in den Tabellen meines Aufsatzes „Stockholm, Lübeck und Westeuropa“ (HGbl. 71) unterscheiden sich in einigen Fällen etwas von denjenigen meines Buches „Sverige och hanseaterna“. Die an sich unbedeutenden Verschiedenheiten entstehen daraus, daß das Buch gewöhnlich nur die direkten Verbindungen zwischen Stockholm und dem Ausland verzeichnet. Der Aufsatz hingegen berücksichtigt auch den Verkehr, der von Stockholm ausgehend noch andere schwedische Häfen berührte (s. hierzu Sverige och hanseaterna S 288). Außerdem haben sich auch Druckfehler eingeschlichen. Es soll heißen: Tabelle I 1582: 5,6 statt 9,4. Tabelle II 1369: 15, 25 statt 4,16; 1620: 26, 23 statt 22, 21. Tabelle III 1369: 756 statt 864; 1400: 1400 statt 1409; 1572: 4319 (22,1) statt 4100 (20,7); 10 384 (52,4) statt 9942 (51,6); 9 statt 1. 1591: 6240 (29,0) statt 6258 (29,1). 1600: 1,5 statt 2,1; 16,4 statt 23,4; 0,0 statt 1,5; 21,2 statt 30,2. 1610: 1411 (83,4) statt 1375 (78,2); 200 (11,3) statt 241 (14,2); 1288 (27,1) statt 1084 (22,8). 1620: 537 (2,5) statt 513 (2,4); 109:8 (11,3) statt 115:1 (11,7); 5764 (26,7) statt 5748 (26,8); 1169 (13,6) statt 1130 (13,0).

Kjell Kumlien

Nils Ahnlund, *Stockholms historia före Gustav Vasa*. Stockholm 1953. Norstedts, 572 S. mit zahlreichen Abbildungen.

Stockholm sieht in diesen Jahren auf 700 Jahre Geschichte als Stadt zurück; es war sehr bald nach seiner Anlage durch deutsche Kaufleute, die Birger Jarl begünstigte, merkantiler Vorort Schwedens und dann, seit dem 16. Jahrhundert, auch die Hauptstadt dieses Reiches. A. hat die Geschichte der Stadt bis zur Wiedererringung der Unabhängigkeit Schwedens im Jahre 1523 geschrieben.

Ahnlund schreibt die Geschichte der Bürgerschaft Stockholms im Mittelalter im nordisch-ostseedeutschen, westwärts auf Brügge und dann Antwerpen ausgerichteten Wirtschaftsraum wie im politischen Kraftfeld, den eben dieser Raum mit den orthodoxen Russen als Nachbarn im Osten innerhalb des damaligen allkatholischen Europas bildete. So ist diese Geschichte Stockholms auch ohne

die ersten hundert Seiten, die der Geschichte des Holms zwischen dem Mälar und der See gewidmet sind, sehr dickleibig geworden, doch möchte man keine Seite entbehren.

Einige Städte — Rom ist das bekannteste, Lübeck das uns nächstliegende Beispiel — würden in ihrer geschichtlichen Wirklichkeit armselig verkümmert, halb wahr und damit unwahr erscheinen, wenn ihr Eingelagertsein in die politische Welt ihrer Zeit nicht voll mit ins Bewußtsein gehoben wird — zumal im Mittelalter, in dem der Städter (wenn er nicht in einem Landstädtchen zu Hause war) ein oft ebenso scharf angefaßter wie selbst auch zfassender politischer Mitspieler war, noch kein Untertan und auch noch kein Staatsbürger im modernen Sinne. Stockholm, diese ihrem erfündigen mittelschwedischen wie auch tran- und pelztierreichen bottnischen Hinterland verhaftete Stadt mit der offenen Tür zur westeuropäischen Welt gehört zu dieser Art von Städten. Immer wieder stellt sich der Forscher die Frage, vor welchem Hintergrund sich eine ihm entgegretende Verbindung eines Lübeckers, Danzigers, Livländers, Dänen, Holländers oder eines Kurialen zu Stockholm eigentlich angeknüpft hat. Mit der reichsschwedischen Haltung veränderte sich, aber keineswegs immer dieser konform, ja auch Stockholms Stellung im internationalen, in der Ostsee damals ganz überwiegend von hansischen Kaufleuten besorgten Verkehr fortwährend. Und im 15. und beginnenden 16. Jahrhundert, als die nordische Union unter Dänemarks Führung Schwedens Schicksalsfrage darstellte, war Stockholms soziales und wirtschaftliches Dasein derart entscheidend mit dem politischen Wollen im übrigen Schweden und in Kopenhagen verbunden, daß ein genaues Wissen um das, was man in Stockholm wollte und was dort geschah, ein Hauptanliegen jedenfalls überlokaler Geschichtswissenschaft ist.

Einzelnes herauszustellen, ist unter diesen Umständen in einer Anzeige dieser Geschichte Stockholms unmöglich, auch soweit es die Beziehungen zu den Lübeckern und den anderen Hansen in jenen Jahrhunderten allein betrifft. Man muß sich schon im jeweils einschlägigen Abschnitt unterrichten. Festgestellt werden muß aber, daß der so hoch anzuerkennenden Anlage des Ganzen das Urteil des Verfassers im einzelnen entspricht. Jede Zeile zeugt von gediegener selbständiger Einschätzung der Faktoren und Gestalten. A. will sehen, was war, und nicht, was vielleicht hätte sein sollen oder können. Dies hervorzuheben, haben wir angesichts des verbreiteten spekulativen Einschlages und der (wie auch immer gespeisten) Mythenfreudigkeit in der Geschichtswissenschaft aller Völker besonderen Anlaß, da A. eine der Grundfragen des mittelalterlichen Stockholms, svenskt och tyskt, mit der Unvoreingenommenheit, die das Alpha und Omega des Historikers ist, behandelt hat.

A. hat vor gut 20 Jahren (Sv. Hist. Tidskrift 1929) selbst über Schwedisches und Deutsches in der Stockholmer Geschichte geschrieben — ein anregender Beitrag. Welch außerordentliche Vertiefung der Einsichten in den Gesamtkomplex seitdem! Eine lange Reihe schwedischer, zumeist Stockholmer Gelehrter ist danach kritisch bohrend tiefer und tiefer gestoßen. Ein und die andere Untersuchung ist in diesen Blättern angezeigt worden, so die wegbahnende Studie von *K. Kumlien* über den Kävplingemord von angeblich 1389. Diese von A. selbst mitbetriebene fortschreitende Interpretation der Überlieferung hat, in ihren Ergebnissen erneut abgewogen, in dieser Geschichte Stockholms ihren

Niederschlag gefunden und ist von ihrem Verfasser hier fortgeführt worden, besonders für die so bewegte Sturezeit. Wenn Objektivierung subjektiver Auffassungen, einstiger und moderner, die spezifische Aufgabe des Historikers ist und den größten Gewinn seiner Arbeit bedeutet, so gehört A.s vorliegendes Buch auch in der Behandlung „national“ bedingter und zu animoser Ausdeutung so leicht verleitender Thematik gewiß zu den bedeutenden historischen Leistungen. Jenseits und zugleich inmitten dieser für das mittelalterliche Stockholm so wesentlichen, nunmehr in helles Licht gerückten Verhältnisse in der Bürgerschaft, welche in ihrer so eigentümlich doppelten Ganzheit wie auch in manchem ihrer Glieder lebensvoll vorgestellt wird, agieren die Könige, ihre weltlichen und geistlichen Ratgeber, Amtsträger und Gegenspieler aller Ränge und dazu der gemeine Mann (allmoge) in den Landschaften, der immer eine Meinung hatte und im Laufe des 15. Jahrhunderts zu einem Faktor von überragender Bedeutung wurde. Auch in dieser mehr oder weniger reichsschwedischen Hinsicht ist, soviel wir sehen können, aus der neueren schwedischen Forschung verwertet, was von Stockholm aus gesehen, und das heißt für den größten Teil des Landes, verwertbar ist.

Grundlegend anderer Meinung kann man, von Kleinigkeiten abgesehen¹, hantischerseits nicht sein. Hinzufügen ließe sich mancherlei — für das 15. und 16. Jahrhundert aber kaum Wesentliches, solange die dem Forscher entzogenen Lübecker Archivalien nicht wieder benutzt werden können. Für die Folkunger- und mecklenburgische Zeit, in der Stockholm stärker von deutschstämmigen Schweden bestimmt war als danach jemals wieder, ist das gebührend festgestellt, was der Stand der Forschung erwarten läßt, und so viel mehr dazu, daß die weitere Forschung, soweit Stockholm und Schweden von ihr berührt wird, an A anknüpfen muß. Das gilt in gleichem Maße für die einleitend und eingehend behandelte Geschichte des Holms am Norderstrom des Mälars, der sich seit Birkas großen Tagen immer höher und breiter aus den Wassern heraushob, während man, was hier bemerkt sein mag, in den Handelsstätten am Südufer der Ostsee, in Schleswig-Haithabu, in Altlübeck und in Jumne-Wollin, mit dem dort höher und höher steigenden Wasserspiegel kämpfen mußte. In der schwedischen Wissenschaft, nicht bloß der historischen, wird wieder um weitere Aufhellung dieser dunklen Jahrhunderte von Ansgar bis zu Birger Jarl gerungen.

¹ Von Belang im allgemeinen erscheint mir folgendes: Die Aufnahme (S. 352/53) des Verbotes, daß ein „ausländischer“ Mann Bürgermeister werden oder sonst ein städtisches Amt bekleiden darf, in den Kalmarer Unionsrezeß von 1483 hatte für Dänemark und Norwegen weder rechtliche Konsequenz (das behauptet A. auch nicht) noch war hinsichtlich dort eingebürgerter Deutscher etwas derartiges auch nur in Erwägung gezogen. Dieser Passus bildete darum keine eigentliche „Übereinstimmung“ zwischen den Vertragspartnern, geeignet, den Unionsgedanken zu stärken. Jenes berühmte Verbot, aus der seit den 30er Jahren entschiedenen Abwehr dänischer Königsdienere 1471 folgerichtig ausgedehnt auf die reichsrechtlich privilegierten deutschstämmigen Bürger der schwedischen Städte, sollte 1476 und 1483 in dieser Ausweitung für Schweden gesichert werden. Seine Spitze richtet sich 1483 eben gegen die beiden Unionspartner, konkret allein gegen den dänischen. Mit welchem Recht schwedischerseits vor dem dänischen Partner Befürchtungen gehegt wurden, hat sich unter Christian II. eben in Stockholm gezeigt.

Indem A., unter reicher Zugabe eigenster, meist den Kern der Sache freilegender Beobachtungen und Feststellungen, kritisch zusammenordnet, entwirft er ein großartiges und in den Hauptzügen sicher zutreffendes Bild auch dieser Zeiten. Wir sehen jetzt recht deutlich: Seit rund 1200 steht auf dem namenlosen Holm an der Scheide zwischen Uppland und Södermanland ein steinerner Turm (der Kern des späteren Schlosses), errichtet zur Sicherung des Mälargebiets gegen Anfälle von der See her. Von ihm lassen sich die Kaufleute des Römischen Reiches weiter in den Mälar hineinlotsen, vorzüglich nach Sigtuna, bis dieser Holm in der Mitte des 13. Jahrhunderts gewählt wird als der beste Platz für Kaufleute, die Schweden nicht mehr bloß besuchen, sondern dort bleiben sollen und auch wollen, um dem Ex- und Import Mälarschwedens zu dienen — Birger Jarls Vertrag mit den Lübeckern!

Inhaltsverzeichnis und Namenregister erschließen das umfängliche Werk in vorzüglicher Weise.

Wilhelm Koppe

Vilho Niitemaa, *Der Binnenhandel in der Politik der livländischen Städte im Mittelalter*. *Annales Academiae Scientiarum Fennicae*, 76, 2. Helsinki 1952, Suomalainen Tiedekatemia. 379 S., 1 Karte.

Mit diesem Buche legt der Verfasser seine neue Arbeit¹ über das Verhältnis der städtischen Bevölkerung Livlands zu derjenigen des Hinterlandes vor. Es werden von ihm auch hier wieder Dinge lebendig gemacht, über die man in der Verfolgung der großen internationalen Handelszüge nur allzu oft hinweggegangen ist, die aber nicht nur den baltischen Raum in ein neues Licht rücken, sondern darüber hinaus für den eben erwähnten Fernhandel von weittragender Bedeutung sind.

Aus den teilweise mosaikartig und überaus zahlreich zusammengetragenen Einzelheiten, die eine gute Kenntnis des Quellenmaterials erkennen lassen, hebt sich die klare Linie der Ausführungen deutlich heraus. Es werden die vier Träger des Binnenhandels (einheimische Bürger, Bauern, Gutsherren, Gäste) in ihrem gegenseitigen Verhältnis betrachtet.

Der Schwerpunkt der Arbeit liegt in der spätmittelalterlichen Zeit, worunter für den baltischen Raum besonders das 16. Jahrhundert zu verstehen ist (Kap. III u. IV, S. 70—344). Vorausgeschickt werden zwei Abschnitte über die „Anfänge des deutschen Handels in Livland“ (9—27) und den „Binnenhandel in der Eroberungszeit“ (28—69), die besonders der Entwicklung eines binnenländischen Handelssystems zwischen den Bürgern (hauptsächlich der großen Städte Riga, Dorpat und Reval) einerseits und den Bauern und — soweit bereits ausgebildet — der Gutsherrschaft andererseits gewidmet sind.

In diesem System kommt es im Spätmittelalter dadurch zu recht erheblichen Spannungen, daß die Bauern immer mehr an die Gutsherrschaft gebunden werden, die auch den Bauernhandel von sich aus regelt, und daß also somit der städtische Markt in eine zunehmende Abhängigkeit von den Grundherren gerät. Das widerspricht dem Grundsatz der freien Bürgernahrung, vermindert die

¹ Vgl. die Besprechung von Niitemaa, Die undeutsche Frage in der Politik der livländischen Städte im Mittelalter, durch Paul Johansen in *HGbl.* 70/1951, S. 130 f.

Gewinnmöglichkeiten der einheimischen Kaufmannschaft (Gewinn Spekulation wird nun weitgehend durch die Gutsherren getrieben) und ruft damit die Opposition der Stadt, vertreten durch den Rat, hervor, der es bislang möglichst vermieden hatte, sich offiziell in die inneren Angelegenheiten des Binnenhandels einzumischen. Die Folge ist, daß die Gutsherren unter Umgehung der üblichen Märkte die direkte Verbindung zu den Gästen suchen, gegen welche die Städte ebenfalls Schutzmaßnahmen ergreifen müssen. Die Fragen des Stapelzwanges und des Verbotes von Gast-mit-Gast-Handel werden hier vom Binnenlande aus betrachtet und erscheinen dadurch in einer noch intensiveren Beleuchtung als bisher.

Der Livland-Forscher findet eine Menge genauer Angaben; hingewiesen sei nur auf die ausführliche Aufzählung der Häfen (11 ff.), der einzelnen Märkte (210 ff.) und der bäuerlichen Fischfangplätze (218 ff.). — Der Wirtschaftshistoriker allerdings würde an manchen Stellen eine Zusammenstellung in Tabellen oder Diagrammen mit möglichst konkreten Zahlenangaben begrüßt haben. Damit aber wird eine Kernfrage dieses Forschungsgebietes berührt; denn hierfür versagen offensichtlich die Quellen. Größere zusammenhängende Aufzeichnungen für einen sachlich oder räumlich abgegrenzten Bezirk liegen nicht vor und es muß deshalb grundsätzlich vor verallgemeinernden Folgerungen aus Einzeltatsachen gewarnt werden. Der Verfasser beachtet das auch weitgehend; S. 294—296 aber ist die Anführung des Fickeschen Handels als Beweis für die Verschiebung der Partnerschaft von den Bauern auf die Gutsherren in dieser Art unzulänglich.

Die Bedeutung der Arbeit für die hansische Geschichtsforschung liegt einmal in der Ausmalung des bunten Bildes, das der Binnenhandel Livlands als Hintergrund des hansischen Fernhandels bis in seine feinsten Verästelungen hinein bot. Zum anderen aber verfolgen N.s Untersuchungen ausführlich die Politik der Städte gegenüber der sich neu ergebenden Handelssituation, und diese Politik richtet sich sowohl gegen die Grundherren als auch gegen die Gäste (vgl. für das Letztere besonders S. 301 ff., 308 ff.).

Einige Punkte mögen noch besonders hervorgehoben werden. Auch diese Arbeit des Verfassers gibt einen umfangreichen Einblick in die sozialen Schichtungen Livlands, wobei die Vorrechte der Bürger und ganz allgemein der deutschen Bevölkerung deutlich werden; über die Handelsprivilegien dieser Teile werden interessante Einzelheiten angeführt (36 ff.). — Das Schlußkapitel (V. „Die Bedeutung des Binnenhandels“) scheint uns etwas knapp geraten zu sein. Es verzeichnet fast ausschließlich, jedoch wenig ergiebig die gehandelten Waren (was wohl besser schon in der Überschrift ausgedrückt worden wäre) und geht auf die allgemeinwirtschaftliche, die soziale und die politische Bedeutung so gut wie gar nicht ein. Man hätte an dieser Stelle einen zusammenfassenden, wenn auch kurzen Hinweis auf die wichtigsten Ergebnisse und Auswirkungen der Umschichtungen im Binnenhandel begrüßt. — Das Buch enthält ein reichhaltiges Literaturverzeichnis und ebenso reichhaltige Anmerkungen. Um so mehr muß es bedauert werden, daß keinerlei Register beigegeben worden sind. — Zu erwähnen ist noch, daß S. 361 f. der Dorpater Weddezettel vom 24. Mai 1525 im Wortlaut abgedruckt wurde. — Die Karte am Schluß des Buches ist drucktechnisch nicht sehr glücklich, gibt aber die zahlreichen erwähnten Ortsnamen wieder.

Karl-Heinz Sass

Götz Freiherr von Pölnitz, *Fugger und Hanse. Ein hundert-jähriges Ringen um Ostsee und Nordsee*. Schwäbische Forschungsgemeinschaft bei der Kommission für Bayerische Landesgeschichte, Reihe 4 Bd. 2; Studien zur Fuggergeschichte Bd. 11. Tübingen 1953, Mohr. 236 S., 4 Tafeln.

Der Verf. erweiterte seinen wirkungsvollen Vortrag auf der Tagung des Hansischen Geschichtsvereins 1952 zu einem Buche, das wegen seiner ungewöhnlichen Blickrichtung, der Fülle neuen Materials aus dem Fuggerarchiv und der ausgezeichneten Darstellung zu den wichtigsten neuen Arbeiten zur Hansengeschichte zu zählen ist. Das Grundthema bildet das Streben des Hauses Fugger nach sicheren Transportwegen und lohnenden Absatzmärkten für das Kupfer, das in den Bergwerken der Fugger-Thurzo-Gesellschaft, des berühmten „Ungarischen Handels“, in den Bergwerken um Neusohl gewonnen wurde. Nach sorgfältigem, mit überlegener Sach- und Ortskenntnis erdachtem Plan, dessen geheime Systematik Freiherr v. Pölnitz überzeugend offenlegt, bereitete Jakob Fugger seine „Handelsoffensive“ vor. Während der Aufbau der betrieblichen Stützpunkte ein gutes Beispiel für die geschäftliche Taktik des Unternehmers bietet, greift die gleichzeitig notwendige diplomatische Sicherung weit in den Bereich der hohen fürstlichen und kirchlichen Politik ein. Dabei mußte sich Fugger in ein Gebiet vorarbeiten, das die hansische Politik als ihr Reservat zu betrachten gewohnt war. Lübeck als ihr Haupt wehrte sich zunächst energisch, vor allem indem es beim Reich einen Monopolprozeß gegen Fugger anzustrengen suchte. Das blieb vergeblich, weil der Kaiser zu eng mit dem großen Geldgeber verbunden war. Fugger sicherte seine Wege, indem er sich mit Dänemark einigte. Lübeck wurde überspielt, lange Zeit ging der Kupfertransport durch den Sund regelmäßig vor sich. Die „listenreiche Beweglichkeit“ des Kaufmann-Bankiers überwand die weniger geschickte, traditionelle Politik der Hanse. Dieses Ringen stellt Pölnitz dar mit Ausdrücken wie Aufmarsch, Sicherung, Festungen, Gegenangriff. Er ist der Gefahr der dramatisierenden Überbetonung nicht ganz ausgewichen. Zu sicher geht er davon aus, daß Fugger „der Hanse“ gegenüberstand, die mit einheitlichem Ziel und geschlossener Kraft hätte vorgehen können. Daß Danzig, Hamburg, Stettin und Köln ihm willfährig waren, belegt er andererseits mit manchem Beispiel. Aber das schließt die immer hervortretende Konzeption einer einheitlichen, wirtschaftspolitisch aktionsfähigen Hanse aus. Man kann von einer hansischen Handelsgesinnung sprechen, von manchen gemeinsamen Zügen städtischer Politik, jedoch für jene Zeit nicht mehr von einer gemeinsamen Richtung des Planens und Tuns. So sind auch die tatsächlichen Möglichkeiten Lübecks in der Krise des Jahres 1525 weit überschätzt. Der Verf. sagt, „die Hanse“ habe „ihre geschichtliche Stunde gegenüber den Augsburgern ahnungslos verpaßt“ (49). Als Ungarn die Fugger aus ihrem Besitz vertrieb, hätte sie (oder Lübeck oder die lübische Kaufmannschaft) sich einschalten sollen, der ungarischen Krone die fehlenden Gelder leihen und die Fuggerschen Betriebe übernehmen, dadurch die Fuggersche Tätigkeit im hansischen Raum vernichten sollen. Die Hanse klassischer Zeit hätte keine Möglichkeit dieser Art verpaßt, „die Weite der südöstlichen Räume kaum gescheut“ (53). Hier ist alles Konstruktion, und Pölnitz fühlt das auch selbst: es „wäre wohl schwierig gewesen“ und Ungarn lag „dem hansischen Horizonte

doch zu fern“. Natürlich! Lübeck wandte seine Mittel nicht „lieber“, sondern unausweichlich gezwungen auf seine skandinavischen, im Grunde niederländischen Belange¹. Es gab dort keine freien Kapitalien, die der Lage irgendwie genügt hätten. Lübeck verteidigte zäh und mühsam seine Stellung. Wie hätte es ein Abenteuer in Ungarn beginnen können? Die Hanse als Bund war dafür vollends ungeeignet. Die Siegestunde, die angeblich ungenützt verrann, war nicht da und konnte es nicht sein.

Von dieser These abgesehen bietet das Buch ungemein interessante Einblicke in die Wirtschaftsverhältnisse Europas. Besonders der spätere wohlorganisierte Rückzug des Hauses aus der ungarischen Kupfererzeugung und die Hinwendung nach Westeuropa und zur Staatsfinanz sind neu und überzeugend geschildert. — 20 Aktenstücke, teils sehr bedeutsamer Art, schließen sich an. Einige Verlesungen scheinen unterlaufen zu sein. Nr. 1: vordegeudinge? zegeuwardich? doch wohl: vordegedinge, jegenwardich. Nr. 8: ganutz (= ganz)? wohl ganntz. Ky. Mt. (königliche Majestät) doch wohl Kg.Mt. — Eine außergewöhnliche Gabe, die wir Freiherrn Pölnitz danken!

Ludwig Beutin

Friedrich Bruns, *Das Frachtherrenbuch der Lübecker Bergenfahrer*. Redigiert und herausgegeben von A. v. Brandt. Det Hanseatiske Museums Skrifter Nr. 17. Bergen 1953. 79 S., 4^o.

Diese Monographie des Altmeisters lübischer Handelsgeschichte² beruht auf einer Quelle, die zur Zeit der Forschung unzugänglich ist. Schon deshalb ist A. v. Brandts Gedanke, die Arbeit herauszugeben, zu begrüßen und dem Hanseatisk Museum in Bergen warm zu danken für den Entschluß, sie in seine Schriftenreihe aufzunehmen. Man muß ferner dem Herausgeber beipflichten, wenn er diesen alle wesentlichen Angaben der Quelle sammelnden Kommentar lieber gedruckt sieht als das Original. Wir sind wohl immer mehr zu der Ansicht gelangt, daß neuzeitliche Quellen der Wirtschaft sich schlecht zum Gesamtabruck eignen. In dem Buch verzeichneten die Frachtherren der Bergenfahrer die Schiffsbefrachtungen, Schiffer, Ladungen, Frachtgelder von 1581 bis 1613, jährlich im Durchschnitt 32 Schiffe. Es war die Zeit einer bedeutenden Spätblüte der Hansestädte, doch auch heftiger Gefahr: Christian IV. trat seine Regierung an. Über die Schifffahrt in einer der wesentlichen Lübecker Richtungen gibt das Buch genaue Auskunft und Bruns hat verstanden, die kargen Notizen zu durchleuchten und sie mit entsprechenden Nachrichten aus anderen Akten zu verweben. Manches wird über den Handel, Maße und Gewichte gesagt. Ein in alten festen Ordnungen laufender Betrieb wird in allen Einzelheiten klar. Mit aufrichtigem Dank nimmt man das Spätwerk Bruns' entgegen, der in unermüdlicher Kleinarbeit die Quelle auswertete. Naturgemäß sind mit seiner Arbeitsmethode, nämlich diese eine Quelle zu kommentieren, nicht eine gerundete Darstellung der Bergenfahrt zu geben (für die sein früheres Werk: *Die Bergenfahrer und ihre Chronistik*, heranzuziehen ist), gewisse Schwächen verbunden. Zuweilen tauchen die Probleme selbst auf, etwa das Gruppenmonopol der Hansen gegenüber den Norwegern; der zunftmäßige Zug des Ganzen,

¹ A. v. Brandt über das Zwanghafte der Lage Lübeck's in diesem Band S. 192.

² A. v. Brandts Nachruf auf ihn: *Hans. Gbl.* 69, 1950, S. 100 ff.

der sich z. B. in der Vorschrift zeigt, daß nur derjenige ein Schiff befrachten konnte, der in ihm einen Part besaß (14); am deutlichsten tritt der Rückgang hervor, den die Geltungskraft der Privilegien erlitt, ohne daß dies als Teil der gesamteuropäischen Entwicklung bezeichnet wäre, die vom mittelalterlichen Privileg zum Vertragsverhältnis führte. — Doch war ja Bruns' Vorhaben, die ihm vorliegende Quelle mitzuteilen, Material bereitzustellen, nicht aber es völlig auszuwerten. Aber es ist weit mehr als ein Akt der Pietät, die überaus sorgsame Arbeit herauszugeben. Eine wertvolle, vorerst verlorene Quelle ist in ihrem Erkenntnisgehalt gerettet! Das äußere Gewand der Schrift bietet sich, wie es dem Stil des Hanseatisk Museum entspricht, mustergültig dar.

Ludwig Beutin

Klaus Friedland, *Der Kampf der Stadt Lüneburg mit ihren Landesherren. Stadtfreiheit und Fürstenhoheit im 16. Jahrhundert. Quellen und Darstellungen zur Geschichte Niedersachsens* Bd. 53. Hildesheim 1953. IX und 162 S.

Hans Jürgen Querfurth, *Die Unterwerfung der Stadt Braunschweig im Jahre 1671. Das Ende der Braunschweiger Stadtfreiheit.* Werkstücke aus Museum, Archiv und Bibliothek der Stadt Braunschweig Bd. 16. Braunschweig 1953. 304 S., 7 Tafeln.

Seit in der ersten Hälfte des 15. Jahrhunderts König Siegmund den Versuch gemacht hatte, die Hansestädte, sei es im Ganzen, sei es in ihren wichtigsten Vertretern, den Reichs- und Freistädten gleichzustellen und so organisch dem Reiche einzugliedern, trat an alle diese Städte die Frage heran, ob es vorteilhafter für sie sei, sich dem Reich auch ihrerseits in die Arme zu werfen und sich vollends von ihren Landesherren zu lösen, oder aber ihre freie Stellung gegenüber ihren Landesherren unter Aufrechterhaltung ihrer bisherigen grundsätzlichen Bindung nur rein tatsächlich weiter auszubauen. Durchweg haben die führenden Männer in den Städten den zweiten Weg vorgezogen. Erst im Zeitalter der Konsolidierung der Fürstengewalt und des beginnenden Absolutismus regt sich in einzelnen Hansestädten, wie Bremen, Hamburg, Magdeburg, ein positiver Drang nach der Reichsfreiheit. Unter den ungünstigsten Bedingungen, in einer Epoche, die allem selbständigen Städtewesen nach dem gewiß sachverständigen Urteil des Freiherrn von Boyneburg von Grund aus abgeneigt war, haben Hamburg und Bremen schließlich den Status einer Reichsstadt erkämpft. Alle anderen Städte dagegen sind früher oder später dem unwiderstehlichen Andrang erlegen und als unselbständige Glieder in den souveränen Machtstaat hineingezwungen worden. Die beiden hier anzuzeigenden Schriften gehen für die beiden führenden Städte des welfischen Territoriums sachkundig dem Verlauf und den Gründen dieser Entwicklung nach, wobei die Arbeit von Friedland die Vorgänge des 16. Jahrhunderts und die theoretische Begründung des fürstlichen Verlangens, diejenige Querfurths die politische Vorbereitung und Durchführung der „Reduktion“ in den Vordergrund schiebt.

Liquidierungen einstmals sinnvoller Zustände besitzen immer etwas unerquickliches, selbst wenn hinter ihnen geschichtliche Notwendigkeiten stehen. Trotzdem ist ihre historische Durchleuchtung, wenn sie, wie in den angezeigten

Arbeiten, wissenschaftlich zuverlässig und unbefangen geschieht, erwünscht und verdienstvoll.

Das Erliegen Braunschweigs und Lüneburgs, Magdeburgs und Erfurts und anderer vordem blühender Gemeinwesen erscheint zwangsläufig. Rostock und Wismar behielten nur dank der Rückständigkeit der mecklenburgischen Verhältnisse auch fernerhin eine weitgehende Autonomie. Warum aber konnten dem gegenüber Hamburg und Bremen die volle Selbständigkeit erreichen? Die Frage läßt sich wohl am zutreffendsten dahin beantworten, daß es darauf ankam, ob die Städte in ihrem Unabhängigkeitskampf Hilfe von auswärts erfuhren. Braunschweig hatte 1615 noch einmal durch wirksame militärische Unterstützung der hansischen Schwesterstädte gerettet werden können; später war solche Bundeshilfe nicht mehr möglich. Von den nächstbelegenen deutschen Territorialherren interessierte sich in den entscheidenden Stunden niemand für die beiden welfischen Städte, die ringsum von den Territorien ihrer Landsherren umschlossene Enklaven waren. Bremen und Hamburg dagegen lagen an Schnittpunkten verschiedener Territorien, deren keines sie dem anderen gönnte, die also von einer wendigen städtischen Politik sehr wohl gegen einander ausgespielt werden konnten; auch hatten sie als Ausgangspforten des Reiches in ganz anderem Maße die Gunst des Kaisers und der Territorialherren des Oberlaufs ihrer Ströme, vor allem aber der Großmächte Westeuropas für sich, die alle an ihrer Unabhängigkeit interessiert waren: die klug ausgenützte Rivalität der Großen bildete die Bürgschaft ihrer Freiheit. Ein dänisches Hamburg, ein schwedisches Bremen hätten ihre alte Funktion im Wirtschaftsleben Europas nicht in alter Weise weiterführen können. Der Absatz des Lüneburger Salzes blieb der gleiche, ob der Herzog oder der Rat in der Stadt die erste Geige spielte; und Braunschweig konnte auch als Fürstenstadt, dank den 10 Jahre nach der Unterwerfung gegründeten Messen, einen neuen wirtschaftlichen Aufstieg erleben. Dem entsprechend war auch der Freiheitswille in den beiden Seestädten Gemeingut aller Bürger, während in Lüneburg und Braunschweig ein politisches Eigenleben dem Gros der Bevölkerung bereits mehr oder minder gleichgültig geworden war und nur die führende patrizische Schicht im Interesse ihrer Privilegien daran festhielt.

Heinrich Reincke

HANSISCHE UMSCHAU

(1952 und erste Hälfte 1953)

In Verbindung mit

Ahasver von Brandt, Paul Johansen, Erich von Lehe, Friedrich Prüser
und *Gotthold Rhode* bearbeitet von *Ludwig Beutin*

Unsere Berichterstattung umfaßt im wesentlichen den hansischen Bereich und hansische Belange. Wir bedauern, Arbeiten, die nicht diesem Gebiet gewidmet sind, im allgemeinen nicht anzeigen zu können. Beiträge von Rezensenten, die nicht in der jeweiligen Überschrift genannt sind, werden durch ein Sternchen zu Beginn und den Namen des Berichterstatters am Ende des Schriftsatzes gekennzeichnet. Es ergeht an alle Interessenten die Bitte, Besprechungsexemplare an die Redaktion zu senden.

AUTORENREGISTER

Ahldén 184, Ahlers 106, Ahnlund 144, Alanen 197, Ammann 105, 161, Angermann 172, Arcichovskij 200, Assmann 182, Aubin 174, Backeberg 221, Bauermann 172, Becker 105, Behrens 134, Berghaus 172, Bergmann 221, Betz 170, Beutin 225, Bilmanis 208, Biskup 214, Bjurling 193, Blockmans 188, Blomqvist 190, Bloss 173, Bobiński 214, 215, Börtzler 176, Bolin 168, Borchers 182, Borowik 210, Branding 176, v. Brandt 104, 105, 177, 178, 190, Bruchmann 173, 181, Bruhn 177, Bruhns 174, Brunner 197, Bruns 150, Campe 208, Carlsson 190, Carstenn 184, Chłopocka 215, Cieślak 212, Clapham 188, Clark 166, Clasen 179, Cordes 181, Czapliński 213, Dammeyer 164, de Groot 221, de Pater 185, de Poerck 136, de Roover 158, de Sagher 136, de Smedt 138, Dragan 210, Dreijer 170, Dreyer 134, Düren 222, Ebel 130, 206, Engel 121, Ennen 108, Ernst 174, Fahlbusch 163, Febvre 155, Fechner 201, Feenstra 185, Fink 105, Fischer 175, Franz 184, Friedland 151, Frölich 105, 173, Gaasch 178, Ganshof 106, Gejman 200, Glamann 187, Górski 211, Gräbke 178, Grieser 112, Gross 224, Gutenbrunner 167, Haase 122, 172, 173, Halpérin 160, Hartkopf 184, Hartung 155, Hasse 178, Hasselberg 131, Hatz 114, Hävernick 114, Heikes 174, Helbig 180, Hellmann 209, Hennings 105, 178, Hensel 216, Herms 176, Hieke 224, Hintrager 221, Hömberg 171, Hoffmann 179, Holand 170, v. Holst 182, 208, Hubatsch 166, 183, Hübner 166, 167, Jacobson 134, Jammer 114, Janik 213, Jankuhn 167, Jensch 207, Jesse 181, Johansen 105, 204, 205, Kaczmarczyk 216, Kaegbein 106, Karstedt 203, Kausche 177, Kellenbenz 105, 190, Kelter 158, Kerkkonen 195, Kernkamp 187, Keyser 106, 111, 177, 184, Kiparsky 190, Kiersnowski 216, Kirchner 203, Klante 220, Kleinau 172, Klinge 173, v. Klocke 171, 172, Klöpper 163, Kloss 220, König 174, Koit 205, Konetzke 219, Konopczyński 211, Koolmann 174, Koppe 104, 105, 106, Korhonen 197, Kowalenko 211, 212, 215, Krebs 220, Krieg 172, 223, Krogmann 164, Kroman 190, Kumlien 105, 140, Kuske 158, Kuujo 205, La Baume 214, Labuda 215, Lacour-Gayet 189, Lang 164, Laur 167, Lechner 106, v. Lehe 105, 113, 164, 222, Lenz 207, Lesiński 212, Lienau 164, Linga 225, Lithberg 171, Ljesnikow 198, Lönning 174, Loone 207, Ludat 133, 168, 188, Lübbling 174, Luukko 196, Manjkov 201, Marwick 189, Matuszewska 214, Meyer 208, Möhlmann 174, Möller 177, Möring 223, Mohlin 179, Mollat 134, 189, Münch 214, Nadolny 183,

Neugebauer 167, Niemann 172, Niesert 172, Niitemaa 147, 169, Nirrnheim 112, 177, Nissilä 196, Nowaczyński 213, Nowakowa 217, Pagel 182, Papke 182, Pelczar 214, Pelzer 221, Pittelkow 221, Piwarski 214, Plümer 174, Frh. v. Pölnitz 149, Postan 156, Posthumus 186, Prüser 105, 112, Puckalanka 213, Puttfarken 177, Querfurth 151, Quirin 180, Räder 207, Ramsay 189, v. Rauch 193, 201, 202, Redlich 222, Reinke 106, 165, 176, Rich 156, Richarz 175, Rister 209, Rhode 133, Rörig 155, 177, Rosien 162, Rothert 105, 171, Rüter 164, Ruffmann 202, Šaskoljskij 203, Scheel 170, Schindler 175, Schlesinger 125, Schmieder 220, Schnath 112, Schottelius 225, Schrader 175, Schramm 105, Schreiner 194, Schreinert 205, Schultheiss 220, Schulze 165, Schumacher 183, Schwartz 105, Schwarz 163, Segebrecht 224, Siemens 219, Ślaski 210, 211, Spengemann 225, Spier 181, Spiess 112, 175, Splet 209, Stahl 184, Stegmann von Pritzwald 208, Steinberg 105, Stengel 105, Stephan 176, Stolberg 181, Stoob 178, Straubergs 204, Svalenius 193, Szymańska 217, Szymanski 165, Talve 164, Tappen 181, Tarakanova 204, Termer 220, Thielemann 181, Thielen 183, Thieme 106, Thrupp 188, Tichomirov 198, Timme 105, 112, 166, 175, Treue 187, 222, Trümpelmann 221, Tschentscher 177, Tymieniecki 210, 212, 213, Unger 186, Unverzagt 105, Uustalu 207, van Houtte 184, van Kampen 165, van Kempen 112, van Werveke 184, Vernadsky 200, Vollmer 119, Waschinski 114, 116, 190, Wehner 220, Weigel 172, Weise 133, Welding 209, Weymann 216, Widenmann 165, Wiemann 174, Willan 202, Wirtgen 175, Wittram 208, Woehlens 112, Wohltmann 166, Wojciechowski 216, Wood 221, Yrwing 192, Zoder 106, Zorn 182, Zutis 207.

1. ALLGEMEINES UND HANSISCHE GESAMTGESCHICHTE

(Bearbeitet von *Ludwig Beutin*)

Prof. Dr. iur. Hans Planitz ist in seinem 72. Lebensjahre am 16. Januar 1954 verstorben. Er hat, bevor er 1938 nach Wien ging, fast ein Vierteljahrhundert in Köln gelehrt. Hier, im hansisch-nordeuropäischen Raume, sind seine bahnbrechenden Studien zur Frühgeschichte und Rechtsentwicklung des Städtewesens entstanden. Die Rechts- und Verfassungsgeschichte hat seine Thesen weithin aufgenommen. Auch der vorliegende Band der Hansischen Geschichtsblätter nennt seinen Namen an mancher Stelle. Der Verstorbene gehörte dem Vorstand des Hansischen Geschichtsvereins von 1938 bis 1945 an, konnte aber wegen seiner Berufung nach Wien und in den Kriegsverhältnissen an der Arbeit nicht teilnehmen.

Wir begrüßen zu Beginn den 1. Jahrgang der wiedererstandenen *Jahresberichte für deutsche Geschichte* (Neue Folge, 1. Jgg. 1949, Berlin 1952, Akademie-Verlag). Nach A. Brackmanns Tode werden sie von F. Hartung herausgegeben. Der Band zeigt sich äußerlich sehr bescheiden, auf schlechtem Papier, mit mäßigem Einband. Die Forschungsberichte mußten fortbleiben. Die 964 Nummern des Inhalts zu durchleuchten wäre verlockend. Wir müssen uns auf den Hinweis auf die Seiten 48—49 beschränken, die die Hanseliteratur verzeichnen. Der deutsche Osten fehlt ganz! 1949 begann sich die Arbeit erst wieder neu zu regen, zumindest in gedruckter Form, daher ist die Streuung noch sehr weit, Zahl und Umfang der Veröffentlichungen gering. Wir haben für die Mühe, die in diesem hoffnungsvollen Wiederbeginn steckt, dem Herausgeber bestens zu danken.

Das Handwörterbuch der Sozialwissenschaften, das die 5. Auflage des seit langem vergriffenen Hdwb. der Staatswissenschaften darstellt, hat zu erscheinen begonnen unter der Redaktion von H. Jecht und R. Schaeder. Da es nicht nach der Reihenfolge der Buchstaben, sondern an mehreren Punkten zugleich ansetzend erscheint, enthält schon die 1. Lieferung F. Rörigs Artikel „*Hanse*“, der auf 4 Seiten die Ergebnisse seiner Studien ausgezeichnet zusammenfaßt. Der Hauptakzent liegt auf der Frühzeit und räumlich der Ostseeregion.

Eine neue Zeitschrift: *The Scandinavian Economic History Review*, erscheint seit 1953 in jährlich zwei Heften. Sie soll Arbeiten skandinavischer Forscher und solche über Skandinavien auch von Nichtskandinaviern bringen. Sie wird in englischer Sprache herausgebracht, um ihren Leserkreis möglichst weit zu halten. Als Herausgeber zeichnen E. F. Söderlund (Stockholm), A. Attman (Göteborg), A. Friis (Kopenhagen), E. Jutikkala (Helsinki), J. Schreiner (Oslo). Das 1. Heft, über dessen Aufsätze wir am entsprechenden Orte berichten, enthält eine Biographie des verstorbenen Eli Heckscher, mit ausgezeichnetem Bilde. Wir wünschen dem bedeutsamen Unternehmen Glück, uns eine gute Zusammenarbeit mit ihm.

L. Febvre, Professor am Collège de France, gibt eine Sammlung seiner Aufsätze heraus: *Combat pour l'Histoire* (Paris, Colin, 1953, 458 S.). Sie umfassen eine ganze Welt von Gedanken und Themen: von der geschichtlichen Synthese, Geschichtsphilosophie, Geschichte der Naturwissenschaften und vielem anderen ist die Rede, in Febvres lebendigem springendem Stil. Leser dieser

Blätter werden sich zuerst den Werk- und Lebensskizzen Pirennes (S. 357—369) und Espinas' (408—410) zuwenden. In dem methodisch wichtigen Aufsatz *Vivre l'Histoire* sagt F., der Herausgeber einer maßgeblichen Zeitschrift für Sozialgeschichte: „Il n'y a pas à proprement parler, d'histoire économique et sociale“. Sehr einfach im Grunde, die Geschichte ist ihrem Wesen nach soziale Geschichte. Sie ist eine Wissenschaft vom Menschen und zwar vom ganzen Menschen.

Es wäre eine aufschlußreiche Arbeit, hin und wieder zu überprüfen, in welcher Art die Einzelarbeit in die allgemeinen Darstellungen eingeht, wie sich deren Typus wandelt. Es liegen jetzt drei deutsche Wirtschaftsgeschichten vor (von Lütge, Bechtel, Brinkmann) und sie müßten einmal daraufhin untersucht werden, wie die Stadt- und Handelsgeschichte in Sonderheit des hansischen Raumes in ihnen zu Worte kommt. Nur kurz sei gesagt, daß Lütges Buch hier am meisten befriedigt. Für diesmal wenden wir uns mit dieser Frage einem neuen Standardwerk zu: *The Cambridge Economic History of Europe, II: Trade and Industry in the Middle Ages* (Hrsg. M. M. Postan, E. E. Rich, Cambridge 1952, Univ. Press, XVI u. 604 S.), und darin wieder dem großen Beitrag von Postan: *The Trade of Medieval Europe: the North* (S. 119—256). Zunächst die Handelsgüter und ihre Herkunft, die Mengen, Zölle und Wege besprechend, setzt er mit der Frage ein, wann der nordeuropäische Handel „began“. Nun, er begann überhaupt nicht zu einer bestimmten Zeit, er kommt von verdämmernden prähistorischen Zeiten her, nur gab es Wellenberge und -täler in seinem Gange. Auch im Karolingischen Zeitalter gab es, bei allerdings gesunkenem Umfange, Expansion in neue Räume. Zwar wurden die Verbindungen nach dem Orient durch den Islam gestört — nicht unterbunden —, aber immer ist für den Handel der europäische Raum selbst viel wichtiger gewesen als diese viel zu sehr betonten Außenpositionen. Die Kreuzzüge haben in Wahrheit für Nordeuropa wirtschaftlich nur wenig bedeutet. Grundlegend wichtig wurde für die Jahrhunderte nach dem Frankenreiche die Expansion nach Osten. „Trade grew because Europe expanded“ (167). Es gab zunächst einen „Handel ohne Kaufleute“, ohne Städte. Doch unter den Bedingungen der wachsenden Feudalgesellschaft mußte er von Gruppen übernommen werden, die aus ihrem Kreise heraustraten, von frühen Kapitalisten nach Pirennes Ausdruck, besser: von Fernkaufleuten („merchants trading abroad on a larger scale“). Friesen und Normannen sind die Hauptbeispiele — übrigens war Haithabu keine westslawische Stadt (so 179). Norden und Süden Europas blieben mehr oder weniger deutlich getrennt, doch entstanden, seitdem die Skandinavier durch die Deutschen zurückgedrängt wurden, Regionen der Begegnung, vor allem die Messen der Champagne im 12. und 13. Jahrhundert. Aber das 13. wurde dann das Jahrhundert der Deutschen. Das Rheinland ihr wichtigster Ausstrahlungskern, Köln sein eigentliches Herz. Es verband Flandern mit dem Süden, die Maas mit Goslar. Sachsen, lange eine Barriere zwischen dem Rheinland und dem Osten, wurde zum Durchgangslande, seine Bewohner zogen mit der politischen Macht und dem Handel nach Osten. Der wichtigste Zug der Epoche war diese räumliche Weitung. Lübeck, Tochterstadt der westfälischen Städte, wurde Mutter vieler ostwärts gelegener Neugründungen. Um 1300 war das System fertig. Es bedeutete, daß der Gesamtbau der europäischen Wirtschaft sich vollständig änderte. Die Herrschaft über die Rohstoffe und die Nahrungsmittel des

Ostens sicherte zugleich die Stellung in Skandinavien, Niederland, England. Die endliche Gründung der Städtehanse war nicht die Krönung, sondern bezeichnete vielmehr auch das Ende der Expansion und nicht nur dieser, sondern jeder Expansion überhaupt. — Nun kommt P. zu dem „Zeitalter der Kontraktion“ (vgl. hierzu auch die Bücher von G a n s h o f und M o l l a t, oben S. 106, 134). Dies ist jetzt geradezu das Thema der spätmittelalterlichen Wirtschaftsgeschichte (hierzu s. auch L ü t g e s Darstellung). Die Krise ist zwar leichter zu bezeichnen als zu messen, es fehlt an Quellen. P.'s wichtige Tabelle über die englische Aus- und Einfuhr 1400 bis 1482 (193) zeigt starken Rückgang des Wollexports seit 1429, bei Tuchen gar keinen als Grundzug erkennbaren, der Weinimport sinkt seit 1420, der von anderen Gütern erst seit 1450 — es ist offenbar, daß alles wieder einzeln interpretiert werden muß und daß es schwer hält, einen Trend herauszuarbeiten. P. sammelt denn auch weitere Beweise für die zurückgehende, zumindest verharrende Produktion, vor allem die agrarische. Er weist auf die Kriege in Westeuropa hin. Im ganzen ist die Masse der Argumente überzeugend. Aber die bekannten Ziffern aus dem östlichen Hansegebiet zeigen auch im späten 14. und im 15. Jahrhundert die „einzigsten Beispiele ungehemmten Ertrages“ (196)! Jedoch die Nachfrage ging zurück, die Getreidepreise fielen so sehr, daß die 1370er Jahre berühmt wurden als goldene Zeiten für den Verbraucher. Fischerei und Bergbau, ganz verschiedene Gewerbe, glichen sich darin, daß ihre Erträge stark zurückgingen, beim Bergbau offenbar aus technischen Gründen. Dabei gab es immer wieder kurzfristige Fluktuationen auch nach oben. Gewerbe und Landwirtschaft entwickelten sich im verschiedenen Sinne (die „Preisschere“!), und selbst die agrarischen Preise verhielten sich nicht einheitlich. Nach allem, was wir wissen, war nicht die Silberproduktion die Ursache für den agrarischen Preisfall, vielmehr müssen wir den Rückgang der Bevölkerung als Ursache ansehen. P. beruft sich hier auf Abels und Schreiners Forschungen, er zitiert H. P o h l e n d t (*Die Verbreitung der mittelalterlichen Wüstungen in Deutschland*, Göttingen 1950). Dadurch und durch das Ende der Ostbewegung überkam allgemeiner Stillstand auch die Städte. Die früheren Jahrhunderte sind „erfüllt mit den Berichten über große Familien, die große Dinge unternahmen“ (218). Nun aber, mit wenigen Ausnahmen, lag der Handel bei Leuten von mittleren Qualitäten, und solche suchen nach Sicherheit. Zusammenschluß, Kooperation, all die Bergenfahrer, Englandfahrer, Flandernfahrer, ebenso die Stapler von Calais, die Merchants Adventurers, die Zünfte, die Stapelrechte — lauter Vorsichts- und Sicherheitmaßregeln einer großen Menge kleiner Leute! Aus dem allgemeinen Rückgang erwuchs die Notwendigkeit, auch die Städte zusammenzuschließen. Die Gelegenheit ergab sich im Kriege gegen Dänemark. Die äußere Position verengte sich, daher mußten sie auch den lokalen Markt durch straffere Stapel- und Monopoltaktik sichern. Selbst die vielen inneren Wirren, die sich nun überall erhoben, sind ein Anzeichen der Kontraktion. Die „liberale“ Epoche war vorbei. — Weiterhin spricht P. dann vor allem über das Verhältnis zwischen England und der Hanse. Doch wir halten hier inne. P. stellt seine Ansichten mit intimster Kenntnis der neusten Literatur auf, sie finden sich vorgebildet etwa in R ö r i g s Aufsatz *Mittelalterliche Weltwirtschaft*. P. trägt sie in origineller Weise vor. Und doch ist es fraglich, ob sie der Kritik ganz standhalten werden. Es gibt Beispiele für Zeiten, in denen die Expansion aufhörte und die Wirtschaft dennoch

nicht in Stagnation verfiel, weil nämlich der innere Ausbau mit größerer Kraft als vorher einsetzte, wie etwa in den Vereinigten Staaten. Gewiß ändern sich mit den wirtschaftlichen Daten dann die Methoden. — Wir sind P. dankbar dafür, daß er die in eigenster Art verarbeiteten Ergebnisse der nordeuropäischen Forschung glänzend dargestellt hat. Mit seinem Beitrag, mit den an anderer Stelle besprochenen Arbeiten hat die Wirtschaftsgeschichte des späteren Mittelalters eine ganz neue, der veralteten Daenellschen Ansicht von der Blütezeit der Hanse entgegengesetzte Richtung eingeschlagen, die die Wissenschaft noch lange beschäftigen wird.

Die „große Depression“ ist weiterhin das Thema fruchtbarer Diskussion. E. K e l t e r, *Das deutsche Wirtschaftsleben des 14. und 15. Jahrhunderts im Schatten der Pestepidemien* (Jahrbücher für Nat.ök. u. Statistik, Bd. 165, 1953, 161—208) setzt sich, wesentlich auf Grund süddeutschen Materials, doch auch den Norden einbeziehend mit F. Lütge auseinander. Er untersucht den Preisverfall der landwirtschaftlichen Produkte und kommt zu dem Ergebnis, daß der Verlauf durch wiederholte Seuchenwellen sehr kompliziert wurde. Hoch- und Tiefstand wechselten (aber das taten sie ja auch in anderen Zeiten!). Sehr treffend sind seine Bemerkungen über den Zusammenhang zwischen Seuchen, politischen Unruhen und Maßnahmen der Städte. Diese trafen eine Fülle von praktischen Vorkehrungen, um der sozialen Nöte Herr zu werden. In der Abwehr gegen die ländlichen Zuwanderer bildeten sich die Zünfte erst eigentlich aus. Mit Recht sagt K., daß Okkupationen erbenlosen Gutes als Ausnahmefälle zu betrachten seien. Doch auch er weist keinen Fall wirklich nach. Wir müssen hier weiterhin zweifeln. Die Städte wurden durch den aufreißenden Gegensatz zum Lande („Preisschere“) nicht einfach reicher, vielmehr prägten sich Reichtum und Armut schärfer aus. Wir schließen uns der Folgerung dieses wichtigen Aufsatzes an: „Vieles bleibt also noch zu tun.“

B. K u s k e schöpft in einer großen Zahl von Aufsätzen ein in Jahrzehnten gesammeltes Material aus. Neben seinen Arbeiten *Die Begriffe Angst und Abenteuer in der deutschen Wirtschaft des Mittelalters* (Zs. für handelswissenschaftliche Forschung 1949, 547 ff.) und *Weinkauf und Gottespfennig als Wirtschaftsbräuche* (ebd. 1952, 248 ff.) nennen wir: *Zur Entwicklung der älteren Anteilswirtschaft in Westdeutschland* (ebd. 1953, 255—271). Außer landwirtschaftlichen und bergbaulichen Genossenschaften betrachtet er die kaufmännische Gesellschaft, hier vor allem die sehr mannigfachen Sprachbezeichnungen. Er zeigt, daß ihre Urformen vielfach aus der landwirtschaftlichen Genossenschaft hervorgegangen sind. Sehr wichtig ist der reichhaltige Quellennachweis.

R. d e R o o v e r, *L'Evolution de la Lettre de Change, XIVe—XVIIIe siècles* (Affaires et Gens d'Affaires 4, Paris 1953, Colin, 238 S., 4 Tafeln). Der bekannte, ebenso scharfsinnige wie fruchtbare Sachverständige fügt seinen Büchern über Gresham, die Medici, Brügge jetzt einen Überblick über die Geschichte des Wechsels an, in dem er eine Reihe von Vorstudien systematisch zusammenfaßt (wir nennen: *Monopoly Theory prior to Adam Smith, a Revision*; in: *The Quarterly Journal of Economics* 44, 1951, 492—524; *Le rôle des Italiens dans la formation de la banque moderne*; in: *Revue de la Banque*, 1952, 1—24; *Précisions sur l'histoire de la lettre et du contrat de change*; in: *La Vie Economique et Sociale*, Anvers 1952, 1—25). Dabei geht er so vor, daß er jeweils an Beispielen die Hauptstationen behandelt und weite Partien, in denen

Neuerungen nicht auftreten, ausläßt. Er kann sich im allgemeinen überall auf eigene Forschungen stützen, und dies trägt zu dem außerordentlichen Wert des Buches wesentlich bei. De R. klärt zunächst in Auseinandersetzung mit den deutschen Rechtshistorikern das Wesen des Wechsels. Wie er schon anderen-ortes ausgeführt hat, war er keineswegs nur eine Zahlungsanweisung von einem Ort zum andern, also ein Zahlungsmittel. Er ist vielmehr auch und besonders das Mittel gewesen, mit dem die Bankiers den Kaufleuten kurzfristige Kredite gaben. Jeder Wechsel enthält gleichzeitig eine Wechsel- (d. h. Geldwechsel-) und eine Kreditoperation. Seine Grundlage ist der Wechselvertrag, der sich zwischen 1270 und 1350 herausbildet und zunächst noch notariell niedergelegt wird. Daher die reichsten Quellen für diese frühen Zeiten die Notariatsarchive Südeuropas sind. In der zweiten Periode, 1350—1600, ist diese Form nicht mehr üblich, statt ihrer tritt der einfache Wechselbrief auf, der als Beweisdokument für den zugrundeliegenden Wechselvertrag dient. Um 1600 wird das Indossament erfunden, das im Mittelalter nicht vorhanden sein konnte, denn die kirchliche Lehre untersagte den Verkauf von Wechseln als Gewinnquelle. Logischerweise ist es in den protestantischen Ländern entstanden. Dadurch wurde der Wechselbrief von dem Wechselkontrakt gelöst, er wurde verkäuflich und diskontierbar. Doch die alten Vorbehalte sind weithin noch kräftig geblieben, erst im 19. Jahrhundert hat sich die neue Form durchgesetzt.

Diesen Weg nun verfolgt de R. Er setzt in Genua ein, wo sich aus dem Geldwechsel, nicht aus dem Kreditgeben die ersten Bankgeschäfte bildeten. Reiche, neuerdings gedruckte Quellen erlauben, die ersten Schritte deutlich zu sehen. Wesentlich blieb weit über das Mittelalter hinaus, daß die Kirche stets ein scharfes Augenmerk auf das Zinsverbot hielt. Der Wechsel blieb, solange er nicht gehandelt und diskontiert werden konnte, völlig in dem gebotenen Rahmen. Ebenso wurde der Wechselkurs angesehen: Kauf und Verkauf von Wechseln durften nur zum Marktpreis vor sich gehen, Zusammenschlüsse von Bankiers oder Wechslern zu dem Zweck, die Kurse zu manipulieren, wurden als monopolistisch verworfen. Aber es gab schon im Mittelalter an den Hauptplätzen Geldfülle und -knappheit, die sehr genau beobachtet und genutzt wurden. De R.'s Buch über Brügge brachte schon genaue Nachweise. Aus der Nutzung dieser Verhältnisse ergab sich die Möglichkeit von Gewinnen, die hervorgingen aus 1.) der im Wechselkontrakt festgelegten Tauschaktion einer gegen die andere Valuta am Ausgangsort, 2.) aus der Zahlung am Zielort. Praktisch handelte es sich um Zinsen. Das Zinsverbot der Kirche wurde so ständig und systematisch umgangen. Diese sehr zusammengezogen wiedergegebenen Thesen erweist de R. mit einer Fülle von Material, teils aus der Praxis teils aus Schriften wie der *Pratica della Mercatura* und denen der „docteurs“, wie de R. die Kanonisten des späten Mittelalters und der Neuzeit nennt. Im wesentlichen gewinnt er seine Unterlagen aus Italien und Westeuropa, die die ausgesprochene Domäne der Hochfinanz waren. Erst im 16. Jahrhundert bemächtigte sie sich auch Deutschlands. Hier (S. 97/98) geht de R. auf die Kritik ein, die sein Brügge-Buch seitens W. Koppes gefunden hat (vgl. HGbl 70, 1951, 116—121 — leider ohne diese eingehende Kritik zu zitieren). Er stellt das italienische und das hansische System schärfer gegeneinander. Die Hansen kannten zwar im Spätmittelalter wechselähnliche Papiere. Sie waren oft als Zahlungsverprechen ausgestellt, indem ein Kaufmann seine Schuld anerkannte

und sie am anderen Ort zu zahlen versprach. Auch hier liegt ein Wechselvertrag zugrunde, dies war bis 1600 eine regelmäßig und massenhaft geübte Form. Es handelt sich dabei jedoch nicht um Tratten im italienischen Sinne. Weder Lübeck noch Frankfurt waren eigentliche Bankplätze, sondern solche des Warenhandels. Mit diesen Unterscheidungen befindet sich de R. wesentlich im Recht. Die wirtschaftliche Struktur der Hansestädte war auf Warentausch gerichtet, nicht auf Finanzgeschäfte als solche. Ihre Geldtransaktionen bezogen sich auf Kauf und Verkauf von Waren und dienten dem Ausgleich daraus entstehender Zahlungsverpflichtungen. Dies wird man erkennen. Daraus ohne weiteres Fortschrittlichkeit oder Rückständigkeit samt den diesen Worten innewohnenden Wertungen abzuleiten führt in die Irre. Denn sie beziehen sich immer auf ein technisches Mittel der Wirtschaft. Es ist bedenklich, so von einer Tatsache her zu urteilen, statt den Gesamtzusammenhang zu sehen. Übrigens bezieht sich de R., soweit wir sehen, gar nicht auf Köln, den führenden Handelsplatz Westdeutschlands, wie wir unter der Literatur auch vermissen B. Kuske, Die Entstehung der Kreditwirtschaft und des Kapitalmarktes, in: Kreditwirtschaft I, 1927, 1—79. Auch scheint er sich nicht mit F. Rörigs Veröffentlichung „Domizilierter Eigenwechsel des Lübeckers Mornewech“ (um 1280), in: Monumenta Palaeographica III, Lief. 20, auseinandergesetzt zu haben. — In einem interessanten und wichtigen Anhang stellt de R. die Werke der späten Scholastiker nach 1500 über den Wechsel zusammen. Das ist, wie seine reichhaltige Bibliographie, löblich, obwohl zu befürchten ist, daß die Arbeit nicht lohnt. Denn diese zahllosen Folianten der Spätscholastik hängen ja doch sehr eng miteinander zusammen und traktieren die Fragen im ganzen stets in der gleichen traditionellen Art. Wird man sie mehr als bisher heranziehen? Leider hat de R. übersehen, daß es eine vorzügliche Hinleitung zu der deutschen, von ihm nicht benutzten zeitgenössischen Literatur gibt: Marg. Humpert, Bibliographie der Kameralwissenschaften, Köln 1937 (mit über 14 000 Titeln). — Wir müssen darauf verzichten, auf den Teil des Werkes einzugehen, der die allmähliche Einführung des Indossaments behandelt. — Wenn freilich de R. hier sagt, daß das 16. Jahrhundert (das Zeitalter der Fugger) in mittelalterlichen Formen verharret habe, daß es wohl einen Unterschied im Umfang der Transaktionen, nicht im Wesen gab, so hat er zwar in seiner Weise recht. Aber hier ist wiederum zu bedenken, daß man, wenn man ein Zeitalter charakterisieren will, nicht allein von den Formen des Wechselverkehrs ausgehen kann. Gerade durch die viel umfänglicheren Transaktionen, durch die Durchdringung neuer Räume — dies auch in der Tiefe des Wirtschaftsaufbaus — schlug Quantität in Qualität um. Aber der ausgezeichnete Fachmann de R. weiß das so gut wie wir. Die Vertiefung in sein Thema führte ihn dazu, andere Aspekte in den Hintergrund zu stellen.

J. Halpérin (Zürich), *La notion de sécurité dans l'histoire économique et sociale* (Rev. Hist. Éc. et Soc., 30, 1952, 7—25) skizziert eine der für das Wirtschaftsleben wichtigsten Grundtendenzen, das Streben nach Sicherheit. Nach einem Blick auf das Mittelalter, das er ganz von ihr beherrscht sieht, und guten Bemerkungen über die dynamische, aber auch auflösende Wirkung des städtischen Kapitals zieht er besonders den Merkantilismus und die Versicherung als Beispiele heran. Er hat recht: als solche ist die Idee der Sicherheit als eine Leitlinie der Wirtschaft kaum behandelt worden. Aber man wird dieser Feststellung

wie auch der, daß die Literatur fast ganz über sie schweige, entgegenhalten müssen, daß im Grunde der größte Teil aller Schriften über das Mittelalter, mögen sie Zünfte, Hanse, Privilegienwesen, Marktordnung, Stapelrecht, Preispolitik, Ethik betreffen, um den Gedanken der Sicherheit kreist. Der Gedanke der „bürgerlichen Nahrung“ hat keinen anderen Inhalt. Und nicht erst mit der Seeversicherung ist der Gedanke der Sicherung von Seetransporten verwirklicht worden. Seine Bibliographie auch über die Versicherungen könnte ganz wesentlich erweitert werden. Gewiß ist H.s Ansatz gut — aber keineswegs so neu wie er sagt.

H. A m m a n n schildert mit seiner eindringlichen Sachkenntnis *Die Stadt Baden in der mittelalterlichen Wirtschaft* (Aarau 1952, Sauerländer; auch in „Argovia“ 63, 1951). Das durch seine Bäder weitberühmte, auch gewerbefleißige Städtchen könnte für den hansischen Raum von geringfügiger Bedeutung sein — immerhin gibt es viele Belege für den Heringshandel. Aber A. entnahm den Quellen viele Nachweise über die Herkunft der Handwerksgesellen im 15. und 16. Jahrhundert, die deren erstaunlich weite Wanderungen zeigen. Sie kamen z. T. aus Schlesien, Polen, Ungarn nach Baden. Ein sehr wichtiger Hinweis auf die Dynamik dieser Bevölkerungsschicht, die die Stadtväter nicht selten beunruhigte. Nicht weniger aufschlußreich ist der Nachweis über die Heimat der zugezogenen Bürger und Einwohner (1400—1550), wie A. ihn ähnlich in seiner Arbeit *Die Bevölkerung Basels* (1950) führte. Gegen 173 aus der Schweiz stammende stehen 175 vom Oberrhein, aus Schwaben, Franken und Bayern, 13 aus östlichen Ländern wie Schlesien, Sachsen, 2 aus Preußen, 4 aus dem Norden (bis Stockholm), 11 vom Mittel- und 4 vom Niederrhein, 3 aus den Niederlanden. Auch dies ein Beweis für die Beweglichkeit der städtischen Bevölkerung und ein Gegenargument gegen die so häufig anzutreffende Lehre von der Statik des Mittelalters. Ob freilich diese Verhältnisse durch die besondere Stellung Badens als international bekannte Bäderstadt verursacht wurden, bedürfte noch der Erwägung.

* D e r s e l b e gibt eine neue Zusammenfassung früherer Arbeiten in seinem Aufsatz *Die deutschen und schweizerischen Messen des Mittelalters* (Recueils de la Société Jean Bodin, Tome V, La Foire, Brüssel 1953, 27 S.). Neun Karten, die leider allzu klein wiedergegeben worden sind, zeigen uns die Einzugsgebiete der Messen in der Champagne, Genf, Frankfurt, Friedberg, Nördlingen und Zurzach. Es sind für die europäische Wirtschaftsgeschichte grundlegende Erkenntnisse, die hier gewonnen werden. Sie müßten auch für die Deutsche Hanse volle Auswertung finden.

D e r s e l b e, *Die Anfänge der Leinenindustrie des Bodenseegebiets* (Alemanisches Jahrbuch 1953, 251—313) gibt einen erstaunlichen Einblick in die Weiträumigkeit des Absatzmarkts für Leinwand aus der Umgegend des Bodensees, denn schon im 13. Jahrh. wird sie in Täbris gehandelt, auf der Krim, in Akkon, Alexandrien und in fast ganz Westeuropa. Deutschland gehört allerdings nicht zu den damaligen Abnehmern, sondern kam vielleicht erst mit den Frankfurter Messen hinzu. Im 14. Jahrh. erreichte der Leinwandhandel im Osten Wien, Posen und Krakau. Sehr anziehend sind auch die Untersuchungen des Verf. über die Wechselwirkungen von Leinwandindustrie und Städtewesen in der Gegend des Bodensees, mit neuartigen Tabellen über das Auftreten der Marktorte, der Münze, der Stadt und des Fernhandels im Raum von Augsburg

bis Schaffhausen. Regesten über deutsches Leinen und Kaufleute aus den Notariatsakten zu Genua 1201—1299 beschließen diese sehr wertvolle Studie. P. J.

Wir möchten hier auf kulturhistorische Forschungen hinweisen, die auch für den hansischen Raum bedeutende Ergebnisse gebracht haben. M. Zender (Bonn) untersucht die *Räume und Schichten mittelalterlicher Heiligenverehrung in ihrer Bedeutung für die Volkskunde* (Vervielfältigte Niederschrift über die „Verhandlungen der Arbeitsgemeinschaft für westdeutsche Landes- und Volksforschung“, Bonn). Er stellt auf Grund aller bekannten Quellen die Verbreitung einiger Heiligenkulte dar, von denen für das hansische Gebiet besonders wichtig ist die hl. Gertrud von Nivelles. Ihre Verehrung drang mit dem Vorstoß der Franken bis an die Elbe vor. Wie viele fränkische Heilige trat sie dann zurück, bis sich eine neue Anteilnahme regte. Sie war auf Grund ihrer Vita zur Schutzpatronin der Reisenden geworden, so in Regensburg, Bamberg, Essen, besonders aber im niederländisch-hansischen Seeraume bis nach Riga und Reval. Eine volkstümlich-abergläubische Übertragung machte sie zur Behüterin der Seelen auf ihrer Reise in das Jenseits, so wählte man sie, als nach der Pestzeit überall Hospitäler errichtet wurden, oft zu deren Patronin. Die kartenmäßige Darstellung (leider sind die Karten in ihrer vorläufigen Form viel zu klein und primitiv gedruckt) erschließt interessante Zusammenhänge der Kulturräume und -ströme.

Historische Geographie

Die Hansische Umschau hat ihr Augenmerk seit langem auch auf die Räume gerichtet, in denen sich die hansische Geschichte vollzog. Ihr Begründer, Rudolf Häpke, und besonders ihr langjähriger Herausgeber, Walther Vogel, waren geographisch interessiert. Umso mehr muß die historische Geographie unseren Anteil beanspruchen, als mit der Städteforschung sich eine höchst fruchtbare Zusammenarbeit von Geschichte und Topographie angebahnt hat. An anderer Stelle wird darauf besonders verwiesen (s. S. 105).

W. Rosien, *Die Ebstorfer Weltkarte* (Veröffentlichungen des Niedersächsischen Amtes für Landesplanung und Statistik, Reihe A II, 19, Hannover 1952, 2 farbige, 24 einfarbige Tafeln, 8 Abb.). Das „einzigartige kartographische Denkmal“, das dem Kriege zum Opfer fiel und nur noch in einer guten Nachbildung vorliegt, wird in R.s schönem Buch behandelt. Die größte und reichhaltigste aller mittelalterlichen Weltkarten von 3,58 m Höhe und 3,56 m Breite wird zunächst als Kunst- und Kulturdenkmal gewürdigt, dann berichtet R. von ihrer Entstehung, Wiederauffindung und Zerstörung. In sorgfältiger Kleinarbeit forscht er der Umwelt nach, der sie entstammt, nämlich der englischen Erdbeschreibung und -darstellung. Gervasius von Tilbury (um 1160—1234?), Verfasser einer Weltbeschreibung, Berater des welfischen Kaisers Otto IV., entwarf die Karte zwischen 1230 und 1250 in Niedersachsen, vielleicht im Michaeliskloster zu Lüneburg. Sie verzeichnet das verhältnismäßig kleine Kloster Ebstorf, hier ist sie benutzt worden. Ein niedersächsischer Künstler schuf sie. So viel ist mit möglicher Sicherheit festgestellt worden. Viele Einzelfragen müssen offen bleiben. Der reiche, religions- wie geistesgeschichtliche, auch politische Inhalt wird in den Bildproben ebenso ausgebreitet wie die Stellung des Werkes in der Geographie. Die Ebstorfer Karte stellt sich bei genauer Betrachtung nicht als ferner, verderbter Nachklang der römischen Weltkarte, sondern als — freilich von mittelalterlichem Rankenwerk dicht umflochtener — Ansatz

zu wirklich geographischem Weltverständnis dar. Ein prachtvolles Buch, für das dem Verfasser wärmster Dank gebührt!

* Eine noch von Karl Brandi angeregte Untersuchung von O. Fahlbusch (Studien und Vorarbeiten zum Historischen Atlas Niedersachsens, Heft 21, Göttingen 1952) befaßt sich mit der *Topographie der Stadt Göttingen*. Ihr Schwerpunkt liegt in der Darstellung ihrer Befestigung mit Außenwerken im Mittelalter und ihrer Entfestigung im 18. und beginnenden 19. Jahrhundert. Der letzte Teil gilt dem in Grone in fränkischer Zeit begründeten Königshof, der später in einen Wirtschaftshof umgewandelt wurde, und der nahen Pfalz Grona einem dem sächsischen Herzogsgeschlecht der Ludolfinger gehörenden und von den Sachsenkaisern oft besuchten Platz. Das durch Namen- und Sachregister erschlossene Buch ist durch übersichtliche Karten ergänzt, unter denen besonders die der mittelalterlichen Stadt Göttingen zu beachten ist. E. v. L.

Gabriele Schwarz, *Regionale Stadttypen im niedersächsischen Raum zwischen Weser und Elbe* (Forschg. z. deutschen Landeskunde 66, Remagen 1952. Amt für Landeskunde, 116 S., 3 Karten, 8 Abb.), vereinigt stadtgeographische Methoden mit durch Archivmaterial bereicherter Bautenkunde, um besonders die Unterschiede zwischen dem städtreichen Berglande und dem ärmeren Flachlande herauszuarbeiten. Verkehrs- und Wirtschaftslage, Material und die freilich nur in ungenau bestimmbar Grad wirksame stammesmäßige Vorliebe prägen die Formen. Grundriß und Baugestaltung, Dach- und Fassadenkonstruktion, Backstein-, Haustein- und Fachwerkbau, Kirche und Rathaus werden mit schöner und anregender Teilnahme besprochen. So entstand eine für den Freund der wundervollen niedersächsischen Städte wichtige Arbeit. Sie führt nicht in die trüben Ereignisse unserer Jahre, sondern bricht die Bestandaufnahme vor dem Krieg ab. — Eines muß ernstlich bemängelt werden: man sollte nicht von einem „niedersächsischen Küstenbereich“ an der Nordsee sprechen, ohne hier ein Wort über seinen friesischen, bedeutend durch Holland bestimmten Charakter (man denke nur an Emden) zu verlieren.

R. Klöpffer, *Entstehung, Lage und Verteilung der zentralen Siedlungen in Niedersachsen* (Forschg. z. deutschen Landeskunde 71, Remagen 1952, Amt für Landeskunde, 125 S., 7 Karten), knüpft in Methode und Terminologie an die Deduktionen Christallers über die zentralen Orte Süddeutschlands (1934) an. Jedoch nahm er sich vor, sie für Niedersachsen induktiv zu erproben. Zentrale Orte sind ihm solche mit wesentlichen zentralen Einrichtungen, wie sie schon die alten Gerichtsstätten der Gauen darstellen. Um ihre Entstehung zu untersuchen, bedient er sich der stadtgeschichtlichen Literatur, und es ist erfreulich zu beobachten, wie ihre Ergebnisse hier vom Geographen sorgfältig verwertet werden. Stifte, Klöster, Grafengerichte, Burgen werden hinsichtlich ihrer Lage untersucht. Über das Wegenetz des Mittelalters und den Standort der Städte kommt K. zu einsichtigen Schlüssen. Handwerks- und Handelszentren sind ihm „von Anfang an identisch“ — was im allgemeinen stimmen wird, da Städte, die sich nur mit einem von ihnen beschäftigten, nicht wohl denkbar sind. Die moderne Entwicklung hat das im Mittelalter angelegte Schema der Ortsverteilung im ganzen festgehalten. Gemäß einer Tabelle der Lagetypen (Mittel-, Verbindungs- usw. Lage) ordnet K. dann die verschiedenen Arten der Zentren. Dies geht über die historische Betrachtungsweise naturgemäß hinaus. Wir haben hier auf die interessante Art hinzuweisen, wie die Geographie

mit der Geschichte kombiniert worden ist. Sehr lehrreich sind die Karten, z. B. (nach Prinz) die Kirchen des Stiftes Osnabrück in ihrer stammbaumartigen Verbindung.

F. Dammeyer, E. von Lehe, H. Rütger (Hrsg.), *Ein Turm und seine Insel. Monographie der Nordseeinsel Neuwerk* (Cuxhaven 1952, 175 S., 65 Abb., Karte). Die eigenartige Insel an der Elbmündung und ihr Turm haben hier eine allseitige, mustergültige Darstellung erfahren. Eine besondere Methode: auf ein räumlich sehr enges Objekt richten Fachleute auf allen Gebieten ihre Arbeit. Nach v. Lehes Überblick „Neuwerk im Strom der Zeiten“ folgen der Ingenieur, der Schiffahrtsbeamte, der Wasserbauer, der Geograph, der Geologe, der Vogelkenner, der Hydrograph. Es ergibt sich aus dieser Vertiefung in das einzelne, so wie der Blick vom Turm über die Elbe schweift, ein Bild auch großer Zusammenhänge. Es ist ein wahres Lebensbild entstanden, das wissenschaftlich gewonnen und volkstümlich vorgetragen wird. Auch die Fülle der ausgezeichneten Bilder von A. Ehrhardt trägt dazu bei, der Insel neue Freunde zu erwerben. Ein schönes Zeugnis für wissenschaftliche und dennoch warmherzig begeisterte Zusammenarbeit.

Eine andere Insel: im Sammelband „*Helgoland ruft*“ (Hamburg 1952, Hrsg. W. Krogmann) gibt A. W. Lang einen guten Überblick *Helgoland auf alten Seekarten*, mit Abb. seit der katalanischen Seekarte von etwa 1350.

Schiffbau

* Eine für unsere Kenntnis des frühgeschichtlichen Schiffbaus wichtige Untersuchung ist aus dem Nachlaß des allzu früh verstorbenen Danziger Schiffbauhistorikers O. Lienau veröffentlicht worden: *Das Schiff auf der Bronzetür am Dom zu Gnesen* (Zschr. f. Ostforschung 1, 1952, S. 516—24). Lienau versucht hier eine zeichnerisch-technische Rekonstruktion des Fahrzeuges im Vergleich mit anderen Bootsfunden. Er geht dabei von der Voraussetzung aus, daß es sich um einen „nordischen“ Bootstyp gehandelt habe, was ihn bei seiner Rekonstruktion zu einer erheblichen Änderung des Längenmaßstabes des Originals veranlaßt. Meines Erachtens ist damit das letzte Wort über dieses merkwürdige Schiffsbild noch nicht gesprochen — was auch kaum geschehen kann, solange die Kunstgeschichte sich über den Entstehungsort der Türen noch nicht einig geworden ist. Sollte nicht doch die Vermutung zutreffen, daß die Türen westeuropäischen Ursprungs sind? Dann würde auch das auf ihnen abgebildete Schiff (was mir wahrscheinlicher ist) an eine ganz andere Stelle in der Entwicklungsgeschichte der Schifffahrt gehören, die Lienausche „Langschiff“-Konstruktion verlöre ihren Boden und das Gnesener Schiff würde plötzlich erhebliche Bedeutung für die Frühgeschichte des westeuropäisch-hansischen Schiffstyps gewinnen.

A. v. Brandt

* I. Talve, *Zur Verbreitung der Kirchenschiffe in Finnland und Estland* (Suomen Museo 1952, 39—57) gibt eine Übersicht der vorkommenden Schiffsmodele als Votivgaben in den Kirchen insbesondere Finnlands mit mehreren schätzenswerten Abbildungen. Das älteste Exemplar hängt in der Kirche zu Hauho in Tavastland und stammt aus dem Jahre 1609. Im Baltikum findet sich das Schiffmodell als Votivgabe nur im nördlichen Teil und auch da vorwiegend bei den Schweden. Man hat hier offenbar nach deutschem Brauch die Schiffe mehr in Gildenhäusern aufgehängt, so z. B. gab es deren drei im Revaler

Schwarzenhäupterhause, eines vom Jahre 1680, ein anderes vom Jahre 1541 (Gesch. d. Rev. Schwarzenhäupter 1930, 72) und ein drittes war undatiert. Auch in der Revaler schwedischen Kirche hingen Schiffsmodelle, was T. entgangen ist (vgl. Nottbeck-Neumann, Gesch. u. Kunstdenkmäler der Stadt Reval II, 120). P. J.

H. Reincke und B. Schulze, *Das Hamburgische Convoyschiff „Wapen von Hamburg“ III, Modell und Geschichte* (Mittlg. aus dem Museum für Hamburgische Gesch., Neue Folge 1, Hamburg 1952, 63 S., 12 Abb., 14 Risse), bereichert die spärliche schiffbautechnische Literatur um ein prachtvolles Werk. Das Werftmodell des Convoyers „Wapen von Hamburg“ (des dritten dieses Namens), der 1720 erbaut wurde, ist in London aufgefunden, dann angekauft und renoviert worden, ein äußerst seltenes Glanzstück von 4,25 m Länge. Die Verf. geben die Geschichte des Schiffes, die nicht ruhmvoll war, weil es sich als zu tiefgehend erwies und daher lange auflag; dazu die technischen Fragen. Diese legt Schulze dar, der auch die Zeichnungen anfertigte. Für die Geschichte der Schiffbaukunst ist hiermit ein wichtiges Werk geschaffen worden.

S. Chr. van Kampen, *De Rotterdamse particuliere Scheepsbouw in de tijd van de Republiek* (Proefschrift ... Nederlandsche Econ. Hoogeschool te Rotterdam, 1953, 244 S.) stellt eine der vorzüglichsten niederländischen Dissertationen dar, deren sorgsame Durchführung und opulente Veröffentlichung immer wieder hohe Anerkennung heischt. Auf der breiten Basis der Schifffahrt und des Seehandels aufbauend stellt v. K. die technische und wirtschaftliche Seite des Schiffbaus, dazu die Nebenbetriebe des Schiffbaus, die kunstgewerbliche Tätigkeit, die soziale, durchweg handwerkliche Organisation dar. Eine Anzahl lehrreicher Bilder und Risse ist beigelegt. Unseren Glückwunsch zu dieser prächtigen Arbeit, die auf ein nur von wenigen Fachleuten bearbeitetes Gebiet führt.

H. Szymanski widmet eine kleine Studie dem *ersten in Niedersachsen gebauten eisernen Dampfschiff* (Neues Archiv für Niedersachsen 1953, 163—167). Dieses erste Eisenschiff der Weser wurde 1844 in Hann.-Münden für Holzmindeener Unternehmer (Gebr. Haarmann) gebaut, war jedoch kein Erfolg, es brachte keine Gewinne und wurde 1854 aus dem Verkehr gezogen.

* Wilhelm Widenmann, *Marine-Attaché an der kaiserlich deutschen Botschaft in London 1907—1912*. Mit einer Einleitung von W. Hubatsch (Göttinger Beiträge für Gegenwartsfragen, Bd. 4. Göttingen 1952, Musterschmidt, 325 S.). Die Erinnerungen des ehemaligen deutschen Marine-Attachés in London (1907—12) sind insofern eine ausgezeichnete Quelle, als der Verfasser nicht nur ein Anhänger von Tirpitz' Flottenpolitik ist, sondern diese auch wesentlich mitgeformt hat. Das Buch ist einseitig vom Marinestandpunkt Tirpitz'scher Prägung geschrieben und setzt sich nicht ernsthaft mit der England-Politik des infolge der November-Krise von 1908 geschwächten Fürsten Bülow, seines Nachfolgers Bethmann Hollweg und des deutschen Botschafters in London, Grafen Wolff-Metternich, auseinander. Mit zum Teil wenig taktvollen Anekdoten werden die politischen Gegner gegenüber dem Leser herabgewürdigt. Diese unerfreuliche Methode dürfte eine Parallele zu der Art, wie das Reichsmarineamt eigene Ressortpolitik zu treiben pflegte, bilden und bietet für die Beurteilung der beteiligten Kreise wertvollste Aufschlüsse. Es konnte nicht die Aufgabe des Herausgebers Walther Hubatsch sein, die Unzulänglichkeiten des Buches zu glätten. Dadurch hätten die Erinnerungen an ursprünglichem Quellenwert verloren.

Walther Hubatsch, *Die deutsche Besetzung von Dänemark und Norwegen 1940* (Göttinger Beiträge für Gegenwartsfragen, Bd. 5. Göttingen 1952, Musterschmidt). Wer die Quellenlage in Deutschland für den Forscher des Zweiten Weltkrieges kennt, ist erstaunt, mit welcher Fülle von Material Walther Hubatsch die Darstellung dieses wohl einzigartigen Feldzuges untermauert hat. Der Darstellung der politischen, strategischen und taktisch wesentlichen Vorgänge stellt H. einen Anlagenteil von über 200 Seiten gegenüber, die wertvollste Auszüge aus den Lageberichten des Oberkommandos der Wehrmacht, aus den Tagebüchern Jodls und Halders, aus dem Kriegstagebuch der Seekriegsleitung, und Befehle, Übersichten und Berichte militärischer und politischer Stellen wiedergeben. So läßt sich die Darstellung an Hand der Quellen leicht überprüfen und — wo erwünscht — ergänzen. Das Werk hat in Skandinavien höchste Beachtung gefunden, zumal es sich u. a. auch mit der reichhaltigen skandinavischen Literatur auseinandersetzt. F. C. Stahl

2. VORHANSISCHE ZEIT

(Bearbeitet von A. von Brandt)

* J. G. D. Clark, *Prehistoric Europe. The Economic Basis* (London 1952, Methuen. XIX, 349 S., 180 Abb., 16 Tafeln. 4⁰), gibt eine ganz ausgezeichnete, längst entbehrte Übersicht über die Vorgeschichte Europas unter wirtschaftshistorischem Blickwinkel. Er geht überall von der Frage aus, wie der Bedarf der Menschen war und wie er befriedigt wurde. Von den natur- und ortgebundenen Zügen der Jagd, Fischerei und der wirtschaftlichen Revolution des Neolithikums: der Landwirtschaft führt das zum Tausch und zum Handel, zur Schifffahrt. Neben den skandinavischen, englischen, französischen Arbeiten sind auch die großen Ergebnisse der deutschen Vorgeschichte sehr gründlich herangezogen worden. Die Abbildungen sind aus dem riesigen Material vorzüglich ausgewählt. Ein wichtiges Werk auch für die Vorgeschichte von Seefahrt und Handel! L. B.

Kurz hingewiesen sei auf die klare und volkstümliche Darstellung von H. Wohltmann, *Die Einführung des Christentums bei den Sachsen, besonders in unserer Heimat zwischen Niederweser und Niederelbe* (Stader Jb. 1952, 7—35).

W. Hübner, *Zur Ausbreitung einiger fränkischer Keramikgruppen nach Nord- und Mitteleuropa im 9.—12. Jahrhundert* (Archaeologia Geographica 1951, H. 3/4, 1—7) bietet Verbreitungskarten vor allem der bekannten Badorfer und Pingsdorfer Tonware, sowie der sog. Reliefbandamphoren; chronologisch und geographisch verdeutlichen sie Handelswege und -beziehungen der vorhansischen Zeit im nordwestlichen und nördlichen Europa.

F. Timme, *Das Problem der Wike*, gibt an etwas entlegener Stelle (Pädagog. Beitr., Braunschweig, 4, 1952, 2—8) einen ganz kurzen Überblick über den Stand der Wikforschung. Es ist, soweit wir sehen, die erste Zusammenfassung des ganzen Komplexes, die damit geboten wird. Die äußerste Knappheit und der Verzicht auf wissenschaftliches Beiwerk, die hier notwendig waren, begünstigen die Klarheit der Linienführung. Was Timme selbst, Rörig, Vogel, Ganshof, Planitz u. a. in den letzten Jahren erarbeiteten, hat man hier einmal bequem zusammen: die wirtschaftliche Funktion der Wike vom 7.—9. Jahrh.,

ihre geographische Verteilung über den nordwest-europäischen Raum (wobei doch wohl eine Reihe von Wik-Namen als „echte“ Wikorte zu streichen sein werden), unter besonderer Berücksichtigung Niedersachsens, schließlich ihre Wandlung zu festen Handelsplätzen im 10. Jahrh.

Über Alt-Lübeck, den immer deutlicher hervortretenden wendischen Königssitz und Handelsplatz an der Untertrave liegen drei Forschungsberichte von W. Neugebauer vor. Zunächst der volkstümliche Jubiläums-Aufsatz „100 Jahre Ausgrabungen in Alt-Lübeck“ (Der Wagen. Ein lüb. Jahrbuch 1952/53, 27—52), der eine Gesamtgeschichte der bisherigen Ausgrabungen, ihrer Zielsetzungen und Ergebnisse bringt. Über die Grabungen bis 1950 berichtet N. kurz in der Zs. Germania 29, 1952, 235—244 (*Neue Ausgrabungen auf dem Burgwall Alt-Lübeck*), ausführlicher und unter Einschluß auch der Grabungen von 1951 in der Zs. des Vereins f. Lübeckische Geschichte u. Altertumsk. 33, 1952, 103—126 (*Der Stand der Ausgrabungen in Alt-Lübeck*). Das bisher wichtigste Ergebnis der Grabungen ist die Feststellung eines größeren Siedlungskomplexes offenbar handwerkerlicher Art außerhalb des Burgwalles, mit zahlreichen Import-Fundstücken; die Angaben der Chronistik über Alt-Lübecks Stellung als Handelsort erfahren dadurch eine erwünschte Bestätigung.

* S. Gutenbrunner, H. Jankuhn, W. Laur, *Völker und Stämme Südoschleswigs im frühen Mittelalter* (Gottorfer Schriften zur Landeskunde Schleswig-Holsteins I, Schleswig 1952, 183 S.), will „durch Zusammenschau von neuer siedlungsgeschichtlicher Betrachtungsweise, Ortsnamenforschung und Sprachwissenschaft den Mangel an zuverlässigen historischen Quellen überbrücken“. Das Thema ist die Bevölkerungs- und Stammesgeschichte des Landes um die Schlei bis zum 9. Jahrh. Die Gemeinschaftsarbeit der Verf., deren Beiträge sich gegenseitig auf das beste ergänzen, bietet einen sicheren Weg durch die sehr komplizierten Probleme, belehrt in einem dankenswert reichhaltigen Anmerkungsapparat über Forschungslage und Quellen. Sie ist keine bloße Zusammenstellung, sondern entschlossene Synthese. Gutenbrunners Ableitung des Stammesnamens der Dänen vom Danebrog (demgemäß die Dänen „die Roten“) ist interessant, doch wird sie diskutiert werden müssen. Zur Wik-Frage: Laur erklärt den 2. Teil des Namens Sliaswik als niedersächsisch-fränkisch und als nichtnordisch (80).
L. B.

Der Aufsatz von W. Hübner, *Zur Topographie von Haithabu* (Germania 30, 1952, 76—88) bietet an Hand der gefundenen Keramik und ihrer Chronologie einige Anhaltspunkte für die Besiedlungsverhältnisse innerhalb des Wallhalbringes von Haithabu; es ergibt sich die Möglichkeit, das Wachstum der Siedlung genauer zu verfolgen und einen älteren (unbefestigten) Stadtkern herauszuarbeiten. H. weist darauf hin, daß diese Arbeitsmethode auch anderwärts (Köln, Trier, Lund werden als Beispiele genannt) von der Stadtkernforschung mit Erfolg genutzt werden kann.

In größeren Zusammenhängen werden auch Hübners Feststellungen, erweitert und ergänzt durch bedeutsame eigene Forschungen und Gesichtspunkte, verwertet von H. Jankuhn, *Zur Topographie frühmittelalterlicher Stadtanlagen im Norden und zur Soziologie ihrer Bewohner* (Beitr. z. Landeskunde Schleswig-Holsteins, Festschr. O. Schmieder, Kiel 1953, S. 81—104). Nach Jankuhn erlaubt die heutige Forschung sowohl für Haithabu wie auch z. B. für Birka die Feststellung, daß der umwallten Siedlung des 10. Jahrh. (die den ganzen

Wall-Innenraum ausfüllte) eine kleinere, unbefestigte Kaufmannssiedlung schon im 9. Jahrh. vorausging, die nur einen Teil des späteren Raumes umfaßte und gewissermaßen als „Stadtkern“ des späteren Ortes archäologisch noch erkennbar ist. Das bedeutet, daß W. Vogels typologische Unterscheidung zwischen unbefestigten „gewachsenen“ Siedlungen und halbkreisförmigen befestigten „Gründungen“ durch fremde (friesische, schwedische) Machtgruppen hier nicht zutreffen kann: auch Haithabu und Birka sind keine „geplanten“ Anlagen, sondern ursprünglich unbefestigte Kaufmannssiedlungen, die erst später erweitert und durch Wälle befestigt wurden. Die Funde in dem genannten Stadtkern scheinen ferner anzudeuten, daß sich aus ihm ein Handwerkerviertel als Wohn- und Arbeitsplatz hochqualifizierter Kunsthandwerker (Metallgewerbe, Glasschmelzerei) heraushebt. Demgegenüber muß es nach J.s Ansicht — die also von Rörigs bekannten Annahmen abweicht — in Haithabu, Birka und entsprechenden Handelsplätzen schon im 9. Jahrh. auch eine ortsansässige Kaufmannsschicht (also „manentes“ nach Rörigs Terminologie), vielleicht außerdem auch einen Adel (Hird-Angehörige?) gegeben haben. Eine entsprechende soziologische Differenzierung der Bevölkerung in Haithabu scheint auch durch gewisse archäologische Befunde belegt zu sein: so vor allem zwei verschiedene Friedhöfe, ein Sarggräberfeld mit sehr zahlreichen Bestattungen ohne Beigaben, ein Kammergräberfeld mit ziemlich wenigen großen Gräbern und zahlreichen Beigaben (Waffen). Da keine zeitliche Differenz feststellbar ist, ist die soziologische die nächstliegende Erklärung. — Die Arbeit von J. zeichnet sich wieder durch vorbildliche Zusammenfügung historischer und archäologischer Quellen und Arbeitsmethoden aus und zeigt, welche Vorteile von dieser Methodik noch zu erwarten ist. Sie läßt eine Reihe von Fragen zwar offen, wirkt aber gerade durch sie außerordentlich anregend.

H. L u d a t, *Ostsee und Mare Balticum* (Zschr. Schlesw.-Holst. Gesch., 76/1952, 1—23) stellt u. a. fest, daß die erstgenannte Bezeichnung zuerst bei Wulfstan und in den fränkischen Reichsannalen erscheint; sie steht als geogr. Name im Zusammenhang mit der friesisch-fränkischen Aktivität jener Zeit; Dänen und Deutsche behalten sie demgemäß und sinnentsprechend später bei. Die Bezeichnung als Mare Balticum kommt erstmalig bei Adam vor, der die Ostseeverhältnisse gut genug kennt, um mit der Angabe Glauben zu verdienen, daß das Wort sich auf die Bewohner der Ostseeküsten beziehe. Der Name entstammt nach L.s Ansicht also keiner antiken Überlieferung, sondern verweist auf die baltischen Sprachgruppen (lit. *baltas* = weiß). Dies wäre — darin ist L. wohl zustimmen — ein Hinweis auf die bedeutende Rolle eben der baltischen Völkerschaften in der Frühgeschichte der Ostsee („Esten“, Preußen). Beide Namen des Meeres würden also sprachlich für die zu verschiedenen Zeiten vorherrschende Bedeutung bestimmter Völkergruppen in der Ostseegeschichte zeugen.

* S. B o l i n s viel beachteter und umstrittener Aufsatz *Mohammed, Charlemagne and Ruric* (Scandin. Ec. Hist. Rev. 1, 5—39), geht von der Dopsch-Pireneschen Kontroverse über die Frage aus, wie weit das Karolingische Zeitalter wirtschaftlich durch den Islam gestört worden sei. Er führt sie über den bisherigen Stand hinaus, indem er die Numismatik und Geldgeschichte intensiv befragt. Er kommt zu dem Ergebnis, daß Kalifat und Karolingerreich geldgeschichtlich eng miteinander verbunden waren. In beiden Reichen etwa gleichzeitig wurde Silber das vorwiegende Münzmetall. Es kam, bevor die sächsischen

Fundstätten ausgebeutet wurden, meist aus den östlichen Gebieten des Kalifenreiches, Khorasan und Transoxanien, wo die Produktion „phantastische Größen“ erreichte. Hierfür dienen die arabischen Geographen als Zeugen von wirklich großer Beweiskraft. Dies Silber strömte z. T. nach Europa und veranlaßte hier den Fall des Wertes und den Gebrauch als Münzmetall. Als Gegenwert gaben die Franken hauptsächlich Pelze und Sklaven, die aus dem Osten und Norden bezogen wurden. Der lebhafte Handel gewann neue Wege, als die Wikinger nach Rußland vordrangen. Auch sie verhandelten im wesentlichen Pelze und Sklaven, nun auf dem Wege über Bulgar, Byzanz, das Chasarenreich. Dazu kamen als besonderes Handelsgut fränkische Schwerter. So erklärt sich die Masse der arabischen Münzen in Ost- und Nordeuropa. So auch die wachsende Stärke dieses Bereiches. Auf sie gestützt, nicht von Hunger und Bevölkerungsdruck getrieben, wendeten sich die Wikinger dann gegen Westeuropa. — Ob freilich dies alles, so logisch geschlossen es sich darstellt, so zweifellos und „natürlich“ (B. benutzt dies Wort häufig) ist, wird sich bei der Schwierigkeit der Materie noch erweisen müssen. L. B.

* Vilho Niitemaa, *Die Widerspiegelung der frühesten Entwicklung des abendländischen Städtewesens im Ostseegebiet*, gibt eine Reihe beachtenswerter neuer Gesichtspunkte (Historiallinen Aikakauskirja 1953, 89—106 mit deutschem Referat). Entgegen den zahlreichen Theorien über die Entstehung des frühmittelalterlichen Städtewesens sucht N. den großen Zusammenhang mit der Spätantike zu erweisen, indem er auf die Kontinuität zum mindesten der Begriffe sozialen und staatlichen Lebens hinweist, welche die Grundlage zur Entwicklung des Fernhandels und des aufkommenden Städtewesens bildete. So weist er auf die gleichartigen Handelsverträge des fränkischen Reiches mit seinen Nachbarn hin, wie sie bei den Römern schon üblich waren, wobei dem Fernkaufmann besonderer Schutz zugesichert wurde. Auch der Begriff der „kaiserlichen, freien Straße“ ist an sich der antiken Welt entnommen, wie auch Wörter in der Art von „emporium“, vor allem aber „vicus“ = wik. Der „praefectus vici“ kommt ebenfalls schon bei den Römern vor, nicht erst in der Karolingerzeit. Besonders klar scheinen sich römische, städtische Traditionen auf den Britischen Inseln erhalten zu haben, wo sich aus lat. castrum „cestir“ und „chester“ herausbildete. Auch für die Gilden möchte N. Vorbilder in den kultischen Vereinigungen der erst heidnischen, dann christlichen Handwerker und Kaufleute in Rom suchen, wie ja auch deren Schutzheilige aus dem antiken Bereich stammen. Eine der ältesten Gilden in London, die Friedensgilde von etwa 930, zeigt sogar noch die typisch römische Einteilung in Zehner- und Hunderterverbände, ähnlich wie in der von Byzanz beeinflussten russischen Stadt die „Tausendmänner“, Hundertschaften und Zehnerverbände weiterlebten. Die Gilden, meint N. weiter, sind schon im 8. Jahrh. im Nordseeraum, wo der römische Einfluß sich sehr stark erhielt, belegt, begegnen aber erst seit dem 11. Jahrh. im Ostseegebiet, sind hierher wohl durch Friesen übertragen. Ihre Bedeutung für die Stadtbildung hält N. nicht für nennenswert, sondern betont auch hier das klassische Vorbild der „civitas“ oder des „castrum“, das auch im angelsächs. Terminus „burh“ wiederkehrt, der in „borough“ und „byrig“ abgewandelt wurde. Aus der Gleichsetzung Lundenbyrig (456) und Lundawic (604) möchte N. die Gleichwertigkeit beider Ausdrücke erschließen, wie ja bekanntermaßen „burgus“ im französischen Raum auch Stadt oder Vorstadt bedeuten konnte. „Byrig“

könnte eventuell mit dem angeblich friesischen „berek“ zusammenhängen, das man für das Grundwort der nordischen Stadt- und Handelsplatznamen Birca, Birke, Björkö usw. hält. So würde Birca eigentlich „Burg“ im Sinne von Stadt bedeuten, wie denn auch im Estnischen etwa „linna“, die Burg, allmählich die Bedeutung „Stadt“ annahm. Die Wikinger — und hier schließt der Verfasser sich Walther Vogel an — wären eben doch die in Wiken handelnden Kaufleute oder nordischen „Fahrmänner“ gewesen, das zeige u. a. ganz deutlich auch die geographische Ausdehnung des Wiking-Begriffs nur auf die Nordsee, wo sich die zahlreichen Wik-Orte fanden, während der Osten dieselben Leute nur unter dem Namen der Väringer oder Warjager kennt. Das „Björköarätt“ des Nordens ist also schon dem Namen nach ältestes Stadtrecht im Ostseebereich. — Es können die Gedankengänge des Verfassers hier nur kurz angedeutet werden: man wird sich seiner Kontinuitätstheorie gegenüber etwas zurückhalten müssen, weil sie allzugroße Linien ziehen will, welche die eigentliche mühsame Neuentwicklung des Städtewesens nicht berücksichtigen, auch dem Geiste nach nicht, den auch gleiche, in den Quellen unvermeidlich lateinische Ausdrücke nicht wiedergeben können. Wik z. B. mag von „vicus“ abzuleiten sein, fand aber seine charakteristische Gestaltung als stadtähnliche Siedlung eben doch nur im Nordseeraum und nicht während der Antike. Es bleibt auch abzuwarten, wie sich die Sprachforscher einer Angleichung von angelsächs. „byrig“ mit „berek“ und Birka gegenüber verhalten werden. Zunächst ist sie nicht voll einleuchtend. Beachtung verdienen die Ausführungen N.s aber auf jeden Fall. P. Johansen

Otto Scheels neue Forschungsergebnisse über die Frühgeschichte von Tondern, über die er selbst bereits in HGbl. 71 kurz berichtete, sind ausführlicher dargestellt und mit Belegen versehen in seiner Schrift „*Tondern zwischen Wiking- und Hansezeit*“, Tondern o. J. (1952).

In der Zs. f. Deutsche Philologie 71, 1952, 117—133, behandelt W. Betz *Das Deutschenbild des Saxo Grammaticus*; er glaubt feststellen zu dürfen, daß Saxo im Grunde die Deutschen sehr viel positiver gewertet hat, als man bisher gemeinhin annahm.

Der unermüdliche Verfechter der besonderen Stellung der Ålandsinseln in frühmittelalterlicher Zeit, M. Dreijer, untersucht in seiner Zs. *Åländsk Odling* 1952, 3—100, erneut Adams Schilderungen des damaligen Nordens (*Strövtåg kring mäster Adams av Bremen Nordenframställning*). Die umfangreiche Darstellung läuft im wesentlichen darauf hinaus, daß Adams Insel „Farria“ mit Gotland identifiziert wird, ferner daß D. das bei Adam genannte Island (mit Zusatz „insulae“) nicht für die nordatlantische Insel, sondern für die Ålandsinseln hält, wodurch er erneut eine Stütze für seine Hypothese gewinnt, daß Birka nicht im Mälaren, sondern auf Åland gelegen habe. Schließlich ist nach Dreijer auch das von Adam erwähnte Grönland nicht an seinem heutigen Platz zu suchen, sondern im nordöstlichen Norwegen. Die Auseinandersetzung mit diesen sehr weitgehenden Vermutungen müssen wir der skandinavischen Forschung überlassen.

Der amerikanische Vertreter der Hypothese von der Echtheit des sog. Kensington-Steines, der „Windmühle“ von Newport und weiterer vermuteter Denkmäler einer vorkolumbisch-wikingischen Siedlung in Nordamerika, Hjalmar R. Holland, stellt seine Ansichten in *Aarbøger for nordisk Oldkyndighed og Historie* 1951 (Kopenhagen 1952) zusammenfassend dar. Für die Echtheit des

Kensingtonsteines ist bekanntlich vor allem die Frage nach der Authentizität der darauf vorgefundenen Runen wichtig. Unter diesen befindet sich namentlich ein Zeichen, das von philologischer Seite als Erfindung des präsumtiven Fälschers angesehen wird, weil es in den echten Runenalphabeten nicht auftritt. Holand glaubt dem entgegenhalten zu können, daß diese Rune (!) im Gegenteil hundertfach belegt sei — sie sei nämlich nichts anderes, als das lange i (j) der gängigen gotischen Kursive (!), das er aber offenbar für eine nordische Schrifteigentümlichkeit hält. Er reproduziert zum Belege einige Zeilen aus einem Brief der Königin Margareta vom Jahre 1370, wo sich denn auch erwartungsgemäß dieser Buchstabe (bzw. „Rune“) auf jeder Zeile findet (S. 235). Allmählich fällt es etwas schwer, gegenüber dieser Diskussion noch den wünschenswerten Ernst zu bewahren.

Das aus dem Nachlaß des schwedischen Volkskundlers Nils Lithberg herausgegebene Werk „*Computus. Med särskilt hänsyn till runstaven och den borgerliga kalendern*“ (Nordiska Museets handlingar 29, Stockh. 1953, 326 S., zahlreiche Abb.) stellt die nordischen Runenstabkalender in den allgemeinen Zusammenhang der kalenderwissenschaftlichen Entwicklung seit der ausgehenden Antike und betont besonders die Zusammenhänge sowohl wie die Unterschiede zwischen dem nordischen Brauch und dem übrigen volkstümlichen Kalenderwesen.

3. ZUR GESCHICHTE DER EINZELNEN HANSESTÄDTE UND DER NIEDERDEUTSCHEN LANDSCHAFTEN

(Bearbeitet von *Erich von Lehe*)

RHEINLAND UND WESTFALEN. H. R o t h e r t veröffentlicht (Westfälische Zeitschrift, Bd. 101—102, 1953, 139—182) die *ältesten Stadtrechnungen von Soest* aus den Jahren 1338, 1357 und 1363. Sie befinden sich im dortigen Stadtarchiv und sind noch ohne sachliche Einteilung und Trennung auf langen Pergamentrollen aufgezeichnet. Außer dem Text bringt der Herausgeber eine ausführliche Kommentierung. Sie wirft Licht auf Soester Angelegenheiten, erhellt auch den Verkehr zum erzbischöflichen Landesherrn, zu den Nachbarstädten und den Adeligen Westfalens. In den einleitenden Bemerkungen vermißt man den Hinweis auf die von Wilhelm Reinecke und Georg Winter für Lüneburg veröffentlichten Stadtrechnungen (vgl. diese Umschau 1952, S. 168), die sämtlich aus der ersten Hälfte des 14. Jahrhunderts stammen und auch Einnahmen verzeichnen. Auch finden sich in hamburgischen Kämmereirechnungen seit 1350 schon nach Sachgruppen aufgeteilte Einnahmeverzeichnisse. — Am Rande sei die Abhandlung über die *Entstehung der westfälischen Freigrafschaften* von Albert K. H ö m b e r g erwähnt, die Fragen um Königsbann, Grafengerichte und Freivogteien untersucht (ebd. 1—38). Sie ist auch für die Verfassungs- und Ständegeschichte Niedersachsens ergiebig, zumal die Gruppen der Freien, Frielinge und Königsfreie hier in neuer Sicht erscheinen.

Die seit dem Kriege (1942) erstmalig wieder erschienenen „*Westfälischen Forschungen*“ bringen vorwiegend Aufsätze aus der Landes- und Volkskunde. F. v o n K l o c k e untersucht (W. F. VI, 145—149) die Stadt *Werl* hinsichtlich des *Stadtkernproblems* in Bezug auf Kirchplatzbefestigung, Marktpforte und Rathaus. Die vermutliche Lage der ersten Pfalz der Kölner Erzbischöfe, die 1288 verbrannte, wird erwiesen, und es werden weitere Schichten des mittelalterlichen

Stadtkernes dargelegt — Verhältnisse, wie sie auch in anderen westfälischen Städten ähnlich vorliegen. Die übrigen Beiträge gelten vorwiegend Fragen der Entstehung kirchlicher und territorialer Grenzen des westfälischen Raumes; so behandelt J. B a u e r m a n n (108—115) das *Werden und Wesen der westfälisch-niederländischen Grenze*. C. H a a s e erörtert den gegenwärtigen Stand und neue Probleme der Stadtrechtsforschung (129—144) und legt die von ihm in Nordwestdeutschland erarbeitete Methode der Stadtrechtsforschung eingehend dar; er warnt von einer Überschätzung des Kartenbildes für Darstellung rechtsgeschichtlicher Tatsachen.

P. B e r g h a u s berichtet (Westfalen, 30. Bd., 1951, 175—184) über *neue westfälische Münzschatzfunde*. Unter ihnen ist am bemerkenswertesten ein im Stadtweinhaus am Prinzipalmarkt in Münster um 1348 eingemauerter Schatz, der mehr als 1800 Münzen und 30 Schmuckstücke enthält. Der dem Landesmuseum überwiesene Münzfund wird hier nur kurz beschrieben und erfordert noch eine endgültige Bearbeitung. Durch ausgezeichnete Kunstdrucktafeln werden im 3. Heft dieser Zeitschrift die westfälischen Maler der Spätgotik von 1440—1490 in einem Ausstellungskatalog des Landesmuseums bekannt gemacht.

F. v o n K l o c k e weist („Familie und Volk“, 2. Jahrg. Heft 2, 291 ff.) auf die *Erwerbung des Familiennamens durch Dienstverhältnisse* hin. Er kann dafür einzelne Beispiele aus Lübeck — in der Familie Attendorn — Lüdenscheid —, in Hamburg, in den Familien Aleveld und von der Heide, und in Werl in Westfalen anführen. Auch im westfälischen Landgebiet kommt diese Namengebung gelegentlich vor.

Über die *alte Fischerstadt in Minden*, eine mit eigener Verwaltung und Rathaus versehene vorstädtische Fischersiedlung an der Weser, ihre Gerechtmäßigkeit, über Weserschiffahrt und Schiffsmühlen unterrichtet ein Vortrag von M. K r i e g (Mindener Heimatblätter, 24. Jg., 1952, Nr. 1—6). Als Siedlung vor der Stadtmauer schon 1280 bezeugt, wurde sie nach 1383 in die Stadtbefestigung einbezogen und durch das Fischertor mit der Gesamtstadt verbunden. In der anschließenden Skizze werden Schiffahrt und Stapelrecht für Getreide auf der Weser berücksichtigt.

Aus dem 56. Jahresbericht des Historischen Vereins für für Grafschaft Ravensberg (Bielefeld 1951) sei notiert: die Untersuchung über das *Urkundenwesen der Grafen von Ravensberg 1205—1346* von G. A n g e r m a n n (1—229) und die über das *Krameramt und das (bombenzerstörte) Krameramtshaus in Bielefeld* von U. N i e m a n n (236 ff.).

H. W e i g e l untersucht (Beiträge zur Gesch. von Stadt und Stift Essen Heft 67, Essen 1952, 25—136) das *Wachszinsrecht im Stift Essen* als Teil einer Studie über die Grundherrschaft der Stadt Essen, dem urkundliche Quellen beigelegt sind. — Aus Ratsprotokollen und Kämmererechnungen des Stadtarchivs rekonstruiert, veröffentlicht F. J. N i e s e r t mit ausgiebiger Einleitung die *Bürgerlisten der Stadt Warendorf v. 1542—1848* (Qu. u. Forsch. z. G. d. Stadt W., II. Bd. 1952).

* H. K l e i n a u, *Geschichte des Niedersächsischen Staatsarchivs in Wolfenbüttel* (Veröffentl. der Niedersächsischen Archivverwaltung H. 1, Göttingen 1953, 128 S., 8 Abb.), berichtet darüber, wie das frühere Landeshauptarchiv Braunschweigs allmählich aufgebaut wurde. Wie unter dem Einfluß der fürstlichen Verwaltung das Interesse am Archivwesen wuchs und kluge Beamte sich

seiner annahmen, ist eingehend geschildert. Für Benutzer des Archivs bedeutet das eine gewiß willkommene Einführung. Der Befund von Kisten und Regalen bietet dagegen weniger Interesse.

L. B.

NIEDERSACHSEN. H. Klinge gibt ein *Lebensbild des niedersächsischen Chronisten und Pfarrers Johannes Letzner* (gest. 1613), der in der zweiten Hälfte des 16. Jahrhunderts eifrig historischen Quellenstoff im südlichen Niedersachsen sammelte, und prüft Umfang und Auswertung seiner verschiedenartigen Quellen. In Drucken und Handschriften sind Teile einer groß angelegten Braunschweigisch-Lüneburgischen und Göttingischen Chronik nebst einer Anzahl Stadt- und Adelschroniken erhalten (Niedersächs. Jahrbuch Bd. 24, 1952, 36—96).

* O. Bloß (Holzminden), *Die älteren Glashütten im Solling. 1541—1748, und ihre Stellung in der Glasindustrie in Niedersachsen* (Neues Archiv für Niedersachsen, Jg. 1953, H. 3/4, 124—142) stellt, besonders nach Kirchenbüchern, ein höchst eigenartiges, für den deutschen Export bedeutsames Gewerbe in seiner Frühzeit dar. Vom Wesen der Wanderglashütten ausgehend, die ihren Standort gemäß dem Holzvorrat oft wechselten, gibt er mit großem Spürsinn gesammelte Daten und Personennamen. Der sippenmäßige Zusammenhang der Gläser wird sehr offenkundig. Hier spricht einer der für die Erforschung abgelegener Gebiete so überaus wichtigen Sachkenner!

L. B.

K. Frölich hat noch in seinen letzten Lebensjahren das *älteste Archivregister der Stadt Goslar* zum Abdruck gebracht (Beiträge zur Geschichte der Stadt Goslar, Heft 12, Goslar 1951). Darin sind die um 1400 im Ratsarchiv zu Goslar vorhandenen Urkunden verzeichnet. Der Stadtschreiber Nikolaus Rorberg hat hier und in anderen Handschriften die Ansprüche begründen wollen, mit denen die Stadt sich die Herrschaft über die Erzgruben des Rammelsberges verschaffen konnte. Man kann schon von einer „Urkundenpolitik“ sprechen, deren Richtung der vertraute Kenner Goslarer Geschichte einleitend aufzeigt, bevor er den Registertext mit Hinweisen und Glossar abdruckt.

* In Bruchmann's Band *Goslar* (64 Bilder v. H. Schmidt-Glaßner, 32 S. Text, München 1953, gbd. 10,80 DM) verdienen die Abbildungen besonders gerühmt zu werden. Einige von ihnen sind geradezu Neuentdeckungen; die Kunstgeschichte wird sich mit den Glasfenstern aus dem Dom und der Marktkirche, der Kreuzigungsgruppe aus dem Dom, der Kanzel der Marktkirche, dem Lettner der Neuwerkskirche noch eingehend zu beschäftigen haben. S. H. Steinberg

C. Haase (Osnabrücker Mitteilungen, Bd. 65, 96—138) untersucht mit Hilfe eines vor kurzem aufgefundenen Stadtbuches der Stadt Wiedenbrück *Recht und Verfassung der Stadt Osnabrück im 15. Jahrhundert*. Er legt die darin aufgezeichneten Rechtsbelehrungen des Osnabrücker Rats von etwa 1450—1490 zugrunde. Die Zuständigkeit des Burggerichts, das etwa einem sonst bezeugten Niedergericht entspricht, und des Gogerichts als des ursprünglichen Landgerichts wird abgegrenzt. Es gelingt ihm, die Rolle des Rats im Gericht klarzustellen, der nicht nach der Art von Schöffen am Urteil beteiligt wird. Eine in viele Probleme mittelalterlicher Stadtverfassung und Rechtsentwicklung einführende gründliche Arbeit!

Der 19. Jahresbericht des Vereins für Geschichte und Altertümer der Stadt Einbek für die Jahre 1948—50 bringt eine Gedächtnisrede auf den um Geschichte und Stadtarchiv Einbeks hochverdienten Professor Dr. W. Feise. Mit

dem Hauptausfuhrartikel, dem bekannten Einbeker Bier, befaßt sich ein Aufsatz von E. Plümer, der die Handelsstellung der Stadt im späten Mittelalter zum Gegenstand hat. An Hand der Lübecker Pfundzolllisten der 1490er Jahre wird seine Ausfuhr nach allen bedeutenden Ostseestädten nachgewiesen. Der Herausgeber, Studienrat Ernst, bringt vier für die Beziehungen der Stadt nach Nürnberg aufschlußreiche Schreiben des 16. Jahrhunderts zum Abdruck.

H. Lübbing, *Oldenburgische Landesgeschichte* (Oldenburg 1953, Stalling, 207 S.), bietet einen gut fundierten, straff gegliederten kurzen Überblick über alle Epochen der Geschichte des ehemaligen Großherzogtums mit Zeit- und Regententafel sowie Literaturangaben, jedoch leider ohne Register. Die Abschnitte über die friesischen Marschen (47 ff.) und mittelalterliche Stadtgründungen, vor allem Wildeshausen und Oldenburg (77 ff.), interessieren den Hansehistoriker, während soziale und wirtschaftliche Verhältnisse und Beziehungen zu den Hansestädten verhältnismäßig knapp behandelt sind.

Die von A. Koolmann und H. Wiemann herausgegebene *Ostfriesische Geschichte* (Leer 1951, 4 Teile) will in volkstümlicher Form einer breiten Leserschaft, insbesondere den Lehrern, einen Leitfaden an die Hand geben. Sie verzichtet daher auf Anmerkungen und Quellenangaben, während jedem Band eine kurze Zeittafel und ein Literaturverzeichnis beigegeben ist. Wie G. Möhlmann in seiner beachtenswerten Besprechung (Emdener Jahrbuch 1952, 141) hervorhebt, bieten nur einige der von verschiedenen Verfassern bearbeiteten Abschnitte einen die bisherigen Darstellungen ersetzenden Text. Für das Mittelalter ist man z. B. weiter auf Reimers und Onno Klopp angewiesen und wird immer auch für das 16. und 17. Jahrhundert Bernhard Hagedorns vorzügliche Handelsgeschichte zu Rate ziehen. Hingegen sind die politischen Vorgänge der Zeit vom Tode Edzards des Großen bis zum Beginn der preußischen Herrschaft (1528—1744) in Teil II von G. Lönnig frisch und anschaulich erzählt. Teil III, der die preußische Zeit von 1744—1866 behandelt, enthält einen gut unterrichtenden Abschnitt über Schifffahrt und Handel von R. Bruhns.

Im Emdener Jahrbuch 32, 1952 (21—42), findet sich ein Vortrag H. Aubins über das Schicksal der *schweizerischen und der friesischen Freiheit*, der auf einem Ostfriesentag in Aurich gehalten wurde. Der in großen Zügen durchgeführte Vergleich läßt die Eigenart der Entwicklung friesischer Bauernfreiheit, die militärische Tüchtigkeit und den Freiheitstrieb zur Abwehr von Fürstentherrschaft ähnlich wie in der Schweiz hervortreten. Im Gegensatz zur Schweiz wird hingegen das Fehlen der Städte und des bürgerlichen Elements betont. — H. Heikes erörtert die schon im Emdener Jahrbuch 29 begonnene *Genealogie der ältesten Cirksena*, deren Stammtafel bis ins 15. Jahrhundert beigelegt wird (43—71). Wie in den früheren Jahrbüchern setzt J. König die mit dem Jahre 1939 beginnende, klar gegliederte *Literaturübersicht zur ostfriesischen Geschichte* unter Berücksichtigung der niederländischen Arbeiten bis zum Jahre 1951 fort (113—140).

Die von der Historischen Kommission für Niedersachsen herausgegebenen *Regesten der Erzbischöfe von Bremen* sind von G. Möhlmann um ein weiteres Heft vermehrt worden, die erste Lieferung von Band II (Hannover 1953, 79 S. mit Namensregister). Sie umfassen die Regierungszeit des aus Dänemark stammenden Erzbischofs Johann Grand mit den Jahren 1306—1327. Die nach bewährtem Vorbild sorgfältige Edition von 251 Regesten erschließt eine Zeit von

Wirren und Prozessen gegen den schließlich für wahnsinnig erklärten Erzbischof, in die die Kurie von Avignon her häufig eingreift. Der vorwiegend Landes- und Kirchengeschichte berührende Inhalt ist auch für die Stadtgeschichte von Bremen, Hamburg, Stade und Lüneburg aufschlußreich.

In einer lockeren, erzählenden Form berichtet K. R i c h a r z (Stader Jahrbuch 1952, 55—88) über die *Stader Ratsschiffer*, die seit alters den Personen- und Güterverkehr über die Elbe zu Schiff bewerkstelligten. Ihre rechtliche Stellung als Lehnsleute des Rates, die nautischen Voraussetzungen der Fahrten, das Aufblühen zur Zeit der Merchants Adventurers und während der Schwedenzeit im 17. Jahrhundert wie die Rivalität zu Hamburger Fährschiffern, all das wird in einer den echten Seemann verratenden, oft launigen Weise nach den Akten anschaulich wiedergegeben. Stadtarchivar Dr. W i r t g e n beschreibt eine neu entdeckte *Ansicht Stades von 1590* und einen rekonstruierten Stadtplan aus der Schwedenzeit (ebd.). — Zwei im Hamburger Staatsarchiv aufgefundene Sicherheitsversprechen der Hadler Kirchspiele Otterndorf und Altenbruch für Hamburg aus dem Jahre 1373 werden durch den Referenten erstmalig veröffentlicht und in den Zusammenhang von Fehden und Rechtssicherheit an der Niederelbe gestellt: *Um die Rechtssicherheit an und auf der Niederelbe* (Jb. der Männer vom Morgenstern 33, Bremerhaven 1952, 38—49).

M. S c h i n d l e r, *Die älteren Buxtehuder Amtsstatuten* (Niedd. Jb. 75, 1952, 8—47), veröffentlicht die Amtsartikel der Schuster 1385, Schneider 1385, Bäcker 1387, Knochenhauer 1387, Leineweber 1398. Kürschner 1420, Höker 1430, Schmiede 1475, Drechsler 1516, Tuchmacher 1542, Kramer 1559 und Kürschner 1570 (II) in Buxtehude, eine sorgfältige Edition, die der Forschung erwünschtes neues Vergleichsmaterial bietet.

Eine von W. S p i e ß herausgegebene *Chronik der Stadt Braunschweig von 1801—1950* (Braunschweig 1952, 138 S.) unterrichtet über die Daten und Tatsachen der neuesten Geschichte, auch der Wirtschafts- und Kulturgeschichte. Ferner werden die Namen der führenden Persönlichkeiten und die topographischen Veränderungen mitgeteilt. Sachregister und Totenliste ergänzen die nachahmenswerte kleine Schrift.

F. T i m m e unterrichtet (Braunschweiger Jahrbuch 33, 155—160) über das in der Mitte des 13. Jahrhunderts am Altmarkt in Braunschweig entstandene *Kauf- oder Gewandhaus*, die darin zum Verkauf gebrachten Waren und deren Herkunft. — Die Geschichte der *Sage von Heinrich dem Löwen* verfolgt K. H o p p e (Schriften des Niedersächsischen Heimatbundes, Neue Folge, Bd. 22, Bremen 1952) von der ersten mündlichen Sage und niederdeutschen Ballade des 13. Jahrhunderts bis zu den Erweiterungen, die sie in späteren Jahrhunderten in Dänemark und Schweden erfuhr. — Der Anthropologe E. F i s c h e r berichtet (Die Welt als Geschichte, H. 4, 1952, 233 ff.) über die Ergebnisse der im Braunschweiger Dom vorgenommenen Untersuchung der *Grabstätte Heinrichs des Löwen* und seiner Gemahlin. Es konnte einwandfrei geklärt werden, daß in den dortigen Gräbern die Leichen des Herzogs und seiner Gattin beigesetzt sind.

* G. S c h r a d e r, *Gernsheim, die Gründung Joh. C. F. Schraders* (Mindener Jahrbuch N. F. 3, Mindener Beiträge zur Geschichte, Landes- und Volkskunde des ehemaligen Fürstentums Minden, 1951) ist die Geschichte einer bei Minden gelegenen Glashütte, die mit dem Gelde begründet wurde, das zwei Bremer

Kaufleute, Johann Schrader und Cornelius Lampe, in der Zeit der französischen Festlandssperre, als ihnen andere Betätigungsfelder verschlossen waren, hier nutzbringend anzulegen gedachten. Die Erzeugnisse der Hütte wurden in ihren guten Jahren zu großem Teile nach Übersee, insbesondere nach den Vereinigten Staaten ausgeführt.

F. Prüser

HANSESTÄDTE (BREMEN, HAMBURG, LÜBECK). Eine rege Geschichtsforschung in Bremen hat wieder bemerkenswerte Resultate vorzulegen. U. Branding behandelt *die Einführung der Gewerbefreiheit in Bremen und ihre Folgen* (Veröffentlichungen aus dem Staatsarchiv der Freien Hansestadt Bremen, H. 19, 1951). Durch ein Gesetz vom Jahre 1861 wurden die Privilegien aller Innungen aufgehoben und die Gewerbefreiheit eingeführt. Diesem Schritt gingen seit 1857 heftige Meinungskämpfe um die 1848 aufgeworfenen Fragen voraus. Sie werden auf Grund der Akten des Bremischen Staatsarchivs eingehend geschildert; auch sind die wirtschaftlichen Verhältnisse vor und nach der Auflösung der Ämter bis zu der in den 70er Jahren erfolgten Begründung der Innungen dargestellt. Ein Überblick über die Gewerbegesetzgebung der 80er Jahre gibt den Abschluß. — D. Herms schildert *die Anfänge der bremischen Industrie vom 17. Jahrhundert bis zum Zollanschluß* (1888) (Ebd., H. 20, 1952). Die ohne Streitigkeiten mit den Zünften seit dem 17. Jahrhundert erwachsene Industrie beschränkte sich zunächst auf Bierbrauerei, Tabak, Herstellung von Zucker und Seife; sie erweiterte sich bald auf Kattundruck, Branntweinbrennerei und Schiffbau. Ihre gründlich aufgezeigte Entwicklung hatte unter den merkantilistischen Bestrebungen der Nachbarländer zu leiden. Durch Kaufleute gefördert konnte sich vielfach nur die Ausfuhrindustrie halten, ohne daß sie bis 1888 — wie in Holland oder in Hamburg — zu einer Blüte gelangte. Den größten Anteil daran hatten im 19. Jahrhundert die Tabak- und Zigarrenfabriken. Übersichtlich angelegte Tabellen gewähren Einblick in die Erzeugnisse, Ausfuhr und Absatzgebiete, so daß auch die Handelsgeschichte von dieser verdienstlichen Arbeit ihren Gewinn haben wird. Der seit dem Ende des 18. Jahrhunderts zu Bedeutung gelangende Schiffbau in Bremen, Vegesack und Bremerhaven und seine Hilfsindustrie wird gebührend beachtet (83—102).

Im Auftrage der Bremer Baudenkmalpflege hat A. Börtzler ein nachahmenswertes Buch geschaffen: eine Sammlung aller an bremischen Gebäuden auf Kunstwerken und Grabsteinen sich findenden *lateinischen Inschriften* (Schriften der Wittheit zu Bremen, Reihe D. Bd. 20. H. 1, Bremen 1952). Man ist also nicht mehr genötigt, die Inschriften bei der Beschreibung der Kunstdenkmale zu suchen, sondern hat sie hier vereinigt, übersetzt und sorgsam erläutert, sowie durch ein Personenverzeichnis erschlossen. Auch Inschriften, die nur in Abschriften erhalten sind, haben Aufnahme gefunden.

Eine vom Vorstand des Hamburgischen Staatsarchivs 1912 herausgegebene Denkschrift über *Hamburgs Eigentums- und Hoheitsrechte an der Alster* wird von Archivdirektor Dr. Stephan (Zeitschrift der Gesellschaft für Schleswig-Holsteinische Geschichte 76) in einem Kieler Archivgutachten zu derselben Frage ergänzt und kritisch erörtert. Teile der bisherigen Ergebnisse wurden in Frage gestellt. H. Reicke versucht jetzt unter dem Titel *Grundsätzliches zur Alster-Frage* (Zeitschr. des Vereins für Hamburgische Gesch. Bd. 42, 198—204) eine „objektive Würdigung der Sachlage“. Die Schwierigkeiten liegen offenbar darin.

daß bis 1937 jede der beiden Parteien einer schriftlichen und verbindlichen Festlegung der Rechte aus dem Wege ging. R. geht daher vom Besitzstand der wahrgenommenen Rechte an der Alster aus, die Hamburg auf der Strecke von der Mündung bis Wohldorf durchgesetzt hat, jedoch nicht am Oberlauf des Flusses. Eine für die Frage der Entstehung von Hoheitsrechten an Gewässern interessante Darstellung! — Eine Teilfrage desselben Hoheitsrechtes behandelt der kurze, als Nebenfrucht einer Dissertation entstandene Beitrag H. T s c h e n t s c h e r s (Zeitschr. H. G. 42, 189—197) *Über Verwendung und Bedeutung des Wortes Strom in unterelbischen Quellen des Mittelalters*. Ausgehend von F. Rörigs Feststellung, daß „Strom“ auf der Travemünder Außenrede im 16. und 17. Jahrhundert in der lübischen Kanzlei den Begriff „Hoheitsgewässer“ bezeichnet habe, stellt er den Gebrauch dieses Wortes in demselben Sinn für die Niederelbe schon seit 1376 fest. Er macht daher Vorbehalte gegenüber Rörigs Anschauung, diese Bedeutung sei aus Flandern nach Deutschland gekommen. Es bedürfe erst noch der Untersuchungen des Gebrauches von „Strom“ auf anderen deutschen Gewässern, um diese Feststellung zu sichern.

Die übrigen Beiträge dieses Bandes seien für den Hansehistoriker kurz notiert: Ein aus dem Nachlaß Hans N i r r n h e i m s veröffentlichter Nachtrag zu einem in Band 34 veröffentlichten Plan des Fürsten Bismarck *Hamburg als Träger der deutschen Kolonialverwaltung* (1—7); anziehende und kulturgeschichtlich aufschlußreiche Auszüge über *Hamburg aus Tagebüchern des holsteinischen Kammerherrn August von Hennings* aus den Jahren 1796, 1798 und 1801 von K. D. M ö l l e r (mit Namenregister, 8—59); ein auf Grund von Visitationsbüchern des Hamburgischen Doms in der Reformationszeit zusammengestellter Bericht über die *künstlerische Ausstattung der Kapellen und Altäre in den Hamburger Kirchen* von E. K e y s e r (60—80). Der umfangreiche Aufsatz D. K a u s c h e s über den *Magistrat der Stadt Harburg* (81—153) ist eine sehr verdienstliche und gründliche Arbeit zur Geschichte der in Hamburg aufgegangenen niedersächsischen Stadt. Nach einer Darstellung der Ratsverfassung seit dem 14. Jahrhundert wird anschließend die Liste aller bekannten Magistratsmitglieder von 1566 bis 1927 veröffentlicht, der ein alphabetisches Verzeichnis der Familiennamen beigelegt wurde. W. P u t t f a r k e n kann seinen ersten Band des *Schülerverzeichnisses des Johanneums* um eine im Staatsarchiv aufgefundene Liste der Jahre 1597—1615 erweitern, die Hans B r u h n mit personenkundlichen Anmerkungen versieht (154—188).

In der Zeitschrift des Vereins für Lübeckische Geschichte und Altertumskunde 33, 1952, zeigt A. v o n B r a n d t einleitend dankbaren Gedenkens auf, was Fritz Rörig während seiner siebenjährigen Tätigkeit am Staatsarchiv Lübeck ab 1911 für die lübische Geschichte erarbeitet und als neue Sicht vertieft dem bisherigen Geschichtsbild eingefügt hat. So sehr es auch bedauert werden mag, daß dieser Forscher nicht dazu gekommen ist, die von ihm geplante Sozial- und Wirtschaftsgeschichte Lübecks im Mittelalter zu schreiben, so kann man v. B. zustimmen, daß es ihm dadurch möglich wurde, die allgemein-wissenschaftlichen Probleme deutscher und europäischer Geschichte tiefer zu durchdringen. Lübeck war ihm hierfür der vollendete Typus einer deutschen Kaufmannsstadt. Das zeigt der folgende Beitrag (13—32). Ein nachgelassener Aufsatz Fritz R ö r i g s, die Niederschrift eines Vortrages zum Thema *Die Stadt in der deutschen Geschichte* ist gut geeignet, seine letzten Gedanken zu diesem Thema,

wenn auch in knapper Form, aufzuzeigen. Die Frage, wie sich die Stadt in die „unteilbare Ganzheit der deutschen Geschichte“ eingefügt hat, erfährt aus Rörigs Gesamtkonzeption der deutschen Geschichte hier eine umfassende Antwort.

A. v o n B r a n d t, *Das Lübecker Archiv in den letzten hundert Jahren. Wandlungen, Bestände, Aufgaben* (ebd. 33—80) gibt einen weitgehenden Einblick in die Arbeit des Archivs und in seine Bestände. Die Arbeit ist begrüßenswert, weil hier zum ersten Mal die Fülle und Besonderheit der Aufgaben eines hansischen Stadt- und Staatsarchivs dargestellt werden, dazu noch in einer Epoche, die den Wandel des Archivs vom reinen Senatsarchiv zum vollen Staatsarchiv und zum wissenschaftlichen Forschungsinstitut mit sich brachte. Der Beginn liegt im Jahre 1854 mit dem Amtsantritt Carl Friedrich Wehrmanns, eines Mitbegründers des Hansischen Geschichtsvereins. Die enge Verbindung des Archivs zu diesem Verein tritt in dem bemerkenswerten Abschnitt über das Lübecker Archiv als geschichtswissenschaftliche Anstalt (61 ff.) deutlich zutage. Vor allem ist sie durch Fritz Rörig und seine Schule begründet, seitdem haben auch skandinavische Forscher häufig das Lübecker Archiv aufgesucht. Einige Anlagen geben Aufschluß über Personalbestand, Archivbenutzung und Zuständigkeit des Archivs in der Gegenwart.

J. H e n n i n g s, *Lübeck's Ratskellermeister* (ebd. 81—102) setzt eine frühere Arbeit C. Wehrmanns fort, indem er die Namen der von ihm ermittelten Träger des Amtes von 1340 bis zur Gegenwart mit Personalangaben zusammenstellt. Außerdem sind von ihm 4 Bände Stammbäume mit genealogischem Material über lübeckische Geschlechter vom 13. bis 17. Jahrhundert dem Lübecker Archiv handschriftlich übergeben worden. M. H a s s e bringt eine zusammenfassende Besprechung der 1951 zur *Bau- und Kunstgeschichte der Kirche St. Marien* erschienenen Arbeiten, darunter der Malereien (127—135).

* H. A. G r ä b k e, *Lübeck* (80 Bilder v. W. Castelli, 32 S. Text, München 1953, Deutscher Kunstverlag, gbd. 11,80 DM) gibt einen Umriss der künstlerischen Entwicklung Lübecks von den Anfängen bis zur Gegenwart, der eine volle kunstkritische und historische Beherrschung des Stoffes zeigt. Es sei nur das qualifizierende Adjektiv „spätere Königstraße“ erwähnt, das dem Historiker sofort die Vertrautheit des Verfassers mit der jüngsten Forschung beweist (siehe H. Gbl. 71, S. 152). Die präzisen Angaben über die Zerstörungen von 1942 und die Wiederherstellungen von 1946—52 verleihen dem Buch zusätzlichen dokumentarischen Wert.

S. H. Steinberg

SCHLESWIG-HOLSTEIN. K. H. G a a s c h stellt in gut fundierten Untersuchungen die *mittelalterliche Pfarrorganisation in Dithmarschen, Holstein und Stormarn* dar, deren erster Teil (Z. d. Ges. f. Schlesw.-Holst. G. 76, 1952, 39—81) die im 12. Jahrhundert einsetzende Kirchspieleinteilung in Dithmarschen behandelt. Der zweite Teil mit der Fortführung desselben Themas in den Gauen Holstein und Stormarn liegt ebd., Bd. 77, 1—96, vor.

H. S t o o b, *Dithmarschens Kirchspiele im Mittelalter* (ebd. 77, 97—140) gibt eine ganz andere Sicht auf die Kirchspiele Dithmarschens, die er nicht — wie Gaasch — von der kirchlich-kulturellen Seite her betrachtet. Er vermittelt vielmehr einen übersichtlichen Einblick in die eigenartige Verfassungsentwicklung des Bauernstaates. Die zum Thema erforderlichen Lokalkenntnisse werden geschickt in den Zug der dualistischen Auseinandersetzungen zwischen den perso-

nen Verbänden der Geschlechter und den räumlichen Körperschaften der Kirchspiele eingebaut. So ergibt sich, ergänzt durch drei Karten, ein in die vielfältigen Probleme innerer Entwicklung gut einführendes Gesamtbild des mittelalterlichen freien Bauernstaates, der einmal treffend als eine „föderative Republik der Kirchspiele“ bezeichnet wurde. Schließlich hat die Zentralinstanz der 48er, dem Egoismus der Kirchspiele entgegentretend, die Einheit des Landes hergestellt, wobei auch die Hansestädte Hamburg und Lübeck die Hand im Spiele hatten.

In dem Nordstormarnschen Heimatbuch *Zwischen Lübeck und dem Limes*, das von Clasen, mit guter Kenntnis und liebevoll geschrieben, mit Anmerkungen und Registern versehen wurde, steht die Geschichte des von Loccumer Mönchen gegründeten *Cisterzienserklosters Reinfeld* im Mittelpunkt. Das Kloster hat in der Kultivierung des Heilsgebietes und in seiner Grundherrschaft in Stormarn, Mecklenburg und Wagrien viel für die Hebung der Landwirtschaft getan. Seine Äbte pflegten zu den benachbarten Hansestädten Lübeck und Hamburg mannigfache Beziehungen, zumal sie auch in Strandraubprozessen als päpstlich delegierte Richter fungierten. — Über die *Beziehungen zwischen Reinfeld und Lüneburg*, insbesondere den umfangreichen Salinenbesitz des Klosters bis 1583, unterrichtet ein gründlicher Aufsatz desselben Verfassers (Z. d. Ges. f. Schlesw.-Holst. G. 77, 141—166).

* E. Hoffmann, *Die Herkunft des Bürgertums in den Städten des Herzogtums Schleswig* (Quellen u. Forschungen z. Gesch. Schlesw.-Holsteins Bd. 27, 1952, 283 S.) ist eine in ihrer methodischen Grundlegung wie in ihren Ergebnissen ungewöhnlich lehrreiche Untersuchung. Verarbeitet sind alle für die Städte Schleswig, Flensburg, Eckernförde, Husum, Friedrichstadt, Tönning, Tondern, Apenrade, Hadersleben und Sonderburg einschlägigen Archivalien für die Zeit vom 15. Jahrhundert bis 1750. H. stellt fest, daß die städtische Bevölkerung an Hand der Namen einigermaßen zuverlässig nach ihrer deutschen, dänischen bzw. friesischen Volkszugehörigkeit aufgegliedert werden kann. Wichtig ist die Behandlung der hier so häufigen patronymischen Familiennamen im Anschluß und in Fortbildung der Auffassung von Troels Fink. Was die Herkunftsnamen angeht, hat (S. 10) Rörig natürlich nie in Frage gestellt, daß diese auf die ursprüngliche Heimat der Familie solcher Namensträger deuten. Das Bürgertum der hansischen Städte an der Ostsee rekrutierte sich aber eben zu einem erheblichen Teil über Zwischenstationen, von welchen Lübeck, notwendigerweise, eine Art Saugstelle gewesen ist, und diese Menschen sind über See, nicht, wie ins Schleswigsche, über Land gekommen. H. zeigt, daß die während des von ihm untersuchten Zeitraumes ziemlich konstante deutsche Zuwanderung die südlichsten Städte des Herzogtums rein, Schleswig und Husum ganz überwiegend (85—90 v. H.) und die nördlichsten Städte auch noch in beachtlichem Grade (10—15 v. H.) deutschstämmig erhalten hat. Lübeck gab verhältnismäßig wenige Zuwanderer; sehr viele Nordwestdeutschland, in der Hauptsache Westfalen; Holland viel weniger als gemeinhin angenommen wird; Stade spielte eine zeitweise erhebliche Rolle. Der Abschnitt „Ursachen und Bedeutung der Bevölkerungsbewegung“ ist prinzipiell wie für Norddeutschland spezifisch besonders wichtig.

W. Koppe

* A. Mohlin, *Kampen om Holstein 1314—18* (Festschrift Gottfried Carlsson 18. 12. 1952, Lund 1952, 45—78) behandelt den Kampf der holsteinischen

Grafen untereinander und mit den Nachbarfürsten um die Macht und den Landbesitz in Holstein — Voraussetzungen für das dann folgende Eingreifen Gerhards d. Großen in die nordischen, besonders die dänischen Geschieke. M. setzt sich dabei kritisch u. a. mit Waitz und mit den Urkunden-Editionen von Hasse auseinander. v. B.

MITTEL- UND OSTDEUTSCHLAND. * Nach einer Quellensammlung zur Städtegeschichte gibt H. Helbig heraus: *Quellen zur älteren Wirtschaftsgeschichte Mitteldeutschlands* (I: 127 S., II: 211 S., III: 163 S., Weimar, Böhlau, 1952—53). Es werden 5 Teile angekündigt. Die ersten 3 betreffen: I. das Handwerk. In weiter Streuung über Nahrungsmittel-, Textil-, Metall-, Leder- und Baugewerbe werden Zunftordnungen, städtische und fürstliche Verordnungen, Verträge und Preistaxen von 1300 bis 1500 geboten; II: Handel und Verkehr; Recht und Ordnung des Handels, der Gewandschneider, Marktzwang und Niederlagsrecht, Hauptwaren wie Vieh, Salz, Getreide, Webwaren, Waid werden hier zusammengefaßt; III: ebenfalls Handel und Verkehr, nämlich die Beziehungen der mitteldeutschen Städte zur Hanse, dann Warenverkehr und Geschäftstechnik sind in interessanten Beispielen vertreten. Ausdrücklich handelt es sich um ein Hilfsmittel für den akademischen Unterricht, doch wird manches Stück auch dem forschenden oder darstellenden Gelehrten willkommen sein, denn diese Art der Quellen findet sich sonst nicht so zusammen. Die Stücke sind größtenteils älteren Drucken entnommen, teilweise recht entlegenen. Es ist so ein Überblick von großer Mannigfaltigkeit entstanden. Den 8 Stücken, die unmittelbar von der Hanse reden, schließen sich manche andere an. Die Beziehungen der mitteldeutschen Städte gehen bis nach Wisby, Brügge, Polen, Ungarn. L. B.

* Karl Heinz Quirin, *Herrschaft und Gemeinde nach mitteldeutschen Quellen des 12. bis 18. Jahrh.* (Göttinger Bausteine zur Geschichtswissenschaft, Heft 2, Göttingen 1952, Musterschmidt), wendet seine Untersuchungen den bäuerlichen Ordnungen des mitteldeutschen Raumes zu. Seine wohldisponierte Arbeit befaßt sich mit vielen (vielleicht allzu vielen) Problemen. Ihn beschäftigt nicht nur der Ursprung der Rechte organisierter bäuerlicher Gemeinschaften Mitteldeutschlands, den er in der Heimat der Siedler, d. h. zwischen Schelde und Maas, auch am Niederrhein wiederzufinden glaubt (wenn auch aus Quellen, die rund 100 Jahre jünger sind als die mitteldeutschen, von denen er ausgeht), sondern auch die überaus wichtige Frage der Beziehung und Spannung von „Herrschaft“ und „Genossenschaft“ im Laufe der Entwicklung dörflicher Organisation. Es ist nicht zu leugnen, daß Verf. gerade hinsichtlich dieses Problems viele interessante Einzelheiten vorbringt, die sicherlich zu der generellen Frage bedeutsame Beiträge bieten. So ist es durchaus verdienstlich, für den mitteldeutschen Raum nachzuweisen, wie sich die urtümliche Polarität Herrschaft und Genossenschaft im Laufe des Mittelalters in Spannung verwandelt und wie das genossenschaftliche dem herrschaftlichen Prinzip auch hier wie in allen Gebieten des Rechts weicht. Die großzügige Übersicht, die Verf. über immerhin 6 Jahrhunderte in begrenztem Rahmen bietet, empfiehlt sich in Übersicht und Aufbau, durch reichen und aufschlußreichen Anmerkungsapparat und durch einige angefügte Quellenbelege jedem rechtshistorisch interessierten Leser.

Eine Fülle beachtenswerter Beiträge zur Rechtsgeschichte des mitteldeutschen Raums findet der Leser in der Frölich-Festschrift (Goslar 1952).

Karl Frölich, der sich um die Erforschung der Geschichte der Stadt Goslar große Verdienste erwarb, erhielt diese Gabe zu seinem 75. Geburtstag durch die Stadt Goslar und den dortigen Geschichts- und Heimatschutzverein. Der Inhalt der Festschrift beschränkt sich zwar auf Beiträge zur Geschichte der Stadt Goslar, wird aber sicherlich weit darüber hinaus wohlverdiente Beachtung finden. O. Thielmann berichtet in „*Urzeitliche Kunstbegegnung am Nordharz*“ über zwei künstlerische Funde, von denen der eine in das 3. Jahrtausend vor Christus, der andere in die Jahrhunderte nach der Völkerwanderung zu datieren ist. Besonders der letztere, ein Hirsch, darf wohl als interessante Bereicherung der frühen germanischen Kunstgeschichte gelten. G. Cordes untersucht in „*Altes und Neues vom Krodo*“ jene sagenhafte Gottheit, die früher fälschlicherweise als altgermanisch bezeichnet, in Wahrheit aber zu Beginn der Neuzeit erfunden ist. Cordes bietet an Hand der Bote'schen Chroniken eine interessante textkritische Darstellung. H. Spier weist in seinen sehr sorgfältigen und über den speziellen Rahmen hinausgehenden Darlegungen „*Zur Geschichte der Burg Schildberg bei Seesen*“ auf die Zuordnung des Schildbergs in das Burgensystem Heinrichs IV. hin. F. Stolberg behandelt Birkenburg und Treppenstein im Okertal. Zur Numismatik folgen gleich zwei wertvolle Beiträge durch W. Jesse, der „*Goslars Münzgeschichte im Abriss*“ darstellt und damit eine Lücke in der numismatischen Literatur füllt, und durch F. Bonhoff, der „*Über die Entstehung von Familiennamen aus dem Bereich der Münzkunde*“ ein reiches Material, das keineswegs auf den Goslarer oder mitteldeutschen Raum beschränkt ist, bietet. Wieder ganz auf den Raum Goslar und das eigentliche Thema der Festschrift bezieht sich der Beitrag von K. G. Bruchmann „*Zur Geschichte der St.-Bartholomäus-Kapelle in Goslar*“, eine sehr sorgfältige und ganz auf Urkundenmaterial aufgebaute Untersuchung. Die Kunstgeschichte wird vertreten durch einen gemeinsamen Aufsatz von Thea Tappen und Hans G. Uhl über die Frage, ob die berühmte spätgotische Pietà in der Jacobikirche in Goslar tatsächlich, wie Walter Hentschel bisher unbestritten behauptet hat, dem Hans Witten in Köln zuzuschreiben ist, bzw. ob der Monogrammist HW mit Hans Witten identisch ist. Beide kommen zu dem interessanten und mit dem Urkundenmaterial übereinstimmenden Ergebnis, daß beide nicht identisch sind, daß vielmehr Hans Witten als Bildhauer und Hans von Köln als Maler am gleichen Kunstwerk beteiligt waren. Hans Gidion endlich beschäftigt sich mit Persönlichkeit und Werk des Magister Johannes Nendorf, Rektor der Goslarischen Ratsschule in fast der ganzen ersten Hälfte des 17. Jhs., der der Literaturgeschichte bisher fast nur durch seinen „*Asotus*“, das Schauspiel vom verlorenen Sohn, bekannt ist.

Wir tragen hier nach die *Quellen zur älteren Geschichte des Städtewesens in Mitteldeutschland*, herausgegeben vom Institut für Deutsche Landes- und Volkskunde an der Universität Leipzig (Weimar 1949, Böhlau, 2 Hefte). Die Ausgabe ist weit mehr als ein „Notbehelf“, wie die Einführung allzu bescheiden vermerkt. Denn erstmalig werden ausschließlich mitteldeutsche Quellen in solchem Umfang als geschlossenes Bild der älteren Geschichte des mitteldeutschen Städtewesens vorgelegt. So bedauerlich die Tatsache der Kürzungen immer ist, mit Rücksicht auf den Umfang der Urkunden und die begreifliche Beschränkung des Raumes ist sie entschuldbar. Die Urkunden erscheinen in systematischer Gruppierung und innerhalb dieser in

historischer Reihenfolge: über den Ursprung des Städtewesens, d. h. Burgen, Kaufleute, Märkte; über Stadtverfassung in den bekannten Entwicklungsstufen, Stadtgericht, Selbstverwaltung usw.; über Stadtwirtschaft, d. h. Markt und Münze, Gilden usw.; über Bürgerschaft, Kirche, Schule usw. U. Achter

* Im schönen und eindrucksvollen Bild- und Textband *Deutsche Heimat im Osten*, hrsgg. von K. Pagel findet sich auch ein Beitrag des Herausgebers unter dem Titel: *Der deutsche Osten und die Hanse* (58—62, Berlin 1951, K. Lemmer). Vor unseren Augen ersteht wieder das Bild der unvergeßlichen Städte des deutschen Ostens und ihrer kulturellen Leistung. Werden die neuen Herren in diesen Landen etwas Ähnliches an die Stelle setzen können?

Ein für die Lage der ostdeutschen Städte im Mittelalter höchst bedeutungsvolles Problem schneidet W. Zorn an: *Deutsche und Undeutsche in der städtischen Rechtsordnung des Mittelalters in Ost-Mitteleuropa* (Zs. f. Ostforsch. 1952, 182—194). Hier wird zum ersten Mal in kurzen Zügen ein treffendes Gesamtbild der rechtlichen Verhältnisse der andersvölkischen Bewohner in den ostdeutschen Städten gegeben, mit Berücksichtigung des ganzen Gebietes von Livland über Preußen nach Schlesien, Sachsen und Böhmen. Verf. kann sich dabei auf eine Reihe von Vorarbeiten von Hugelmann, Ahlers, Hopp, Arbusow, Niitemaa und von dem Referenten stützen; doch bedarf die Frage im einzelnen noch einer weiteren Vertiefung, weil die Rechtsstellung allein uns nie ein eindeutiges Bild der gegenseitigen Verhältnisse im nationalen Bereich geben kann.

Es sei ferner verwiesen auf das Pommernheft der schon mehrfach genannten Zs. f. Ostforschung (1953, 2) mit dem Aufsatz von G. Papke, *Pommern im deutschen Geschichtsbild* (161—178), in welchem unseres Erachtens König Erich von Pommern etwas zu viel, den wendischen Hansestädten etwas zu wenig Beachtung geschenkt wird; weiter auf den für die kulturgeschichtliche Rolle der Gobelins wichtigen und reizvollen Aufsatz von W. Borchers, *Pommersche Geschichte im Spiegel gewirkter Wandbehänge* (das., 178—189) und vor allen Dingen auf den für die Geschichte der Zuwanderung in die ostdeutschen Städte sehr belangvollen Aufsatz von E. Assmann, *Die Stettiner Bevölkerung des ersten Jahrhunderts nach der Stadtrechtsverleihung* (1243—1352, S. 230—263). Die beigelegte Karte der „Namengebenden Orte der Stettiner Bevölkerung des ersten Jahrhunderts nach der Stadtrechtsverleihung“ zeigt, daß der größte Zuzug aus der nächsten Umgebung westlich der Oder erfolgte, dann tritt aber auch Elbsachsen in Erscheinung und nicht zuletzt Rheinland-Westfalen, während die Seestädte mehr zurückzustehen scheinen. Allerdings hat A. nicht immer der Versuchung widerstehen können, zweifelhafte Identifikationen mit zu berücksichtigen.

N. von Holst bietet uns in dem Bildbande *Danzig. Ein Buch der Erinnerung* (Hameln, Seifert, 1949, 96 S.) neben einer großen Anzahl wirklich gelungener Aufnahmen auch eine zusammenhängende Darstellung der Entwicklung Danzigs vom frühen Mittelalter bis zur Romantik, wenn auch in großer Kürze und mehr vom kunstgeschichtlichen Aspekt aus gesehen. Ein Plan der Stadtentstehung und graphische Darstellungen der künstlerischen und wirtschaftlichen Rolle Danzigs beschließen das ansprechende Buch, das jedem Freunde dieser unvergeßlichen, stolzen Hansestadt ein wertvolles Geschenk sein wird.

Aus der Geschichte Ostpreußens betitelt sich die von der bewährten Hand B. Schumachers geschriebene kurze Übersicht des historischen Geschehens in Deutschlands östlichster Provinz (Leer 1952, Rautenberg und Möckel, 95 S.). In populärer Form wird hier dem Leser die Vergangenheit des Landes wieder lebendig gemacht, wobei zugleich auch die Nachbarländer berücksichtigt werden. Gilt es doch Ostpreußens Geschichte aus der provinziellen Enge herauszuheben und ihre Verbundenheit mit dem europäischen Schicksal zu zeigen. Hierbei hat S. mit besonderer Sorgfalt auch auf die allgemeine Stellung des Deutschen Ordens verwiesen; wie schon in einem kurzen Aufsatz: *Der Deutsche Ritterorden. Seine Ideengrundlage und seine europäische Bedeutung* (Der Turmwart, Zürich 1952). Vielleicht hätte ein stärkeres Eingehen auch auf handelspolitische Bindungen das Bild noch vollständiger gestaltet.

Ähnliches kann man auch von der Aufsatzsammlung von W. Hubatsch, *Eckpfeiler Europas. Probleme des Preußenlandes in geschichtlicher Sicht* (Heidelberg 1953, Quelle und Meyer, 141 S.) sagen. Es sind zum Teil schon publizierte Vorträge, die hier geboten werden: „Der deutsche Ritterorden in Ost und West. Der Ausgang des Ordensstaates in Preußen. Deutscher Orden und Preußentum. Beamtentum und Staatsgedanke im Zeitalter der Steinschen Reformen. Preußen und die Ostsee. Ostdeutschland als europäisches Problem nach 1945“; dazu zwei Kartenskizzen, allgemeine Nachweise und Literatur. Auch diese Arbeit wendet sich an weite Kreise der deutschen Öffentlichkeit, nicht nur an die ostpreußischen Flüchtlinge, denen sie besonders willkommen sein wird. Der Abschnitt „Preußen und die Ostsee“ bringt eine gute Darstellung der Flottenentwicklung, während die Frühzeit, namentlich die Hanse, schlechter wegkommt; über die Bedeutung Danzigs als führende Handelsstadt des Ordenslandes und ihre Seegeltung ließe sich vieles nachtragen. Aber gewiß stand dem Verf. in seiner Betrachtungsweise die preußische Monarchie näher, was man gelten lassen muß.

Anlässlich der Jahrhundertfeiern der drei ostpreußischen Städte Memel (1252), Zinten (1352) und Tilsit (1552) erschien mit Unterstützung der „Nordostdeutschen Akademie“ in Lüneburg ein kleines Bändchen unter dem Titel „... bis an die Memel“, hrsg. von E. Nadolny (Leer 1952, 48 S.) mit Beiträgen von W. La Baume, H. Jankuhn, H. Mortensen, E. Weise, W. Hubatsch, K. Forstreuter u. a., das einen anschaulichen Querschnitt durch die Landesgeschichte bietet, verbunden mit lokalhistorischen Daten.

Aus der Schule Prof. Hubatschs in Göttingen erwuchs eine Dissertation von ungewöhnlicher Reife und Gestaltungskraft: P. G. Thielen, *Die Kultur am Hofe Herzog Albrechts von Preußen (1525—1568)*, (Göttinger Bausteine zur Geschichtswissenschaft H. 12, 1953, Musterschmidt, 256 S.). Nach Schilderung des Lebensweges von Herzog Albrecht wendet sich T. in 6 Kapiteln seinem Thema zu: Leben am Hofe, Bildende Kunst, Musik, Buchwesen, Humanismus und Kriegskunst. Man liest sie mit gleichbleibender Freude und Genugtuung, ist doch vieles aus erster Hand den Quellen entnommen. Es zeigt sich nun, wie wichtig für die Forschung die Rettung des Königsberger Archivs gewesen war, das nun in Göttingen zugänglich ist. Gute Abbildungen und ausführliche Literaturverzeichnisse nebst Register machen das Buch gleichzeitig zu einem wichtigen Hilfsmittel für die weitere Forschung, die sich hoffentlich in ähnlicher Weise auch der Deutsch-Ordenszeit selbst annehmen möge.

Das erwähnte „Ostpreußenheft“ der Zeitschr. f. Ostforsch. (1952,4) enthält einen Forschungsbericht von F. Stahl: *Die Einwanderung in ostpreußische Städte 1740—1806*. Aus den Listen des Geh. Staatsarchivs in Berlin-Dahlem entnimmt Verf. genaue Daten über eingewanderte „Ausländer“ in Ostpreußen, die aus den Bürgerbüchern zu ergänzen sind. In zwei Tabellen vereinigt er die Ergebnisse, nach Abwanderungsgebieten und Zuzugsstädten, sowie nach Berufen gegliedert. Die Untersuchung betrifft eine Anzahl von 3356 Personen und zeigt, daß ein Großteil der Neubürger aus Westpreußen nebst Danzig und Thorn stammte, dann jeweils aus Mitteleuropa, Brandenburg, Pommern, den Hansestädten, Schlesien usw. Eine sehr lobenswerte Untersuchung, die uns sichere Zahlenangaben vermittelt, wenn schon aus relativ später Zeit.

Die Elbinger Hefte. Eine kulturelle Schriftenreihe, zählt schon 12 Nummern von jeweils 58—80 Seiten, darunter Nr. 5 eine kurze *Elbinger Geschichte* (1951, 67 S.) von der bewährten Hand des ehemaligen Stadtarchivdirektors E. Carstenn. Für die Heimatvertriebenen verfaßte ferner W. Franz eine *Geschichte der Stadt Königsberg*, M. Holzer-Kitzingen (1953, 36 S.), E. Keyser eine *Geschichte der Stadt Danzig* (das. 1951) und H. Hartkopf die Schrift *Geschichtliche Marksteine der deutschen Stadt Stolp in Pommern*. Ein dokumentarisches Heimatbuch des Stolper Stadt- und Landkreises (das. 1952, 84 S.).

P. Johansen

* Eine Quelle, die sehr interessante Aufschlüsse über das geistliche Leben im hansischen Niederdeutschland gibt und zugleich auch Danzigs besondere Beziehung zum Norden beleuchtet, behandelt T. Ahlden, *Nonnenspiegel und Mönchsvorschriften. Mittel-niederdeutsche Lebensregeln der Danziger Birgittinerkonvente* (Acta Universitatis Gotoburgensis LVIII, 1953:2, Göteborg 1953). Es handelt sich um eine Uppsalaer Sammelhandschrift, die von A. im Text herausgegeben und ausführlich erläutert wird.

v. B.

4. WESTEUROPÄISCHE STÄDTE UND LÄNDER

(Bearbeitet von Ludwig Beutin)

NIEDERLANDE. * H. van Werveke, *„Hansa“ in Vlaanderen en aangrenzende gebieden* (Handelingen van het Genootschap „Société d'émulation“ te Brugge XC, 1953, 5—42) gibt aufschlußreiche Hinweise auf die älteste Bedeutung des Wortes hansa, hanseur, hanze in Valenciennes, Gent, St. Omer, Middelburg, Mecheln, Antwerpen und bei der flämischen Hanse zu London, wie auch der Hanse der 17 Städte. Das Wort bezeichnet sowohl die Vereinigung der Kaufleute, als auch ihr besonderes Recht; ein hanseur oder hansare ist der Teilnehmer an solchem Recht, für welches eine Abgabe an die Gemeinschaft zu leisten war. In England, Deutschland und Frankreich dagegen war die „hansa“ offensichtlich eine Abgabe an den König.

P. Johansen

J. van Bruges, *Houtte et Anvers, marchés „nationaux“ ou „internationaux“, du XVIe au XIVe siècle* (Revue du Nord, 34, Lille u. Arras 1952, 89—108) ist ein Beispiel dafür, wie in einem knappen Aufsatz umwälzende Thesen aufgestellt werden können. Was seit Häpke und Pirenne allgemeine Überzeugung und Lehre ist, daß nämlich Brügge ein Weltmarkt war, an dem sich die Warenströme des Südens und Westens und der hansisch-nordische trafen und tauschten, der durch diesen internationalen Tausch seinen Rang erhielt, wo unter Vermittlung des Einwohners Gast mit Gast handelte — dies

alles ist falsch, sagt v. H., oder zumindest sehr übertrieben. Die Warenströme ergänzten sich nicht, Salz und Wein wurden direkt verfrachtet. Die Hauptquellen, die Schöffebücher von Brügge, sprechen nur selten vom Gästehandel, die hansischen Schiffe ankerten wohl oft in Swin, aber nicht aus wirtschaftlichen, sondern aus nautischen Gründen. Der Austausch im Transithandel war in Wirklichkeit ganz unbedeutend. Brügge war kein Welthafen, sondern ein auf den engen flandrischen Raum bezogener, ein „nationaler“ Markt. Die einzige Ausnahme bildet der Verkehr mit England. — Erst Antwerpen wurde ein „Weltmarkt“ in dem Sinne, wie er Brügge zugeschrieben wird. — Das ist in der Tat neu und überraschend. Gar zu vieles macht stutzig: die fremden Nationen, das zäh festgehaltene hansische Kontor, die Stellung Brügges als Geldmarkt besonders. Doch sind die Gründe nicht abzuweisen. Ein wichtiges Problem ist neu in die Debatte geworfen.

R. Degryse, *De gemeenschappelijke Grote Visserij van de Nederlanden in de XVIe eeuw* (Bijdr. Gesch. Ned. 7, 1952, 32—54) gibt einen interessanten Überblick über die Hochseefischerei der drei Provinzen Holland, Seeland und Flandern. Dieses stand lange in Gegensätzen zum Norden, die durch den Zeitpunkt des Fangbeginns, verschiedene Verarbeitungsgewohnheiten und besonders die Beziehungen zu den hansischen Händlern hervorgerufen waren. Denn diese bevorzugten Flandern in demselben Maße, wie sie dort mehr als in Holland privilegiert waren, die hansisch-holländischen Gegensätze wirkten auch hier. Die Fischereiplätze der Provinzen begannen sich zu Zweckverbänden zusammenzuschließen (einer Art „Hanse“, wie der Verf. richtig sagt). Seit 1495 versammelten sich Vertreter der nördlichen Orte jährlich im Haag, um mit Vertretern Kölns und anderer Rheinstädte den Heringshandel zu regeln, woraus wieder hervorgeht, daß die hollandfeindliche Politik keineswegs eine gemeinhansische war. In Flandern trafen Dünkirchen, Nieuwport und Ostende eine entsprechende Einigung. Die Regierung griff dann mit gemeinsamen Vorschriften ein, 1519 erschien das erste grundlegende Plakat über die Fischerei. Der Partikularismus wurde teilweise überwunden, unter staatlicher Aufsicht wurde die „Große Fischerei“ zur Goldgrube, als welche Guicciardini sie rühmte. Daß sie sich nach dem Norden verlagerte, war die Folge des Aufstandes, nicht irgendwelcher Mängel der flämischen Fischerei. Die Geusen benutzten die wundervolle Gelegenheit, um die Konkurrenten von der See zu verjagen. Zu dem Niedergang trugen auch die hohen Steuern in den spanischen Niederlanden bei und sodann die Tatsache, daß die Hanse, deren offizielle Politik so lange auf der Seite des Südens gestanden hatte, aus den Verhandlungen ausschied. — Eine auch für die Hansegeschichte bedeutsame Studie!

Daß die Geschichte der niederländischen Hansestädte noch viele Fragen birgt, ist wohlbekannt. Zwei Aufsätze beleuchten ihre Gegensätze zu dem erstarkten Holland: J. C. H. de Pater, *Leycester en Overijssel* (Tijdschr. v. Gesch. 64, 245—276) sieht Overijssel nach der Utrechter Union im Gegensatz zu der holländischen Politik, es beruft sich unter Deventers Führung immer noch auf seine Zugehörigkeit zum Reich und zur Hanse. Wobei man allerdings beachten muß, daß solche Berufungen auf alte Rechte und Bindungen zeitüblich waren und über die tatsächliche Lage nichts zu besagen brauchen. — Und auch R. Feenstra, *A quelle époque les Provinces-Unies sont-elles devenues indépendantes en droit à l'égard du Saint-Empire?* (Tijdschr. v. Rechtsgesch.

Deel 20, 20—63) betont dieselbe Haltung. Gegen 1600 war Overijssel noch lehnsrechtlich mit dem Kaiser verbunden, ebenso wie Utrecht und Geldern, aber dort allein wurde das Verhältnis noch lebendig empfunden. Die endgültige Lösung vom Reich sieht F. in den Mitteilungen der Generalstaaten an den Kaiser von 1605 und 1608, daß die Niederlande von allen Souveränen als freier Staat anerkannt und behandelt würden, nicht in der nur formalen Bestätigung durch den Westfälischen Frieden.

W. S. U n g e r, *Rijksarchief in Zeeland. Het Archief der Middelburgsche Commercie-Compagnie* ('s-Gravenhage, Ministerie van Onderwijs, Kunsten en Wetenschappen, 1951, 121 S.), enthält ein genaues Verzeichnis des Archivs der 1720 im Zusammenhang mit der Aktienspekulation der Zeit gegründeten Gesellschaft, die erst 1889 liquidiert wurde. Es ist fast ganz erhalten und umfaßt in rund 1800 Nummern eine große Menge von Geschäftspapieren aller Art, als Hauptbestand eine Menge von Reisejournalen der nach Westindien, Afrika und Curaçao bestimmten Schiffe.

Neben de Roovers oben besprochenem Werk dürfte hinsichtlich der Wirtschaftstechnik das in der Berichtszeit bedeutsamste sein N. W. P o s t h u m u s, *De oosterse Handel te Amsterdam. Het oudst bewaarde Koopmansboek van een Amsterdamse vennootschap betreffende de Handel op de Oostzee, 1485—1490* (Leiden, Brill, 1953, 340 S., 53 Facsimiles). Posthumus legt in wunderbarer Ausgabe ein Handelsbuch vor und interpretiert es im weitesten Sinne. Es entstammt einer bescheidenen Handelsgesellschaft, die zwei Verwandte, Symon Reyersz. und Reyer Dircz., in Amsterdam betrieben. Ihr Jahresumsatz betrug 3—4000 Mark. Doch ist das Buch wegen seines Typus interessant. Der jeweils nach Danzig reisende Teilhaber verzeichnete diejenigen Geschäfte, bei denen eine Schuld offen blieb. Also führte er kein Rechnungsbuch, sondern eine Art Merkbuch, das nach Rückkehr vorgelegt wurde. Begleichung der Schuld wurde wie üblich durch Streichung vermerkt. Von einfacher oder doppelter Buchführung ist keine Rede, weder läßt sich der Gesamtumfang des Betriebes noch der Stand der Geschäfte erkennen. Die Eintragungen auf den ursprünglich nicht gebundenen Blattlagen wurden nicht in zeitlicher Folge vorgenommen. Ob ein wirkliches Hauptbuch geführt wurde, ist unbekannt, doch unwahrscheinlich. Im ganzen also eine recht primitive Sache! Aber so war nun die durchschnittliche Buchführung der Zeit um 1500 und noch lange darüber hinaus bei den Regelbetrieben, wie sie zu Tausenden bestanden. Amsterdam war in lebhaftem Aufstreben begriffen, aber es war bei weitem noch kein Weltplatz. Was nun P. aus dem unscheinbaren Anlaß macht, ist eine ganz vorbildliche Übersicht über den gesamten Amsterdamer Ostseehandel um 1500. Es werden die Gesellschaftsformen, die Schifffahrt und ihre Organisation, dann die wirtschaftlichen Verhältnisse in Danzig, dem Gegenort dieser Firma, die Zollfragen dargelegt. Ketners Werk *Handel van Amsterdam in de XVe eeuw* wird durch neue Archivstudien ergänzt. Nachdem so die Umwelt dargestellt ist, untersucht P. den inneren Betrieb der Firma: Waren, Maße, Münzen, Frachten, Handelsusancen, Zahlungsformen — sehr selten werden wir in so gründlicher Weise über den wirklichen Ablauf eines spätmittelalterlichen Handelsbetriebes belehrt, gerade weil er so übersichtlich klein war. Hier nur eine Einzelheit: wie bei diesem Betrieb, so führt P. aus, gab es überhaupt in den hansisch-niederländischen Beziehungen um 1500 noch den Wechsel nicht. Es gab wenige dauernde

Gesellschaften mit Filialen, die aufeinander Wechsel ziehen konnten; allerdings zahllose, doch meist kurzlebige Gesellschaften der bekannten Art. Man war um Zahlung in Bargeld, oft durch Warentausch bemüht. (Mickwitz, *Aus Revolver Handelsbüchern*, 89 f., kommt zu gleichen Schlüssen für die Mitte des 16. Jahrhunderts). Dennoch war Kreditgeben und -nehmen allgemein üblich. Das geht auch aus dem vorliegenden Handlungsbuche hervor. Schulden wurden aber abgewickelt durch die Überschreibung (d. h. durch einen Brief, in dem der Gläubiger seinen Schuldner anweist, an einem anderen Orte einem Dritten Zahlung zu leisten) oder den Überkauf (d. h. der Schuldner übernimmt die Zahlung seiner Schuld an anderem Orte an einen Dritten, jedoch ohne Überschreibungsbrief). Bei der Überschreibung gibt es wie bei dem Wechsel drei Teilnehmer an der Aktion, es gibt den Ortsunterschied, in der Regel den Währungsunterschied, doch fehlt der Überschreibung die Übertragbarkeit an Order und besonders die strenge Rechtskraft des Wechsels. De Roovers Aufstellungen werden hier also, zwar von einer schmalen Basis her, doch mit dem Blick auf das Typische gestützt. Man sieht, daß seine Arbeit auch für die Erkenntnis des hansischen Wirtschaftssystems weitreichende Bedeutung besitzt. Zum Schluß sei noch auf die vorzüglichen Tafeln verwiesen, auf denen das gesamte Buch wiedergegeben ist. Das ist hier in dieser Breite zum ersten Male geschehen, und es ist eine wertvolle Gabe, die die Unterstützer des Werkes der Wissenschaft erwiesen haben.

J. H. Kernkamp, *Johan van der Ueken en zijn Tijd* (Festrede der Nederl. Economische Hoogeschool, 's-Gravenhage 1952, 35 S.), schildert einen typischen Unternehmer der Zeit um 1600, der aus Mecheln stammte und während des niederländischen Aufstandes nach Rotterdam ging. Er war einer der Gründer und Bewindheber der Ostindienkompanie, einer der Getreidespekulanten, die Korn nach Italien sandten. Er handelte nach Brasilien, Guinea, war Kriegslieferant und Lizentenverwalter, einer der vielen regsamen und nicht allzu bedenklichen Unternehmer der Zeit. K. versteht dies durch eine Fülle amüsanter Züge zu zeichnen, die er kaufmännischen Korrespondenzen des Leidener Archivs entnahm. — Interessante Kupferstiche, so eine Ansicht von Rotterdam von 1599, schmücken das anregende Büchlein.

K. Glammann, *The Dutch East India Company's trade in Japanese copper, 1645—1736* (Scandinavian Ec. Hist. Rev., 1, 41—49) nimmt die Diskussion über den europäischen Kupfermarkt wieder auf (vgl. u. a. die H. Umschau, HGBI. 62, 1938, 319). Er durchforschte die Papiere der niederländischen Ostindiengesellschaft und kam zu einem sehr wechselreichen Bilde. Im allgemeinen lag der Preis des japanischen Kupfers etwas unter dem des schwedischen, aber selten weit genug, um Ware anzuziehen. Auch war an sich der ostasiatische und indische Markt den Holländern wichtiger als Europa. So kamen nur in Ausnahmezeiten größere Mengen japanischen Kupfers nach Amsterdam und von einer starken Konkurrenz wird nicht zu reden sein. Ausführliche Statistiken begleiten die Untersuchung.

Eine verwandte Untersuchung führte W. Treue im Archiv der Ostindienkompanie durch: *Das Porzellan im Handelsbereich der Nederl. Ostindischen Kompanie im 17. Jahrhundert* (V.S.W.G., 39, 1952, Heft 1 u. 2). Die ungeheure Einzelliteratur über das Porzellan befaßt sich eigentlich nur mit ästhetischen Fragen, nicht mit wirtschaftlichen. Tr. studiert das originelle Thema an den

reichen aus dem Betrieb der Gesellschaft stammenden Quellen, besonders den Dagh-Registers aus Batavia, die z. T. im Druck vorliegen. Er entwirft ein Bild von dem Handelsnetz der Gesellschaft und ihrem Betriebe, auch Indien, Japan und China einbeziehend, und es gelang ihm eine Studie von besonderer Eigenart.

F. B l o c k m a n s diskutiert in *Antwerpen in de XVIIIe eeuw* (Antwerpen. de Sikkel, 1952, 395—407) die Bevölkerungsziffer der Stadt. Er stellt sie für die eigentliche Stadt („intra muros“) für 3 Daten fest: 1699 67 123 Menschen, 1755 nur 42 375 und 1784 endlich 50 973. Die Gründe für diese interessante Entwicklung, die Verschiedenheiten der einzelnen Kirchspiele mit ihrer sozialen Differenzierung werden sorgfältig untersucht. — Ebd. behandelt er die Stadtfinanzen, die im 18. Jahrhundert immer noch unter der sorglosen Politik des „Goldenen Zeitalters“ litten, als sich die Stadt gewaltig übernommen hatte. Die Zinsen verschlangen 60 Prozent der Einnahmen, die an sich recht bedeutenden Überschüsse der Stadt wurden dadurch regelmäßig beansprucht, so daß ihre Lage schlecht blieb.

ENGLAND. Sir J o h n C l a p h a m, *A concise economic history of Britain from the earliest times to A. D. 1750* (2. Ausgabe, Cambridge 1951, zuerst 1949, University Press, 324 S.). Daß so schnell eine zweite Ausgabe dieses von dem 1946 verstorbenen Lehrer der Wirtschaftsgeschichte in Cambridge nachgelassenen Werkes erscheinen konnte, spricht schon für es. C. hat gewiß eine der besten Zusammenfassungen geschrieben, die über das frühere England vorliegen. Ein Alterswerk, voll von klugen, im Vorbeigehen gesagten Bemerkungen und von den Früchten lebenslanger Arbeit. Sehr vorsichtig in der Bewertung der Quellen und ungewisser Zusammenhänge. Die Landwirtschaft wird in den drei Hauptabschnitten jeweils vorangestellt und besonders ausführlich behandelt. Sehr instruktiv ist das Kapitel über die römische Zeit. C. schreibt einen überaus gefälligen, leichten, durch ein eingestreutes Wort, ein Zitat aus Historikern oder Dichtern oft gehobenen Stil. Er wahrt überhaupt jenen Abstand vom Objekt, der dem guten Schriftsteller eignet. Die Wirtschaftsgeschichte, sagt er in der Einleitung, ist wohl die fundamentalste, aber keineswegs die wichtigste Art der Historie; denn wie ein Mann in seiner Familie und Gesellschaft lebt, was er fühlt und glaubt, seine Gebete und Gedanken sind wichtiger als seine Werkzeuge, Geschäfte, sein Geld. Nur daß diese Dinge eben die Grundlage bilden müssen.

H. L u d a t, *Ein Zeugnis westfälisch-englischer Beziehungen. Die Grabplatte eines hansischen Kaufmanns aus Münster in England* („Westfalen“, 29. Bd. H. 1, 1951, 47—51) bespricht das Grabmal des Wisselus Smalenburgh, † 1340, in Boston. Über das Wirken des Kaufmanns ist nichts bekannt, nur die schöne Grabplatte (Abb.) berichtet von ihm. Eine durch die vielfältigen Verbindungslinien, die L. zieht, höchst ansprechende Studie.

Sylvia L. T h r u p p (Univ. Chicago) gibt *An Essay of Drapery*, von William Scott 1635 in London geschrieben, heraus (Kress Library of Business and Economics Publication 9, Cambridge Mass. 1953, 41 S.). Er gibt Ratschläge für den Kaufmann, jedoch weniger aus praktischer Sicht als aus einer konservativen, mittelalterlich anmutenden sittlichen Haltung heraus. Eine für die Geschichte kaufmännischen Denkens wichtige Quelle.

Ein für die realistische Geschichte des Handels ebenso wichtiges wie schwer zu fassendes Thema skizziert G. D. Ramsay, *The smugglers' trade: a neglected aspect of English commercial development* (Transactions of the Royal Hist. Society, 5th series 2, London 1952, 131—157). Die Spezialliteratur wie Akten benutzend verfolgt er den vergeblichen Kampf der Zollbehörden gegen Schmuggel und Bestechung seit dem 16. Jahrh. Die Arbeit warnt wirksam davor, eine Hafenstatistik für ganz zuverlässig zu halten. Man weiß von den Sundzollregistern, von den Amsterdamer Hafenanschreibungen, vom Teehandel der englischen Kolonien des 18. Jahrh., aus den italienischen Häfen, daß die Ziffern, die gelehrte Arbeit aus solchen Quellen gewann, selten ganz und oft auch nicht einmal entfernt der Wirklichkeit entsprechen. Es ist auch immer zu beachten, daß die Anschreibungen nicht zum Zwecke der Statistik gemacht worden sind. Das heißt nun nicht, daß sie wertlos seien! — Ein methodisch sehr beachtlicher Aufsatz!

Eine Bibliographie der seit 20 Jahren erschienenen Werke über die Geschichte *Schottlands* von N. H. Marwick enthält Econ. Hist. Review, 2. series 4, 1952, 376—382. Es ist viel einzelnes erarbeitet worden, jedoch seit I. F. Grant, *Economic History of Scotland* (1934), nichts Zusammenfassendes. Wir holen die Nennung eines Aufsatzes nach: J. W. Dillely, *German Merchants in Scotland 1297—1327* (Scottish Hist. Rev. 1947).

Aus den englischen Dissertationsverzeichnissen: Bulletin of the Institute for of Historical Research, Theses Supplement 12 (Nov. 1951) und 13 (Aug. 1952) entnehmen wir folgende in unser Beobachtungsgebiet fallende Titel. Festland: R. K. Blumenau, *The Datini Family and Liège in the 15th century* (Diss. Oxford); D. J. Crawton, *The Scottish nation of merchants in Bruges* (Glasgow); England: F. E. Leese, *Calendar and analysis of two Elizabethan port books* (Oxford); K. R. Andrews, *The economic aspects of Elizabethan privateering* (London); T. G. Wyatt, *The part played by aliens in the social and economic life of England during the reign of Henry VIII* (London).

FRANKREICH. Ein bedeutendes Unternehmen, das J. Lacour-Gayet leitet, können wir nur verzeichnen: *L'Histoire du Commerce* soll in 6 Bänden die gesamte Geschichte des Handels darstellen. Bd. I behandelt allgemeine Fragen: Wege und Transportmittel, systematische Begriffe, Bibliographie; Bd. II Altertum und Mittelalter bis 1500; Bd. IV den europäischen Handel von 1500 bis 1850.

M. Mollat ließ seinem Buch (s. die Anzeige S. 134) eine Sonderpublikation vorangehen, *La comptabilité du port de Dieppe au XVe siècle* (Paris 1951, Colin), in der er das Zollregister des Hafens aus dem 15. Jahrhundert abdruckt und kommentiert, ein besonders für die nicht allzu weit reichende Schifffahrt des Hafens interessante Quelle.

5. DER SKANDINAVISCHER NORDEN

(Bearbeitet von A. von Brandt)

Im Dezember 1952 starb zu Stockholm der große schwedische Wirtschaftshistoriker Eli F. Heckscher. Nicht nur die allgemeine Wirtschaftswissenschaft und Wirtschaftsgeschichte, sondern auch die hansische Geschichtsforschung

hat Heckschers Arbeiten Bedeutendes zu verdanken; wir erwähnen nur seine große Wirtschaftsgeschichte Schwedens und seine verschiedenen Untersuchungen über den Sundzoll, den schwedischen Kupferexport usw., die in den Hansischen Geschichtsblättern jeweils ausführlich gewürdigt worden sind. Durch freundliches, menschliches und wissenschaftliches Entgegenkommen, auch nach dem Zweiten Weltkrieg, hat Heckscher sich den Hansischen Geschichtsverein und den Unterzeichneten zu besonderem Dank verpflichtet. Ein vortreffliches Porträt seiner noblen Erscheinung ist der ersten Nummer der *Scandinavian Economic History Review* (I, 1953) vorangesetzt.

Aus der vielseitigen Festschrift für Otto Scheel, *Beiträge zur deutschen und nordischen Geschichte* (Schleswig 1952) erwähnen wir die Aufsätze von H. Kellenbenz, *Am Stein von Brömsebro*, G. Carlsson, *Preussischer Einfluß auf die Reformation Schwedens*, W. Hahn, *Schleswig-Holsteins Eingliederung in den deutschen Wirtschaftsraum*, E. Waschinski, *Reduktion alter Getreidemaße auf heutiges Gewicht* und A. von Brandt, *Lübeck, Dänemark und Schleswig-Holstein 1848—50*.

* Valentin Kiparsky, *L'histoire du Morse*, Helsinki 1952 (Ann. Ac. Scient. Fenn. 73, 3) bringt eine sehr interessante Zusammenstellung der ältesten Nachrichten über das Walroß und seine Namen, Fangweise usw., mit den ersten Zeichnungen von der Hand Albrecht Dürers (1521) und Gesners (1560).

P. J.

DÄNEMARK. * Von dem schon im letzten Jg. (71, 150) angezeigten großen Quellenwerk *Danmarks gamle købstadlovgivning* erschien 1952 der II. Bd. über Jütland (Nørrejylland, 317 S., Rosenkilde & Bagger, Kopenhagen). Als wesentlich für die hansische Stadtrechtsforschung seien hervorgehoben: Ripener Recht 1269 (8), nebst späteren Texten; Kolding 1452 (112), Aarhus 1441 (171), Viborg 1440 (209), Aalborg 1342 (271) und Skagen 1507 (299). Die Texte, lateinisch und dänisch, sind mit gewohnter Akribie von Erik Kroman ediert; sie bieten nicht bloß wichtige Vergleichsmöglichkeiten mit deutschem Stadtrecht, sondern zeigen uns auch die Unterstellung des fremden Kaufmanns und Handelsgastes unter dänisches Stadtrecht. Gerade an den vielbesuchten Fischfangplätzen der späthansischen Zeit in Aalborg und Skagen war dieses Recht von Bedeutung.

P. J.

Das mit beneidenswerter Promptheit fortgeführte *Diplomatarium Danicum*, II. Reihe (1250—1340) ist weiter gefördert worden durch das Erscheinen von Band 8 (Kopenhagen 1953), der die Jahre 1318—22 umfaßt. Es fehlen jetzt nur noch der besonders wichtige Band 7 (1313—17) und der abschließende Band 12 (1337—40).

* Ins alte Dänemark hinein führt R. Blomqvist, *Lunds Historia I. Medeltiden* (Lund 1951, Glerup, 375 S.), eine ebenso gründlich durchdachte wie leicht geschriebene Geschichte des Vororts von Schonen und der kirchlichen Metropole Dänemarks im Mittelalter. Gestützt auf die Forschungen L. Weibulls, der beiden Rydbeck und anderer verwertet B. selbständig alles, was irgendwie etwas über das mittelalterliche Lund auszusagen vermag, die verhältnismäßig wenigen Urkunden, darunter das große *Necrologium Lundense*, die nicht ohne weiteres glaubwürdigen Zeugnisse der Historiographen, vor allem auch die vielen Funde, welche bei Ausschachtungen im Stadtgelände und bei Grabungen seit 1890 ans Licht gekommen sind. Besonders wichtig sind die

Ausführungen über das früh- und hochmittelalterliche Lund. Lund verdankt danach seine Entstehung Knut dem Großen, der auf vorher unbesiedeltem Boden, vielleicht 1119/20, nach englischem Vorbild ein Münzwerk anlegte, nicht weit von dem alten Tingplatz der Schoninger. Neben dem Münzwerk, bei weitem dem bedeutendsten Dänemarks bis ins 14. Jahrhundert hinein, ist noch unter Knut eine Holzkirche, St. Marien, gebaut worden. Lange ist dies Lund Stapel- und Marktplatz für Seeräuberwaren gewesen, bis über 1060 hinaus, als Sven Estridsson den Ort zum Sitz eines Bischofs bestimmte und Svens zweiter Nachfolger, König Knut der Heilige, dann Anfang der 80er Jahre eine Bischofskirche, St. Laurentii, als ersten Steinbau (über dessen Gestalt B. anders denkt als O. Rydbeck) anlegte, gleichzeitig Allerheiligen als erstes Kloster. Nunmehr wird Lund Stadt, vollends unter Knuts Bruder Erich Ejegod, welcher die Erhöhung des Lunder Stuhles zum Erzstuhl erreichte. Während des 12. und 13. Jahrhunderts ist eine steinerne Kirche nach der anderen aufgeführt worden, so daß ihrer schließlich außer dem Dom 19 vorhanden waren, jede mit eigenem Pfarrbezirk. Lunds große Zeit waren diese beiden Jahrhunderte und der Beginn des 14. Jahrhunderts, mit welchem die Urkunden erste Einblicke in die Bürgerschaft gewähren. Diese ist noch stark deutsch durchsetzt, das Dänentum dringt aber zunehmend vor, im selben Grade wie Lunds merkantile Bedeutung zugunsten des verkehrsmäßig günstiger gelegenen Malmö zurückgeht. Kirche und Bürgerschaft stehen für B. natürlich im Vordergrund. Man darf aber sagen, daß alle Lund betreffenden Fragen von ihm kritisch gewürdigt sind. Weiter dürfte man für die Frühzeit noch kommen, wenn die Beziehungen zwischen Lund und Schleswig genauer untersucht werden. B.s durch viele Rekonstruktionspläne und Abbildungen geschmücktes Werk, eine der besten Stadtgeschichten des Nordens, zugleich — notwendigerweise — eine Geschichte Dänemarks im Spiegel von Lund, schließt eine jedenfalls hansischerseits schmerzlich empfundene Lücke in unserem Wissen um die mittelalterliche Welt an der Ostsee.

W. Koppe

SCHWEDEN. Die erste Hauptserie des schwedischen Urkundenbuches *Svenskt Diplomatarium* (Dipl. Suecanum) wird nach langer Pause mit Bd. 8, 1 fortgesetzt (Stockholm 1953; Bd. 7 soll 1954 zu erscheinen beginnen). Die stattliche Lieferung umfaßt mit rund 350 Nummern die Jahre 1361 und 1362 und spiegelt in zahlreichen Urkunden die großen kriegerischen Verwicklungen wieder, in welche gerade damals Dänemark, Schweden, die Hanse und Mecklenburg verstrickt sind. Wichtiger als diese (durchweg schon mehrfach gedruckten) Zeugnisse sind aber eine Reihe von bisher ungedruckten Stücken teils zur Handels-, teils zur Personengeschichte des hansisch-schwedischen Städtewesens und Bürgertums; zum großen Teil sind es Regesten nach Lübecker Testamenten und Niederstadt-bucheinträgen. Nur beispielshalber seien die beiden Nummern 6462 und 6518 genannt, aus denen der Gegenwert für schonischen Hering (46 Faß = 90 m. lüb.) und für Kupfer (1 Schiffspfd. Kupfer = 50 m. schwed. Pf.) hervorgeht. Personengeschichtlich von Interesse sind ferner die zahlreichen päpstlichen Provisionen für Kanonikate in Lübeck, Bremen, Dorpat, Lund, Roeskilde u. a., die großenteils Angehörige hansischer Bürgerfamilien betreffen. — Der Band weicht in der Editionstechnik von den deutschen Gewohnheiten in einigen Einzelheiten ab, macht aber als Ganzes einen sehr guten Eindruck; zu beanstanden

hätten wir höchstens, daß Sartorius, *Urkundl. Geschichte* durchweg als „Hans. UB. (ed. Sartorius-Lappenberg)“ zitiert wird — das gibt nur Verwechslungen mit dem wirklichen Hans. UB.!

Die Serie der *Stockholms Stads Tänkeböcker* ist durch Teil III der mit 1592 beginnenden Reihe fortgesetzt worden bis einschließlich 1600 (Stockh. 1953). Eine eingehendere Besprechung der ganzen Serie müssen wir uns vorbehalten.

Die Festschrift *Gottfrid Carlsson 18. 12. 1952* (Lund 1952) ehrt den auch um die hansische Geschichtsforschung hochverdienten Gelehrten mit 27 Beiträgen, meist zur schwedischen und skandinavischen Geschichte. Der Aufsatz von A. Mohlin wird an anderer Stelle in dieser Umschau erwähnt, im übrigen ist für unsere Zwecke zu notieren: H. Yrwing, *Lybeck och den nordiske förbundstanken efter unionslösningen* (113—148) untersucht die Politik Lübecks im Verhältnis zu den beiden skandinavischen Königreichen nach 1523. Y. hebt hervor, daß in der bekannten Gotlandfrage nicht eigentlich der Besitz der Insel, sondern die Vertreibung des Parteigängers von Christian II., Severin Norbys, wegen dessen Kaperwesen ein wichtiger Gesichtspunkt für Lübeck gewesen ist; es war dabei die Frage, ob in dieser Hinsicht mehr von Schweden oder mehr von Dänemark zu erwarten war. Die Kopenhagener und Malmöer Verhandlungen von 1524 zeigen, daß man sich in Lübeck nicht entschließen konnte, Gustav Vasas Pläne vorbehaltlos zu unterstützen, da man auch Interesse an guten Beziehungen zu Dänemark haben mußte — namentlich wegen der dänischen und norwegischen Privilegien, deren Bestätigung nur dann zu erwarten war, wenn die Herrschaft Friedrichs I. stabilisiert wurde und der Friede im Norden gewahrt blieb. Der Malmöer Rezeß enthüllt — das betont Y. vollkommen mit Recht —, daß weder die politische Bindung an eines der beiden Reiche, noch der Besitz Gotlands, sondern allein das handelspolitische Interesse für die lübische Politik der ausschlaggebende Gesichtspunkt sein mußte. Von hier aus ist auch die Haltung der Stadt und ihrer deutschen Gefolgschaft zu der Frage des künftigen Verhältnisses zwischen den beiden nordischen Königen selbst und der weiteren Frage eines etwaigen Bündnisses mit diesen gegen Christian II. zu verstehen. Derartige rein politische Verpflichtungen waren nicht das, was Lübeck suchte. Yrwing hebt hervor, wie Lübeck solche vielmehr stets zu vermeiden wußte: die Unterstützung Gustav Vasas erfolgte nur durch private bürgerliche Konsortien, das Bündnis mit Friedrich I. war nach Lübecker Auffassung nur ein solches mit dem Herzog von Holstein, nicht mit dem dänisch-norwegischen König. Yrwing glaubt dieses Verhalten im wesentlichen einer grundsätzlichen Neigung der Stadt zum vorsichtigen Diplomatisieren zuschreiben zu sollen; nur ganz am Rande erwähnt er auch einmal ihr Verhältnis zum kaiserlichen Stadtherrn, Karl V. Tatsächlich ist hierin aber — genauer gesagt: in dem niederländischen Fragenkomplex — der Schlüssel für Lübecks scheinbar so undurchsichtige Politik zu suchen. Nicht ein förmliches Bündnis gegen Christian II., also eine politische Allianz mit den neuen skandinavischen Mächten, konnte die immer gespanntere weltpolitische Situation für Lübeck erleichtern oder gar lösen; auch diese sorgfältige und scharfsinnige Untersuchung Yrwings — wie die meisten skandinavischen Arbeiten — beachtet es m. E. nicht hinreichend, daß die nordische Politik Lübecks in den 1520er Jahren überhaupt nie Selbstzweck sein konnte, sondern nur Mittel zu dem Zweck, sich irgendwie aus der immer drohenden welthandelspolitischen Verstrickung zu befreien, die

durch den niederländischen Alldruck gegeben war. Die Niederlande, nicht die beiden nordischen Reiche, sind das eigentliche Objekt aller Lübecker Politik in jenen Jahren! In diesem Sinne bedurfte man allerdings des Friedens im Norden und eines friedlichen Einverständnisses mit den nordischen Mächten; denn darauf beruhten ja die Privilegien und die waren wiederum durchaus nicht nur Selbstzweck, sondern Mittel zu dem Zweck, die Ausschließung der Niederländer aus der Ostsee vielleicht doch noch zu erreichen. Eine offene Allianz dagegen hätte allzu leicht die befürchtete Einigung zwischen dem landflüchtigen Christian und Karl V. herbeiführen und dadurch unmittelbar neue kriegerische und wirtschaftliche Verwicklungen im Norden und mit den Niederlanden erwecken können. Wenn Y. mit gutem Recht feststellt, daß Angaben Gustav Vasas aus dem Jahre 1525 über ein angeblich zu Malmö geschlossenes förmliches Bündnis zwischen den Reichen und den deutschen Städten propagandistisch übertrieben waren, so stimmt das vollkommen mit dem überein, was wir als Lübecks allein denkbare Politik zu erkennen glauben. Statt dessen kam es dann erst 1528 zu einer Allianz allein zwischen Dänemark und Schweden. — I. Svalenius, *Urriksarkivets ämbetsarkiv* (186—196) untersucht in der gleichen Festschr. zwei mehrbändige Aktenverzeichnisse des schwed. Reichsarchivs, die u. a. die Beziehungen zu Kaiser und Reich, Lübeck und Livland verzeichnen; es handelt sich um Arbeiten eines Kanzlisten aus dem Anfang des 17. Jahrhs., die wichtig sind, weil sie z. T. verlorenes Material benutzen.

Nur einen kurzen Hinweis können wir an dieser Stelle auf die vortreffliche Biographie geben, die der eben genannte I. Svalenius *Gustav Vasa* gewidmet hat (Stockh. 1950); es wird damit eine seit langem empfundene Lücke ausgefüllt. Die hansischen Beziehungen der Regierung Gustav Vasas sind zwar knapp, aber zuverlässig behandelt, sodaß das Buch auch unserer Forschung nützliche Dienste leisten kann.

G. von Rauch, *Zur Geschichte des schwedischen Dominiums Maris Baltici* (Welt als Geschichte 1952, 132—144) gibt einen Forschungsbericht über neuere Arbeiten zur politischen und wirtschaftlichen Geschichte der Ostsee im 16.—18. Jahrhundert, durch den die entsprechenden Referate in unserer Umschau dankenswert ergänzt werden; hier wird u. a. auch eine Reihe von uns z. T. unbekannt gebliebenen Untersuchungen über die Vorgänge in den baltischen Ländern und Schwedens Stellung in ihnen bekannt gemacht.

O. Bjurling, *Stockholms förbindelser med utlandet under 1670-talets växlingar* (Forum navale 10, 1951, 3—37). Der Wirtschaftshistoriker der Univ. Lund, dem wir schon mehrere Untersuchungen zur Schiffahrtsgeschichte der Ostsee verdanken (vgl. HGbl 70, 134 f.), bereichert unsere Kenntnis erheblich durch diese Arbeit, die auf den unvergleichlichen Archivalien des Stockholmer Stadtarchivs beruht. Allmählich wird unser Bild von den Ostsee-Schiffahrtsverhältnissen immer deutlicher; man bedauert nur, daß Bj. sich auf das Jahrzehnt 1670/80 beschränkt, hoffentlich setzt er die Arbeit fort. Entgegen bisherigen Ansichten haben die großen Seekriege im Anfang des Jahrzehnts keine Sonderkonjunktur in der schwed. Westseefahrt hervorrufen, sondern einen Niedergang der Frequenz verursacht. Dagegen trat eine Erhöhung im Verkehr mit den deutschen Ostseehäfen ein; der schwed. Export verlagerte sich also, als die Westsee unsicher wurde. Schlechte Ernten verursachten außerdem eine Zunahme der Getreideeinfuhr aus baltischen Häfen. In der zweiten Hälfte des

Jahrzehnts war Schweden selbst an den Seekriegen beteiligt: in der Ostsee litt der Verkehr schwer unter Kapereien, in der Westseefahrt trat die englische Flagge an die Stelle der schwedischen und holländischen, die bisher vorherrschten (man hat überhaupt den Eindruck, daß dieses Jahrzehnt den entscheidenden Durchbruch für die englische Schifffahrt im Ostseeverkehr markiert, also eine handelsgeschichtlich bedeutende Epoche darstellt). — Der Auswertung des Materials folgen Listen über Stockholms ausgehenden Seeverkehr 1671—79, nach Lastzahl, Heimat- und Bestimmungsort aufgestellt. Die wichtigeren baltischen und die deutschen Häfen sind einzeln aufgeführt; damit sind diese Tabellen eine wertvolle Fundgrube auch für die hansestädtische Forschung. Unter den deutschen Häfen steht als Bestimmungsort immer noch Lübeck an erster Stelle. Wir geben einen Auszug über die sehr charakteristische Entwicklung der Größenordnung des ausgehenden Verkehrs nach einzelnen Bestimmungsländern (nur die vier wichtigsten Verkehrsrichtungen; Reihenfolge nach der Höhe der Tonnage, die dorthin ausging):

1671:	1. Holland, 2. England, 3. Portugal, 4. Riga
1672:	1. England, 2. Reval, 3. Lübeck, 4. Holland
1673:	1. Reval, 2. England, 3. Lübeck, 4. Holland
1674:	1. England, 2. Holland, 3. Reval, 4. Lübeck
1675:	1. England, 2. Reval, 3. Riga, 4. Lübeck
1676:	1. England, 2. Holland, 3. Reval, 4. Lübeck
1677:	1. England, 2. Holland, 3. Reval, 4. Lübeck
1678:	1. England, 2. Holland, 3. Reval, 4. Lübeck
1679:	1. England, 2. Reval, 3. Holland, 4. Lübeck

NORWEGEN. Bedeutendes Allgemeininteresse darf die sehr ausführliche kritische Auseinandersetzung beanspruchen, die J. Schreiner in der *Norw. Hist. Tidskr.* 36, 1952, 255—295, dem mehrbändigen Riesenwerk *Den norske sjøfarts historie fra de aeldste tider til vore dager* (hrsg. unter Redaktion v. Jacob S. Worm-Müller, Kristiania/Oslo 1923—51) gewidmet hat. Die Darstellungen des ersten Bandes (von den Anfängen bis 1600, von A. Bugge, 17. und 18. Jahrh. von R. Tank) sind seinerzeit von Walther Vogel in den *HGbl.* 1930, 190 ff., kurz angezeigt worden, wobei er Bugges Arbeit scharf kritisierte, z. T. als „reine Phantasie“ bezeichnete. Schreiners Rezension geht sehr viel mehr in die Tiefe und ins Einzelne, ist aber nicht weniger kritisch, sowohl in methodischer, wie in sachlicher Hinsicht; sie ist insofern eine willkommene Ergänzung der Schreinerschen Ausführungen im vorliegenden Band unserer Zeitschr. (vgl. oben S. 64). Schreiner zeigt auf, daß die Entwicklungslinie, die Bugge von der norw. Schifffahrt und den Gründen ihres Verfalls im Hochmittelalter gibt, in wesentlichen Zügen ganz verzeichnet ist — was u. a. darauf beruht, daß er die Archivalien der Hansestädte nicht benutzt hat. Bei der großen Bedeutung, die diese Fragen für die hansische Frühgeschichte und die nordeuropäische Wirtschaftsgeschichte des Mittelalters überhaupt haben, muß auf Schreiners Korrekturen nachdrücklich hingewiesen werden. Die methodischen und historiographischen Gesichtspunkte, von denen aus Schreiner auch andere Teile des großen Werkes einer sehr unverblühten Kritik unterzieht, sind ebenfalls sehr lehrreich und von jedem Benutzer mit Gewinn zu beachten. Schließlich gibt Schreiners Rezension aber auch ausführliche Inhaltsangaben, auf die wir umso lieber verweisen, als das Riesen-

werk selbst mit seinen 3200 Seiten in Deutschland und für die hansische Geschichtsforschung kaum greifbar sein dürfte (was man bedauern muß).

6. OSTEUROPA

(Bearbeitet von *Paul Johansen*)

FINNLAND. Zur Geschichte der Mission in Finnland und gleichzeitig der dänischen Expansion im östlichen Ostseegebiet bietet G. K e r k k o n e n in einem interessanten Beitrag *De danska korstågens hamnar i Finland* (Svenska Litteratursällskapets historiska och litteraturhistoriska studier 27/28, 219—258, Helsingfors 1952) neue Gesichtspunkte. Sehr minutiöse Forschungen in der Umgebung von Borgå (sogar auch Untersuchungen der Flora) lassen Spuren frühen dänischen Einflusses erkennen; man wird annehmen können, daß der gut belegte dänische Kriegszug nach Finnland 1191 zum Burgenbau in Borgå und Sibbo führte, daß gleichzeitig hier, an der Mündung des aus Tavastland kommenden Baches, die erste Bekehrung der Tavasten zum Christentum versucht wurde. Ein zweites dänisches Unternehmen der Sunesöhne mit Erzbischof Andreas Sunesön von Lund richtete sich 1202 anscheinend gegen das Gebiet von Kyrkslätt, das weiter westlich gleichfalls an der Küste des Finnischen Meerbusens liegt. Noch 1209 ist in einer Papstbulle davon die Rede; doch übergab die Kurie das Missionsgebiet 1216 dem schwedischen König Erik Knutsson, dem freigestellt wurde, in Finnland zwei Bistümer zu gründen. Hieraus folgert K., daß es zwei Missionsbereiche gegeben hat, einen westlichen, schwedischen in Åbo und einen östlichen, dänischen gegenüber Reval (das 1219 dänisch wurde), welcher zeitweilig Ansatzpunkt der Expansionsbestrebungen der Waldemare gewesen ist. Freilich bleiben das zunächst nur Hypothesen.

Leider fehlt es an einem umfassenden Werk über den hansischen Einfluß in Finnland und die Bedeutung des niederdeutschen Elements in Stadt und Land. Gelegentliche Stichproben aus lokalgeschichtlichen Darstellungen lassen erkennen, wie fruchtbar ein solches Thema gestaltet werden könnte. Blicken wir z. B. in die neuerschienene schöne Kirchspielsgeschichte von Karis in Nyland: *Karis socken från forntiden till våra dagar*, III, Medeltiden, verf. von G. K e r k k o n e n (Ekenäs 1952, 218 S.), so finden wir eine Reihe belangvoller Einzelheiten, abgesehen von der vorgeschichtlichen finnischen Siedlungsgeschichte besonders in der Darstellung der schwedischen Landnahme. Unter den ersten Pfarrern finden sich mehrere Deutsche, so um 1340 Wilikinus Wlfhardi, Bruder des Domherrn von Åbo Tideman Ulvhardsson, 1362 Remboldus, 1382 Wilcken, zur Zeit des Bischofs Johann Westfal von Åbo (126, 141, 164). Auch auf dem Schlosse Raseborg, das zeitweilig Residenz der Hauptleute von Finnland war, sind des Königs Amtsleute mehrfach Deutsche: Gereke Schutte 1335, Thomas von Vitzen 1410, Janeke Hennepmos 1420, Kort Gerdsson 1424, Otto Pogwisch 1431, Tile Giseler 1520 usw. (187 ff.) Unter dem Schlosse, das im Namen eine so auffallende Ähnlichkeit mit Ratzeburg (oft so geschrieben) hat, entstand in der Vitalienbrüderzeit ein Städtchen, erwähnt 1414, das den bezeichnenden Spitznamen Snapper-tuna erhielt, von mnd. snappen (143). Der Seeweg von Danzig nach Reval ging eigenartigerweise hier vorbei, so daß an der Küste mehrfach große Strandungen vorkamen (197), besonders bekannt diejenige der großen Lübecker Hulk 1468, welche mit Mann und Maus und viel Silber unterging. Bei der Gelegenheit

hätte G. Kerkkonen auf den Aufsatz von J. Jaakkola (vgl. HGll. 70, 186) über diese Großhavarie verweisen können. Der Abschnitt über den Handel in Reval (185—196) ist eine sehr gute und klare Zusammenfassung der diesbezüglichen, schon früher an diesem Ort angezeigten Schriften der Verfasserin (vgl. Jg. 69, 158). Leider hat sie es aber verabsäumt, die niederdeutschen Einflüsse auf die Siedlung und die sozialen Verhältnisse zusammenzufassen und gebührend hervorzuheben. Ein nicht unbedeutender Teil des Adels war deutscher, oft livländischer Herkunft; davon legen auch die Ortsnamen Zeugnis ab, z. B. Holstensnes 1476, Brynick-backa (wohl nach Brunkes, einem Adligen), Gereke-nes 1466 nach Gereke Schutte, Dönsby nach einem Geschlecht Thynius, Tönnies; ähnliches ließe sich vielleicht auch bei Ortsnamen wie Bocks-by, Gebbel-by, Knaps-by, Hofmansvik vermuten. Ein Geschlecht der Hermannsöhne saß auf Backa (187), nach ihnen heißt wohl auch die Insel Hermans-ö. Es können diese Einzelheiten hier nicht alle aufgezählt werden, aber die Verfasserin hätte sich um die niederdeutsche Sprache mehr bekümmern müssen, dann wären ihr auch nicht solche Irrtümer unterlaufen, wie die Gleichsetzung von Snepel mit Snällböle (186).

Was sorgfältige Forschung gerade aus den Ortsnamen Finnlands für die hansische Zeit herausholen kann, das zeigt ein anderes lokalgeschichtliches Werk: A. Luukko, *Etelä-Pohjonmaan historia II* (Geschichte von Süd-Österbotten, Helsinki 1950, 637 S.). In einem Abschnitt „Spuren von Handel und Seeverkehr in der Siedlung Süd-Österbottens“ (59—68) zählt Luukko alle Dorf- und Gehöftsamen auf, die in dem Küstenstreifen von Christinestad (Kristiina), Wasa und Ny-Karleby an auswärtige Handelsbeziehungen erinnern, so z. B. Garp, finn. Karppi = der Deutsche, Frese, Flaming und Fleming, Flander, Beijar oder Peijari, Tysk, Wende oder Ventälä, aber auch sonst auf deutsche Personennamen zurückgehen, wie Hoppe, Foss, Grop, Fink, Budde, Frost, Röver, Bulder, Holt, wie gleichfalls auf deutsche Handwerksbezeichnungen: Bindare, Laggare, Pungemakare, Bryggare, Trumpare u. a. m. in ihren zahlreichen finnischen Umformungen. Man erfährt hierdurch zur Überraschung, das in einem von der nächsten deutsch-schwedischen Stadt (Åbo) so weit nach Norden entlegenen Gebiete der nichtstädtische Handel durch vereinzelte, an der Küste ansässige hansische „Kleinfaktoreien“ oder Bauernhändler vertreten wurde. So gelingt es, beim Mangel schriftlicher Zeugnisse, aus den Ortsnamen Material für die hansische Handelsgeschichte im Bottnischen Meerbusen, fast schon am Polarkreis, zu gewinnen. Es wäre, wie gesagt, einmal eine dankbare Aufgabe, das alles zusammenzufassen, was in den zahlreichen finnischen und schwedischen Stadt- und Kirchspielsgeschichten, Familiengeschichten und Urkundensammlungen über ältere Beziehungen zu den Hansestädten und dem niederdeutschen Volkstum zu finden ist.

Von philologischer Seite her ist seit den Arbeiten von P. K a t a r a nunmehr durch V. N i s s i l ä ein neuer Ansatz zur Erforschung dieser Fragen gemacht worden. In der Zeitschrift „Virittäjä“ berichtet N. über das Thema: *Ein niederdeutscher Personennamen-Typus in Finnland* (Eräs alasaksalainen henkilönnimityyppi Suomessa, Jg. 1951, 347—365). Es sind die mnd. Diminutiv-Formen auf -eke und -ike, welche sich sehr häufig in finnländischen Urkunden des Mittelalters finden und ins Finnische übernommen worden sind: Aarnikka (Arnold), Hannikka (Johannes), Hartikka (Hartwich), Kierikka (Gerhard), Lyytikka (Ludeke), Tiirikka (Dietrich), Vitikka (Wedich) usw. Der Verf. bringt nicht nur

Belege für diese Namensformen, sondern auch viel Material über die niederdeutsche Namensgebung in Finnland überhaupt, besonders in den Städten. Doch kommen hierbei allerdings nur philologische, nicht historische Grundsätze zur Geltung.

Wie spät noch hansischer Einfluß in Finnland zu spüren gewesen ist, zeigt der Aufsatz von A. J. Alanen: *Uom spätesten Einfluß der Hanse auf das Handelsleben Finnlands. Lübecker als Handelsagenten in Åbo zu Ende der schwedischen Zeit* (finn., Historiallinen Aikakauskirja 1952, 10—22). Es handelt sich um drei Lübecker „Handelsexpeditier“, Georg Christian Ludwig Steinau, F. C. Ruckmann und August Friedrich Kortum, welche durch Jahre in Åbo handelten und wohnten, ohne doch Steuern zahlen zu wollen. Das Steuerkomité behandelte sie sehr milde, weil diplomatische Beziehungen zu Lübeck auf dem Spiele standen. Die drei Vertreter hatten erklärt, daß sie keine selbständigen Kaufleute seien, sondern nur im Auftrage handelten; daher entschied das Komité 1801, daß sie nunmehr auch das Vermögen Ihrer Auftraggeber zu deklarieren hätten. Das scheint aber dann doch nicht getan worden sein und so blieb die Sache auf sich beruhen.

Obwohl nicht eigentlich zum hansischen Bereich gehörend sei hier doch eines Buches Erwähnung getan, das in vieler Beziehung auch Interesse bei deutschen Lesern erwecken würde. Arvi Korhonen, *Eerikki Antinpoika* (Borgå 1953, 466 S.) ist eine sehr lebendige und packende Lebensschilderung des 1634 gestorbenen schwedischen Kriegs- und Staatsmannes Erik Andersson Trana, eines geborenen Finnen aus der Wiborger Gegend, welcher in der Zeit Gustav Adolfs vom Soldaten zum Kriegskommissar avancierte, erst von Dorpat, dann Riga, von Pommern und Mecklenburg, schließlich sogar von Niedersachsen. Gefangen genommen, gelingt es ihm zu fliehen; aber in der Belagerung von Minden trifft ihn der Soldatentod. Reizvolle alte deutsche Städtebilder und Pläne illustrieren die Darstellung, welche im Lebensschicksal eines Menschen das Spiegelbild einer ganzen Epoche darbietet.

RUSSLAND. In einem weitausgreifenden, aufs Grundsätzliche gerichteten Aufsatz vergleicht O. Brunner *Europäisches und russisches Bürgertum* (VSWG 40, 1—27). Er sieht das Kennzeichen des seit dem 11. Jahrh. neuentstandenen westeuropäischen Bürgertums in seiner Scheidung vom Lande, seiner eigentümlichen Selbständigkeit dem Staate gegenüber, seiner Entwicklung eines eigenen bürgerlichen Ethos, seiner festen ständischen Struktur im Kaufmanns- und Zunftwesen. Demgegenüber erschien das Bürgertum in Rußland eher als formlose Masse: Stadt und Land sind verfassungsmäßig nicht voneinander getrennt, wie das so auch im Orient und in Byzanz üblich war; die finanzstarken Großkaufleute sind durch ein Lizenz- und Hofämterssystem an den Fürstenhof gebunden und ihm untertan; dem Handwerk fehlt jede Spezialisierung, selbst Bauern betreiben auf dem Lande handwerkliche Arbeit für den Massenabsatz; und im Kleinhandel konnte auf dem Markt schrankenlos Alles von Allen angeboten und gekauft werden. „In Europa aber, das noch im frühen Mittelalter vielfach ähnliche Zustände aufweist, hat sich seit dem hohen Mittelalter ein grundsätzlicher Wandel vollzogen. Es gibt in Rußland keine Parallele zum jüngeren Kaufmannstyp, zum Zunfthandwerker, zu den Exportgewerbeland-

schaften . . . Hier brechen vielmehr spezifisch europäische Sonderformen durch, die Europa von den sonstigen, universell verbreiteten Abläufen trennen.“

Man wird bei dieser Schlußfolgerung B. rechtgeben und seinen Hinweis auf die europäische Sonderentwicklung des Bürgertums gelten lassen. In der Beurteilung des russischen Bürgertums und Städtewesens scheint jedoch der Verfasser sich allzu stark von rein grundsätzlichen Erwägungen lenken zu lassen. Gewiß fehlte in Rußland die klare Heraushebung des Bürgerstandes, des Handwerkers vor allem: aber nichtdestoweniger gab es ein ausgeprägtes Selbstbewußtsein des Großkaufmanns, ein freies Unternehmertum, das selbst im Volksliede („Sadko“) gepriesen wurde, exklusive Genossenschaften von Fernhändlern und in den unteren Schichten der Stadt soziale Bewegungen, die deutliche Parallelen zu Westeuropa (sogar zeitlich) bieten. Das alles gab es auf dem Lande nicht; und das Vječe, die Volksversammlung, tagte eben doch nur in der Stadt und nie auf dem Lande, mochte auch grundsätzlich Landbewohnern Zutritt gestattet sein. Auch ist das Problem „Stadtluft macht frei“ der russischen Geschichte nicht ganz unbekannt geblieben (19), vgl. das Werk von Smirnov (HGbl 70, 187). Wie vielfach organisiert auch der Handwerkerstand in Novgorod war, zeigt die Untersuchung von A. P. Pronstein (HGbl 71, 199). Man wird bei der andersartigen allgemeinen Stellung des öffentlichen Rechts in Rußland stärker auf die faktischen Zustände als auf die grundsätzliche Seite in der Beurteilung sozialer Verhältnisse bauen müssen. Es bedarf also noch eines tieferen Eindringens in die Welt des russischen Bürgertums, ehe wir zu endgültigen Schlüssen berechtigt sind. Doch wird man in großen Zügen der vergleichenden Betrachtung B.s dennoch beipflichten und ihm für die geist- und gehaltvollen Anregungen Dank sagen.

In Ergänzung der kurzen Notiz, welche wir 1951 (HGbl 70, 187) über das Buch von M. N. Tichomirov: *Die altrussischen Städte* aus zweiter Hand bringen konnten, kann nun nach Einsichtnahme in den Text selbst nachgetragen werden, daß T. das Vorhandensein einer Stettin-Fahrer-Genossenschaft für das Jahr 1165 aus einer Stelle der Novgoroder Synodalchronik entnimmt (151), welche folgendermaßen lautet: „es erbauten die Ščeticinici (Var. Šetinici) die Kirche der hl. Dreifaltigkeit.“ Andere russische Historiker erklären das strittige Wort nicht als von Stettin, slav. Ščecin, sondern als vom Straßennamen in Novgorod Ščitnaja abgeleitet. So wird man diese für die Geschichte des alten Ostseehandels äußerst wichtige Frage zunächst als ungelöst bezeichnen müssen, ehe nicht weitere Belege über so frühe Beziehungen von Novgorod nach Stettin vorliegen. — Leider hat T. die ausländische Literatur zur allgemeinen Stadtgeschichte in nur sehr bescheidenem Umfange hinzugezogen, so daß er z. B. anlässlich der hansischen Beziehungen Novgorods kein anderes Werk zu zitieren weiß, als dasjenige von Sartorius, *Gesch. d. hanseatischen Bundes*, Göttingen 1802.

Ganz im Gegensatz hierzu lernen wir in der Nr. 39 der *Istoričeskije Zapiski* (1952) in der Person von M. P. Ljesnikov unerwartet einen gewiegten Fachmann der mittelalterlichen Handelsgeschichte kennen, der schon 1948 an einer für uns unerreichbaren Stelle (*Učenyje zapiski Moskovskogo gorodskogo pedagogičeskogo instituta imeni V. P. Potjomkina*, Bd. VIII) über den *Hansischen Pelzhandel zu Anfang des 15. Jhs.* geschrieben hat. Im vorliegenden Bande behandelt L. auf 19 Seiten das Thema *Handelsbeziehungen*

Großnovgorods mit dem Deutschen Orden zu Ende des 14. und Anfang des 15. Jhs. (Torgovyje snošenija Velikogo Novgoroda s Tevtonskim ordenom v konce XIV vjeka i načale XV vjeka, 259—278). Die Untersuchung basiert auf den 1887 von C. Sattler veröffentlichten Handelsrechnungen des Deutschen Ordens, die Arbeit von F. Renken (1937) ist dem Verfasser bekannt, doch nicht zugänglich gewesen. An Hand von genauen Tabellen schildert L. den Pelzhandel des Ordens nach Flandern und versucht dabei den Anteil der aus Novgorod stammenden Felle zu ermitteln. Er kommt zu dem Ergebnis, daß manchmal 80 bis 90 Prozent der Ware aus Novgorod stammte; über die Qualität sagt L. wörtlich folgendes: „Novgorod verkaufte dem Orden nur Eichhörnchen, d. h. verhältnismäßig billiges Fell, dafür aber in gewaltigen Mengen, die für einen weiten Absatz an den Massenverbraucher berechnet waren. Die teuren Felle — Zobel, Fischotter, Marder, Biber — fehlen in diesem Novgoroder Export nach Preußen völlig. Der Umsatz mit dem Orden stellt in der Beziehung keine Ausnahme dar, sondern eher die Regel: in den Handelsbriefen des Hildebrand Veckinghusen über den Export von Pelzen über Riga und Reval (d. h. also überwiegend von Novgoroder Ware) fehlen diese teuren Pelzsorten, mit Ausnahme von Marderfellen, gleichfalls vollständig“. Diese These wird durch die Tabelle gestützt, auf der die erstaunlich hohe Ziffer der Eichhörnchenfelle dominiert (1398 z. B. etwa 145 000 Stück). In ähnlicher Weise analysiert L. auch den Wachshandel des Ordens nach Flandern und kommt zum Ergebnis, daß 1399—1404 34 Prozent, 43 Prozent und sogar 51 Prozent des gesamten Exports aus Novgorod stammte. Man wird diesen Berechnungen des Verfassers noch etwas abwartend gegenüberstehen müssen, solange wir nicht genauere Daten über die livländische Eigenproduktion haben. Sehr bedeutsam sind die Versuche L.s, einen vergleichenden Preisindex für Fell und Wachs in Novgorod, Livland und Brügge aufzustellen. Es wäre sehr wünschenswert, wenn diese, für die hansische Handelsgeschichte im Osten überaus wichtige Arbeit in deutscher Sprache erscheinen könnte, so daß sie einem weiteren Kreise von Forschern in Deutschland zugänglich würde. Es sei gestattet, einige der bedeutsamsten Schlußfolgerungen des Verfassers in wörtlicher Übersetzung vorzutragen, da sie weitgehend mit ähnlichen Erfahrungen unserer Forschung auf anderen Handelsplätzen der Hanse übereinstimmen (276): „Wenn wir die Tabelle (der Preise für Wachs und Pelz 1398—1403) betrachten, machen wir eine völlig unerwartete Beobachtung. Bei uns hat sich die feste Vorstellung eingewurzelt, daß der Handel mit Novgorod für die Hanseaten ungewöhnlich vorteilhaft war. Man hätte also erwarten müssen, daß eine sehr große Differenz zwischen den Preisen in Novgorod und denen in Danzig bestehen würde. Tatsächlich aber zeigen die Zahlen genau das Gegenteil: die Preise in Novgorod erweisen sich nur wenig niedriger als in Preußen ... Im Mittel sind die Danziger Preise nur 1,31 Prozent höher als in Novgorod.“ Nur die Massenware konnte sich also bezahlt machen. L. fährt fort (278): „In den Handelsbeziehungen Novgorods mit dem Westen kann keine Rede von irgendwelchem ‚Kolonialhandel‘ sein ..., der ein weites Feld für die Exploitation von seiten des erfahrenen, geschickten und unternehmungslustigen hansischen Kaufmanns bot. Im Gegenteil, man muß Novgorod als unabhängiges und dabei wichtiges Glied im System des niederländisch-baltischen Handels anerkennen, ein Glied, das die Preise der Exportwaren diktierte.“ — M. P. Ljesnikov hat schon 1948 im Historischen Institut

der Akademie der Wissenschaften der Lettischen SSR in Riga einen Vortrag über das Thema gehalten „*Die Handelsbeziehungen der livländischen Städte mit Flandern zu Anfang des 15. Jhs.*“, dessen baldiges Erscheinen angekündigt wird.

Den deutsch-russischen Verträgen des Mittelalters mißt V. T. Gejman (Heimann) eine besondere Bedeutung für die Kenntnis des älteren russischen Rechts zu. In einem allgemein gehaltenen Aufsatz über *Recht und Gericht* im Sammelbande *Kulturgeschichte des alten Rußland* (Istorija kuljture drevnej Rusi, Domongoljskij perijod, II, pod redakcij N. N. Voronina i M. K. Karger, Institut Istorij Materialnoj Kuljture, Moskau-Leningrad 1951, 31—60) sagt G. folgendes: „Diese Verträge bieten auch ein großes Interesse im Hinblick auf die Kenntnis der Normen des altrussischen Rechts ... Das russische Recht, fest niedergelegt in solchen Schriftdenkmälern wie der ‚Russkaja Pravda‘ und den fürstlichen Verordnungen, konnte nicht so leicht durch ein fremdes, im besonderen Falle durch deutsches Recht, ersetzt werden, wonach die Deutschen strebten. Außerdem war das Niveau der Entwicklung des russischen und deutschen Rechts in jener Zeit annähernd gleich. Die Novgoroder z. B. haben es entschieden abgelehnt, Normen in die Verträge aufzunehmen, welche diametral gegen das russische Recht verstießen und ihnen von den Deutschen aufgebunden werden sollten. (Als Beispiel nennt G. den deutschen Entwurf und den russischen Gegenvorschlag zum Verträge von 1270.) ... Wenn wir den Inhalt der Novgoroder und Smolensker Verträge (von etwa 1195 und 1229) betrachten, bemerken wir leicht, daß alle ihre Bestimmungen, welche gemeinsame Streitigkeiten, Schlägereien, Beleidigungen zwischen Russen und Deutschen, aber auch Totschläge und Diebstahl betrafen, von Normen ausgehen, die denen des üblichen russischen Rechts äußerst nahe stehen und in der ‚Russkaja Pravda‘ fixiert sind (46).“ Dabei verweist G. auf den Ausdruck „alter Friede“, der 1195 benutzt wird. Allerdings muß G. bei seinen Rekonstruktionsversuchen des russischen Rechts auf Grund der Handelsverträge zugeben, daß die betreffenden Abschnitte in der „Russkaja Pravda“ fehlen, deren älteste Handschrift erst aus dem Ende des 13. Jhs. stammt, während die erste Niederschrift ins Ende des 11. Jhs. verlegt wird. — L. K. Goetz' ausführliche Untersuchungen zu dieser Frage sind dem Verf. unbekannt geblieben; Goetz weist mehrere Abänderungen russischen Rechts durch das deutsche nach. Vgl. jetzt auch George Vernadsky, *Medieval Russian Laws*, in: *American Political Science Review, Records of Civilization: Sources and Studies* 41, 1947.

Der mit großer Spannung erwartete zweite Bericht von A. V. Arcichovskij über die *Ausgrabungen des Jahres 1952 in Novgorod* (Raskopki 1952 goda v Novgorode, Voprosy istorii 1953, Nr. 1, 113—120 m. 4 Taf.) bringt die Nachricht, daß man 1952 nicht weniger als 73 neue Schriftstücke auf Birkenrinde aus der Erde geholt hat (1951 waren es 10, vgl. HGbl. 71, 200), obwohl die Untersuchungen an einer Stelle vorgenommen wurden, die in dieser Beziehung nicht viel versprechen konnten, nämlich im „Elendsquartier“ Novgorods, in der Sklavenstraße, wo die Häuser klein und sogar ohne Öfen waren. Aber in der 7¹/₂ m starken Kulturschicht, welche durch 20 übereinander liegende Holzpflasterungen in gut datierbare Abschnitte aufgeteilt werden kann, fanden sich Birkenrinden mit Ritzzeichnungen dennoch vielfach vor, verteilt über alle Zeiträume, so daß nicht etwa eine Art zufälliges Archiv aufgedeckt wurde, sondern

die begründete Hoffnung besteht, daß auch anderweitig ähnlich zahlreiche Funde gemacht werden können (es sollen inzwischen auch in Smolensk Dokumente aus Birkenrinde aufgedeckt worden sein). Die gefundenen Stücke werden demnächst in einer Edition in vollem Wortlaut zugänglich sein; A. teilt vorläufig nur Auszüge aus den wichtigsten Urkunden mit. Nur eine von diesen enthält einen Hinweis auf die Hanse und zwar handelt es sich um ein Fragment (Nr. 25) aus dem 15. Jh., in welchem ein Russe den anderen bittet, vor Gericht Zeuge gegen einen Deutschen wegen eines Pferdes zu sein. Ein einzelnes Stück ist mit Tinte beschrieben und vorläufig unlesbar, alle anderen nach wie vor mit einem Stichel oder Griffel geritzt, ein sehr einfaches Verfahren, dem wohl auch die weite Verbreitung der Schriftlichkeit in Novgorod zu einem Teil zu verdanken ist. Allerdings sollten die Herausgeber der Urkunden bei der sozialen Einstufung der Schreiber etwas vorsichtiger sein und nicht Bauern, Leineweber, Unfreie usw. dazu rechnen. Das gesamte Material der Birkenrindestücke ist inhaltlich dadurch besonders eigenartig und neu, daß es allerengste private und persönliche Belange betrifft, vergessene Leibwäsche etwa, Ehefragen, Aussat von Korn usw. Ein einziges Stück scheint auch politische Bedeutung zu haben, nämlich eine Art von Marschbefehl an die militärische Gefolgschaft von Novgorod nach Uglič zu sein, der etwa in das Jahr 1148 fallen dürfte.

Wenn wir im letzten Bande dieser Zeitschrift (71, 125) über westeuropäische Arbeiten zur Geschichte der Preise und Löhne berichten konnten, so können wir jetzt auch ein russisches Werk zu derselben Frage nennen: A. G. M a n j k o v , *Die Preise und ihre Schwankungen im Russischen Staat des 16. Jhs.* (Cjeny i ich dviženije v Russkom gosudarstve XVI vjeka, Inst. f. Gesch., Leningrad 1951, 273 S.). Es werden im ersten Teil zunächst die Preise der landwirtschaftlichen Produkte, für Gewerbe und Handwerk aufgezählt und dann im zweiten Teile tabellarische Übersichten geboten, wobei Preisindexziffern errechnet worden sind. Die aus 243 verschiedenen Wirtschaftsbüchern russischer Klöster, Urkunden und Akten gezogenen Daten sind mit großem Fleiß und viel Sorgfalt verwertet worden, berücksichtigen sogar auch die Schwankungen der Preise während der Saison.

Unter der Redaktion von M. N. Tichomirov erschien in den Trudy Gosudarstvennogo Istoričeskogo Muzeja XXI 1952 die Abhandlung von M. V. F e c h n e r , *Der Handel des Russischen Staates mit den Ländern des Ostens im 16. Jh.* (Torgovlja Russkogo gosudarstva so stranami Vostoka v XVI vjeka, 138 S.), in welcher die Auffassung vertreten wird, daß für Rußland damals der Osthandel (Export und Import) bedeutend umfangreicher und wichtiger war, als der immer überschätzte Westhandel. Auch Fertigwaren hat Rußland damals mit Erfolg im Osten abgesetzt.

Neue Quellen *Zur Geschichte des russischen Handels und der kolonialen Expansion im 17. Jh.* erschließt G. v o n R a u c h (VSWG. 40, 119—145) durch die Verwertung der Relationen des schwedischen Residenten in Moskau Johan de Rodes 1651—55. In ihnen spiegelt sich die Konkurrenz des schwedisch gelenkten Ostseehandels mit dem vorwiegend englisch-holländischen Eismeerhandel wieder. Zum Thema „russisches Bürgertum“ (s. oben) sagt v. R.: „In den 30er und 40er Jahren erstarkte das Selbstbewußtsein des russischen Kaufmanns. Man wird überhaupt gut tun, die Ansätze zu einer allseitigen Entfaltung bürgerlicher Kräfte im Rußland des 17. Jhs. nicht zu übersehen.“

Ein zweiter Aufsatz G. v o n R a u c h s *Protestantisch-ostkirchliche Begegnung im baltischen Grenzraum zur Schwedenzeit* (A. f. Refgesch. 1952, 187—212), ebenfalls sehr aufschlußreich, berührt unser Interessengebiet nur insoweit, als die Verfechter des Protestantismus gegen die Ostkirche im wesentlichen deutsche Geistliche bürgerlicher Herkunft waren (Heinr. Stahl, Nic. Bergius, Ernst Glück).

Das Rußlandbild im England Shakespeares ist als Titel einer Dissertation von K. H. R u f f m a n n (in: Göttinger Bausteine zur Geschichtswissenschaft 6, 1952, 185 S., „Musterschmidt“) leider nicht ganz glücklich gewählt: man vermutet nur literarische Ausführungen über das Thema und ist erstaunt, eine sehr ausführliche Würdigung der englischen Handelsfahrten nach Rußland und ihres Binnenhandels überhaupt vorzufinden. Die englischen Beziehungen zu Narva fehlen allerdings. Die Schilderung der Organisation der englischen Muscovy Company, ihrer Faktoreien und Niederlassungen, der Rangordnung der Agenten, Lehrlinge und Angestellten ist äußerst lehrreich, zeigt im übrigen auffällige Parallelen zur Hanse, denn auch hier schied man sich von den Russen ab, sowohl in den Höfen, als auch überhaupt im Verkehr von Mensch zu Mensch. Die Zusammenfassung der viel zu wenig bekannten englischen Reiseschilderungen und Gesandtschaftsberichte aus Rußland ist ein sehr verdienstvolles Werk, das oft einseitig gezeichnete Bild der bisherigen, hauptsächlich auf Herberstein und Olearius sowie andere deutsche Reisende gestützten Darstellungen wird wesentlich ergänzt und korrigiert. Die ausführliche Darlegung der geographischen Vorstellungen von Rußland in England sind sehr beachtenswert, denn sie zeigen, daß man dort — wenn auch nur in engen Kreisen — sehr gut über „Moscovien“ orientiert war, besser als auf dem Kontinent. Auf die literarische Bedeutung des Rußlandbegriffs für die Periode Shakespeares brauchen wir hier nicht einzugehen; das ganze, reizvoll geschriebene Buch bildet eine höchst erfreuliche Bereicherung unserer wirtschaftsgeschichtlichen Rußlandliteratur, in einem neuen Rahmen gefaßt.

Als Ergänzung hierzu dient in vorzüglicher Weise ein Aufsatz von T. S. Willan *The Russia Company and Narva, 1558—81* (The Slavonic and East European Review XXXI, London 1953, 405—419). 1564 unternahm eine Gruppe englischer Kaufleute den Versuch, sich am aufblühenden Handel in Narva zu beteiligen, nachdem diese Stadt 1558 in die Hände der Russen gefallen war. Jedoch legte die „Russia Company“ alsbald bei der englischen Regierung schärfsten Protest dagegen ein, daß Außenseitern, die nicht zu ihrer Gesellschaft gehörten, der Handel nach Rußland gestattet würde. Trotz einer begründeten Gegenklage, die in extenso abgedruckt ist und in welcher darauf hingewiesen wird, daß die Privilegien der Kompanie nur auf die Eismeerfahrt lauteten und zu einer Zeit gegeben wurden, als Narva* noch zu Livland gehörte — wurden die heimkehrenden Kaufleute arretiert. In einem Dekret des Privy Council vom 14. Dez. 1564 wurde die Narvafahrt nunmehr ausdrücklich verboten. Aber es nutzte doch nicht viel, denn W. kann nachweisen, daß 1565 aus York, Hull und Newcastle Schiffe nach Narva ausliefen, ja, im selben Jahr begann die Russia Company selbst dahin zu handeln und berief sich dabei auf ihr Monopolrecht und die Verträge mit Zar Ivan IV. von Moskau. Es erweist sich, daß von 1566 bis 1581 ein regelrechter Handel von der Kompanie nach Narva ge-

* Die Engländer sagten damals „the Narve“ in Anlehnung an das im niederdeutschen gebräuchliche „de Narve“ (mit Artikel).

führt wurde, wenn er auch nie besonders große Ausmaße angenommen hat. Standen doch die Engländer hier nicht als Alleinbeherrscher des Handels da, wie am Weißen Meer, sondern mußten mit der scharfen Konkurrenz der anderen Nationen rechnen, ganz abgesehen vom hohen Risiko des Kaperns durch die Schweden. Die kleine Studie von W., welche auf neuerschlossenem Aktenmaterial aufgebaut ist, verdient volle Anerkennung.

Schon vorher hat W. Kirchner in einem weiter ausgreifenden Aufsatz die gesamte Frage des Narvahandels in Betrachtung gezogen: *Die Bedeutung Narvas im 16. Jh. Ein Beitrag zum Studium der Beziehungen zwischen Rußland und Europa 1558—1581* (HZ. 172, 1951, 265—284). Es ist das Verdienst des Verfassers, einmal auf die europäische Bedeutung der kurzen Episode des Narvahandels unter russischem Szepter hingewiesen zu haben. Er zeigt ungemein anschaulich, wie sich die großen Mächte des Westens wie mit einem Schlage für den einträglichen Rußlandhandel und die russische Frage zu interessieren begannen, als Livland stürzte. Eine Reihe von bisher nicht beachteten politischen Zusammenhängen erfährt durch K. eine neue und sicher auch richtige Deutung. Dennoch müssen wir gegen einzelne falsche Auffassungen Einspruch erheben: so die Behauptung, Ivan hätte wegen Narva zu den Waffen gegen Livland gegriffen (268), oder daß die Revaler Kaufleute in Massen Kriegsmaterial an die Russen verkauft hätten (271) — dieselben, die bald darauf in zwei äußerst schweren Belagerungen den Russen die Zähne zeigten!? Das muß doch erst eindeutig aus den Quellen bewiesen werden; ebenso die These, wegen des Handelsmonopols hätte sich die Qualität der hansischen Waren dauernd verschlechtert und die Preise wären gestiegen (275), wogegen wir oben ein russisches Urteil vorlegen konnten, welches davon spricht, daß Novgorod sogar die Preise diktiert habe. Man darf sich gewiß als Historiker auch die Frage vorlegen, was gewesen wäre, wenn . . ., doch sind auch hier Tatsachen entscheidend: es ist nicht wahr, daß „Narva ohne Rußland in Vergessenheit sank“ (284), sondern in der schwedischen Zeit blühte diese Stadt ungeahnt auf und wurde durch ihren Handel sehr reich, wovon die prächtigen Bauten Narvas noch lange Zeugnis abgelegt haben (vgl. das bekannte Werk von Sten Karling über Narva, Stockholm 1936). Ob ein ähnlicher Aufschwung unter russischer Herrschaft denkbar gewesen wäre, bleibt doch sehr die Frage, wenn man auch selbstverständlich die große Bedeutung eines eigenen Ostseehafens für Rußland in kultureller und politischer Hinsicht nie wird abstreiten können.

Einen kleinen Beitrag zur Frage nach dem Anteil Rußlands an der Meeresküste liefert J. P. Šaskoljskij: *War Rußland nach dem livländischen Kriege von der Ostsee abgeschnitten?* (Byla li Rossija posle Livonskoj vojny otrezana ot Baltijskogo morja? Istoričeskije Zapiski 35, 1950, 293—303). Die Antwort auf diese Frage ist bekannt, bis zum Frieden von Stolbowa 1617 gehörte Ingermanland noch zum Russischen Reiche. Erfreulich ist aber auf S. 302 die gute Karte von Ingermanland.

ESTLAND UND LETTLAND. Eine wichtige Quelle zur Geschichte der baltischen Lande im 16. Jh. ist nun endlich auch in der Urschrift der Öffentlichkeit zugänglich gemacht worden: Johannes Renner *Livländische Historien 1556 bis 1561. Zum ersten Male nach der Urschrift herausgegeben* von P. Kar-

stedt (Veröffentlichungen der Stadtbibliothek Lübeck, Neue Reihe, Bd. 2, 1953, 150 S., 9 Abb. u. 1 Karte). Seit der Entdeckung der zweiten, stark kompilierten Version von Renners Chronik durch den Bremer Stadtbibliothekar Kohl 1872 hatte man vergeblich nach der Urschrift gesucht, so daß die Edition der „Liflendischer historien negen boker“, 1876 von Hausmann und Höhlbaum besorgt, sie nicht berücksichtigen konnte. Der Herausgeber der Urschrift, in der Editionsarbeit durch Hedwig Wegener wesentlich unterstützt, geht nun von der sehr richtigen Voraussetzung aus, daß eine volle vergleichende Drucklegung beider Texte die Verwendbarkeit der Chronik nur erschweren würde. Rein philologische und textkritische Untersuchungen müßten doch immer wieder beide Texte nebeneinander verwerten, es genügt also jetzt nur die vorliegende Urschrift einwandfrei vorzulegen. Diese Aufgabe ist vom Herausgeber vorzüglich gelöst worden; darüber hinaus bietet der Druck einen schönen und übersichtlichen Anblick, nicht zuletzt auch das Verdienst der Offizin Max Schmidt-Römhild in Lübeck. Das kommentierende Orts- und Personenregister ist von P. J o h a n s e n zusammengestellt, die beigegefügte Karte Livlands, auf welcher sich die Mehrzahl der sonst wenig bekannten Orte aus der Chronik leicht finden läßt, von G. F i n k gezeichnet worden. Man wird der Leitung der Stadtbibliothek und der Possehl-Stiftung in Lübeck Dank wissen für diese großzügige Förderung baltischer und hansischer Geschichte.

Mit der Geschichte der Letten in Riga vor und nach Ankunft der Deutschen befaßt sich vorwiegend ein Sammelbändchen von Schriften des 1952 in Riga verstorbenen Professors J. S t r a u b e r g s *Sen to Rīgu daudzināja* (= Längst hört' ich Riga preisen, lettisches Volkslied), hrsg. von A. Johansons, Stockholm 1952, 192 S. Folgende Aufsätze seien genannt: „Das lettische Riga. Alt-Riga und die rigaschen Könige. Über die erste lettische Bruderschaft und die Handwerker in Riga. Das Amt der lettischen Spangenschmiede und der rigasche lettische Schmuck. Der Rigaer Leineweberschragen von 1625.“ Das Buch enthält weder Quellen- noch Literaturzitate, fast alle überlieferten Personennamen sind nach der modernen lettischen Transskription geändert, so daß sie für den wissenschaftlichen Gebrauch wertlos werden. Für die Methodik und die Ideenwelt des Verfassers ist folgender Gedankengang typisch, der hier beispielsweise geschildert sei: es gab in Riga eine Königstraße (wie in so vielen anderen deutschen Städten auch); St. glaubt feststellen zu können, daß in ihr die Hauptmasse der städtischen Letten wohnte; zudem soll es die erstbesiedelte Straße der Stadt überhaupt sein; was liegt also näher, meint St., als anzunehmen, daß der Name von lettischen oder livischen Königen (wie im Volksmund gelegentlich einige privilegierte Freibauern genannt wurden) herrühre, denen die Straße und der ganze Handelsplatz vor Ankunft der Deutschen gehört habe. Die lettische Liggergilde (Lastträger) sei ursprünglich die Gilde der „Lagerherrn“ (so erklärt St. das mnd. Wort *ligger*) gewesen, welche die Lagerräume an die ankommenden Deutschen verpachtet hätten, auch sie Angehörige der „Könige“. Uns scheint, daß diese „königliche“ Kostprobe genügt, um das Büchlein von St. zu charakterisieren, das seinem naiven Geiste nach ganz in die romantische Periode des ersten nationalen Erwachens der Letten gehört. Aber warum wurde es neu aufgelegt?

Auch die vordeutsche Vorgeschichte Revels steht wieder im Mittelpunkt des Interesses. Unter der Leitung von Frau Susanna T a r a k a n o v a sind

Ausgrabungen auf dem Domberge und am Rathausplatz vorgenommen worden, welche den Beweis erbracht haben sollen, daß Reval schon im 10. Jh. ein bedeutender estnischer Ort mit besonders lebhaften Beziehungen zu Rußland gewesen sei. Einzelheiten sind noch nicht bekannt (vgl. „Eesti Hääl“, London 1953, Nr. 294), aber bei dieser Gelegenheit richtet die sovjet-estnische Presse heftige Angriffe gegen die bürgerlich-nationalistischen Falsifikatoren der estnischen Geschichte und in Sonderheit gegen den Referenten, dessen Buch über die Gründung Revals ihr sehr ungelegen gekommen ist (vgl. Wissenschaftlicher Dienst, Johann-Gottfried-Herder-Institut, Marburg 1953, Nr. 7, S. 217).

Auf zwei Aufsätze von P. Johansen sei in diesem Zusammenhang nur kurz hingewiesen: *Die Chronik als Biographie. Heinrich von Lettlands Lebensgang und Weltanschauung* (Jb. f. G. Osteuropas, N. F. 1, 1—24, München 1953; vorher schon finnisch: *Kronikka elämäkertana*, Historiallinen Aikakauskirja 1952, 183—207) und *Volksetymologie und Ortsnamenkunde, erläutert am Beispiel Livlands* (Journal de la Société Finno-Ougrienne 56, 1952, 1—33). Der letztgenannte Aufsatz bringt auch zahlreiche volksetymologische Deutungen der deutschen Städtenamen in Alt-Livland.

Eine vorzügliche kurze Skizze von K. Schreiner behandelt *Die Niederdeutsche Dichtung Alt-Livlands* (Neuphilologische Mitteilungen LIII, Helsinki 1952, 287—322). Es wäre sehr wünschenswert, wenn diese zuverlässige, dabei leicht lesbare Übersicht weiteren Kreisen zugänglich gemacht werden könnte.

Da nicht eigentlich zu unserem Thema gehörig, können wir an dieser Stelle das umfangreiche und grundlegende Werk von E. O. Kuujo, *Die rechtliche und wirtschaftliche Stellung der Pfarrkirchen in Alt-Livland* (Annales Academiae Scientiarum Fennicae, Helsinki 1953, 275 S.), nicht voll würdigen. Es ist ein ungewöhnlich reichhaltiges Buch, das alle verfügbaren Quellen zur Frage erschöpft, das auch die auswärtige Literatur weitgehend berücksichtigt und dadurch überhaupt zu einem maßgebenden Werk der allgemeinen Kirchengeschichte wird. Die livländischen Städte und die Stellung der städtischen Pfarrkirchen zum Rat sind vielfach berücksichtigt, so z. B. bezüglich der Kircheneinnahmen und -opfer (141), der Kirchenvormünder (179) und insbesondere in Bezug auf die strittige Frage des Patronatsrechts (67), die Verf. dahingehend beantwortet, daß in keiner livländischen Stadt dem Rat das Patronatsrecht über die Pfarrkirchen in der Stadt zustand. Es ist schade, daß K. in seinem Buche nicht die Stadtkirchen von den Landkirchen getrennt hat; denn sie gehören, obwohl rechtlich ähnlich gestellt, zu zwei ganz verschiedenen Gruppen, allein schon bedingt durch die andere Stellung der Stadtbevölkerung zum Christentum. Ein sehr ausführliches Quellen- und Literaturverzeichnis beschließt diese schätzenswerte Untersuchung des finnischen Gelehrten.

Die Estnische Wissenschaftliche Gesellschaft in Schweden legt den ersten Band ihrer Annales Societatis Litterarum Estonicae in Svecia 1945—1949, Stockholm 1952, 128 S. vor. Uns interessiert aus dem reichen Inhalt der Aufsatz von J. Koit, *Über die politische Abgrenzung der Insel Hiiumaa (Dagö) im Mittelalter* (67—84). Seit 1254 war die Insel, welche an einer der gefährlichsten Stellen des hansischen Fahrwassers lag, zwischen dem Deutschen Orden und dem Bischof von Oesel-Wiek geteilt; Einzelheiten der Grenzföhrung und der administrativen Einteilung des Mittelalters werden von K. aufschlußreich erläutert.

W. Ebel legt uns die Edition des *Revaler Ratsurteilsbuches* (*Register van affsproken*) für die Jahre 1515—1554 vor (vervielfältigt im Rotaprintverfahren, Veröffentlichungen des „Göttinger Arbeitskreises“ Nr. 64, Göttingen 1952, VI u. 206 S., 1 Faks., Gr.-Oktav). Hauptgrund für die Veröffentlichung ist der rechtsgeschichtliche Wert dieser „für die Geschichte des lübischen und überhaupt des deutschen Stadtrechts wesentlichen Quelle“ (S. VI), besonders für die Rezeption des römischen Rechts (S. I). Aber auch die kultur- und lokalgeschichtliche Bedeutung der Quelle schiebt E. in den Vordergrund (S. IV ff.) und betont mit Recht die wichtige Tatsache der Zugänglichmachung und Rettung einer seit 1945 verschollenen Handschrift. In diesen Punkten sind wir mit dem Verf. ganz einig, wenn auch hinzuzufügen wäre, daß eine Photokopie der Handschrift (wie auch vieler anderer aus Reval) sich in Marburg befindet, wo sie mit einem Lesegerät jedem Forscher zugänglich ist. Aber in anderen Punkten wird man wohl abweichender Meinung sein müssen, vor allem was die Editionstechnik anlangt. Es kann für die Rechtswissenschaft bei der Edition einer historischen Quelle keine anderen Editionsgrundsätze geben, als diejenigen der historischen Schule. Folgerichtig erwarten wir von einer sorgfältigen Veröffentlichung einer historischen Quelle: genaue textkritische Bemerkungen, Scheidung und Nennung der schreibenden Hände, eine Schilderung des Originalmanuskripts, Drucknachweise der schon bekannten Stücke und vor allem ein Ortsregister. Alles das fehlt leider. Register zum Buch waren sogar seinerzeit angefertigt worden und sind ebenfalls in Photokopie in Marburg vorhanden und zugänglich; warum hat E. gerade das Ortsregister, das doch jeden deutschen Historiker besonders lebhaft interessieren muß, weggelassen? Ein Vergleich der vorliegenden Veröffentlichung mit der bekannten Publikationsserie des Revaler Stadtarchivs (Nr. 1—9, Reval 1923—1939) fällt sehr zu ungunsten E.s aus; er scheint sie gar nicht zu kennen, denn sonst hätte E. doch wohl versucht, einige der vorkommenden, von ihm falsch gelesenen Personennamen zu berichtigen. Als kleine Auswahl der Verlesungen der Personennamen sei nur genannt: Nr. 79: Sunnens statt Simens, 101: Ernste statt Crusze, 197: Sicke statt Ficke, 287: Hunepar statt Linnepai, 293: Breft statt Grest; so geht es weiter fort und dieselben Fehler finden sich dann natürlich im Register wieder. Dadurch wird einem die anfängliche aufrichtige Freude an der Publikation vergällt; es hätten solche Lesefehler — es kommen noch die recht zahlreichen, beim Druckverfahren wohl entschuldbaren Tippfehler hinzu — sich durch Hinwendung an einen Sachkenner doch sehr leicht vermeiden lassen, z. B. durch Vorlage des druckfertigen Manuskripts an den Referenten zur Durchsicht, was leider nicht geschehen ist. Die Nummern 388 und 774 fehlen. — Was aber den Leser besonders verstimmen muß, das ist die souveräne Unkenntnis der baltischen historischen Literatur. Oder glaubte E. es nicht nötig zu haben, den gedruckten Katalog des Revaler Stadtarchivs, die Publikationsserie, namentlich die Nr. 5 „Das Revaler Pergamentrentenbuch“, das sehr viele Parallelen bietet, das alte, aber immer noch brauchbare Werk des namhaften baltischen Rechtshistorikers Friedrich Georg von Bunge „Die Quellen des Revaler Stadtrechts“ oder seine Geschichte des Gerichtswesens u. a. m. aus der sehr reichen baltischen Geschichtsliteratur zu erwähnen? Genannt wird nur v. Nottbecks kleines Büchlein über die Kriminalchronik Revals (aber nicht Kriminalrecht, wie S. III), sonst nichts. Die kapitale Revaler Stadtgeschichte von Nottbeck-Neumann (1904) ist überhaupt nicht ange-

führt; dadurch bekommt der unbefangene Leser den falschen Eindruck, als wenn E. als erster Hand an den Pflug gelegt hätte, um jungfräulichen Boden zu erschließen. Bei Durchsicht der einschlägigen Literatur hätte E. auch leicht feststellen können, daß das von ihm veröffentlichte „Register van affsproken“ schon mehrfach früher benutzt worden ist, so daß ein Teil der von ihm als Novum mitgeteilten kultur- und sozialgeschichtlichen Details (S. IV ff.) bereits bekannt war, einige sogar in extenso gedruckt vorlagen. Das gilt für die Nachrichten zur Reformationsgeschichte, die L. Arbusow jun. verwertet hat, für die Erwähnung des ersten estnischen Katechismus, welche von H. Weiss und dem Referenten abgedruckt worden ist, für den Fall des Portugiesen Fransiscus de Robella, die Daten zur Geschichte Narvas, welche bei A. Sūwalep zu finden sind usw. usw. — Wenn wir somit bedauern müssen, daß eine wichtige Quelle für lange Zeit in nicht voll befriedigender Form unserer Forschung vorliegen wird, so wollen wir doch nicht die große Mühe des Verfassers dabei übersehen, sondern seine Arbeit dankbar der rechtsgeschichtlichen Literatur der Hanse und insbesondere derjenigen zur Geschichte des Lübischen Stadtrechts hinzufügen.

Die ersten Anfänge der baltischen Industrie wecken wieder Interesse. Über die *Kapitalistischen Manufakturen in Livland zu Ende des 18. u. Anf. d. 19. Jhs.* hat der auf handelsgeschichtlichem Gebiet schon bewährte G. Jensch eine lettische Abhandlung verfaßt (*Kapitalistiskā manufaktura Vidzemē XVIII gadsimta beigās un XIX gadsimta sākumā*, Riga 1951; er schreibt seinen Namen nunmehr J. Jenšs), die uns nicht vorlag. Eine durchaus schätzenswerte Ergänzung unseres bisherigen Wissens von den Anfängen der Industrialisierung in Estland (vgl. die Arbeit von I. M. Friedenthal, *Die Entwicklung der Industrie in Estland*, Beiträge z. Kde. Estlds. XIV, 1928, 49 ff.) bietet der Aufsatz von L. A. Loone, *Aus der Geschichte des industriellen Umschwungs in Estland* (russisch erschienen in *Voprosy Istorii* 1952, 5, 77—96: *Iz istorii promyšlennogo perevorota v Estonii*). Wertvoll sind die direkten Aktenauszüge aus dem Dorpater Zentralarchiv mit zahlreichen Daten über die ersten deutschen Fabrikanten in Estland.

Der 1950 mit dem Stalinpreis ausgezeichnete lettische Historiker J. Zutis hat eine *Historiographie Lettlands* verfaßt (russisch: *Očerki po istoriografii Latvii*, Teil 1., Riga 1949, 159 S., 2. Aufl.), in welcher er der deutschen Geschichtsschreibung den Vorwurf der Verfälschung macht (S. 5 ff.). Wir kennen das Buch nur aus einer Anzeige in den russischen Akademieberichten (*Izvestija Akademii Nauk SSSR, Seria istorii i filologii*, T. 7, Nr. 1, 1950, S. 92).

W. Lenz, *Der baltische Literatenstand* (Wissenschaftliche Beiträge z. Gesch. u. Landeskunde Ost-Mitteleuropas Nr. 7, Herder-Inst., Marburg-L. 1953, 59 S.) ist ein sehr wichtiger Beitrag zur Sozialgeschichte der ehemaligen „Ostseeprovinzen Rußlands“, denn nur die Kenntnis der Entstehung, der Stellung und der Eigenart dieses — auch staatsrechtlich gesehen — einzigartigen Standes kann uns das volle Verständnis für die schicksalhafte Verflechtung von sozialen und nationalen Problemen im baltischen Raum in den letzten 200 Jahren geben. Als willkommene Ergänzung dazu in genealogischer Hinsicht ist die Schrift von W. Räder, *Kurländische Akademikerfamilien* (Privatdruck, Marburg-L. 1953, 22 S.) zu betrachten.

Auf die Verzeichnung allgemeiner Geschichtsliteratur muß hier verzichtet werden, soweit sie nicht hansische Zusammenhänge berührt. So können wir hier die neuerschienenen estnischen (von E. Uustalu, London 1952) und lettischen

(von A. Bilmans, Princeton 1951) Geschichtsdarstellungen in englischer Sprache nur ohne inhaltliche Stellungnahme erwähnen. Ein Hinweis wenigstens sei an dieser Stelle gegeben auf die geistvolle und sehr interessante, die bisherige Auffassung vom livländischen Staatsmann Joh. Reinhold v. Patkul wesentlich korrigierende Arbeit von R. Wittram: *Patkul und der Ausbruch des Nordischen Krieges* (Nachr. d. Ak. d. Wiss. Göttingen I, 1952, Nr. 9, 201—233).

Der Aufsatz von K. Stegmann von Pritzwald über *Das baltische Deutsch als Standessprache* (Zeitschr. f. Ostforschg. 1952, 407—422) gibt das typische Milieu des Balten wieder, in dem eine weniger nach dem Wortschatz, als nach der Betonung sehr eigenartige Umgangssprache entstehen konnte, welche aber für jeden Stand, auch den bürgerlichen, gewisse Schattierungen im Sprachgebrauch herausgebildet hatte.

Ein schönes Erinnerungsbuch bietet uns Niels von Holst in seinem Bildbande *Riga und Reval* (F. Seifert, Hameln 1952, 96 S.). Die Aufnahmen stammen alle aus dem Bildarchiv des Photo-Marburg, geben insbesondere Details aus Kirchen und von Kunstdenkmälern, im übrigen nicht nur der Städte, sondern auch des flachen Landes. H. hat versucht, das „Buch der Erinnerung“, wie er es im Untertitel nennt, auch mit einem wissenschaftlichen Zweck zu verbinden und gibt zu den Bildern einen kunstgeschichtlichen und historischen Kommentar ohne Nachweise, dafür aber mit allgemeinen Literaturangaben am Schluß.

Ein umfangreiches Nachschlagewerk, die Frucht eines arbeitsreichen Lebens als Architekt und Hochschullehrer in Riga legt uns der lettische Forscher Paul Campe vor: *Lexikon liv- und kurländischer Baumeister, Bauhandwerker und Baugestalter von 1400—1850*, erschienen Stockholm 1951 mit Unterstützung des Humanistiska Fonden in 100 vervielfältigten Exemplaren, von denen eines auch dem Archiv der Hansestadt Lübeck überreicht worden ist. Der umfangreiche Band von 645 Seiten berichtet in gedrängter Form über das Leben und Wirken von über 3000 im Bauhandwerk tätigen Menschen, wobei kein Unterschied zwischen schlichten Maurern und künstlerisch geschulten Architekten gemacht wird. Mit sichtlichem Stolz hebt der Verfasser die Zahl der Letten (391) hervor, die allerdings in dem sonst überwiegend deutschen Milieu der Baubeflissenen nur wenig über 10% ausmachte, dafür aber gewiß auch unsere besondere Aufmerksamkeit verdient. Mit der Aufteilung nach Ländern (509 ff.) wird man insofern nicht ganz einverstanden sein, als man z. B. unter den „aus Rußland kommenden“ kaum einen Russen findet, dagegen fast nur Deutsche, wie auch unter den meisten anderen Landesbezeichnungen. Bedauerlich bleibt natürlich die Weglassung aller estländischen Meister, so daß das Werk für baltische Zwecke zunächst doch ein Torso bleibt, gerade weil die Verbindung des Baugewerbes zwischen den livländischen Städten in Süd und Nord natürlicherweise eine sehr rege war. Aber wir wollen doch ohne wesentliche Einschränkung dem Verfasser dankbar sein für die Zugänglichmachung dieser seiner Fundgrube von Daten und Wissen zur Baugeschichte Lettlands.

Genealogische Beiträge zur Erforschung des baltischen Bürgertums bietet die übersichtlich dargelegte *Stammfolge der sächsisch-baltischen Familie Meyer*, herausgeg. von Dipl.-Ing. Paul Meyer, Empelde bei Hannover 1948 (gedr. Tammerfors 1952) und ebenso der aufschlußreiche Aufsatz von Olaf Wel-

ding über den aus Nürnberger Patriziergeschlecht stammenden Kanzler des Bischofs von Dorpat *Georg Holzschuher in Livland* (Familie u. Volk 2, 317 ff.).

LITAUEN. Eine eingehende Übersicht der historischen und volkskundlichen litauischen Literatur seit 1945 bringt M. Hellmann in der Zeitschr. f. Ostforschung 1952 (120 ff., 446 ff.), auf die hier verwiesen sei.

Die Frage der Fälschung oder Echtheit der sogenannten Bekehrungsbriefe des heidnischen Großfürsten von Litauen Gedimin 1323/24 an den Papst, die Seestädte (*civitatibus maritimis*) und andere Länder behandelt H. Spliet in einer kleinen Schrift *Die Briefe Gedimins. Ein Beitrag zu der Geschichte der Stadt Riga* (Sinsheim 1953, 32 S.). S. kommt zum Schluß, daß es sich doch um echte Stücke gehandelt haben muß und fügt die in den Briefen vorkommenden Daten in die Geschichte Rigas ein, das damals mit dem Orden einen schweren Kampf ausfocht.

POLEN¹. In den ersten Nachkriegsjahren konnte hier nur Weniges und Unzusammenhängendes über die polnische Geschichtswissenschaft berichtet werden, da die neuen Veröffentlichungen in Westdeutschland meist lediglich dem Titel nach bekannt wurden und nur vereinzelt zu erhalten waren. Seit etwa 1951 aber erlauben der Aufbau deutscher Ostbibliotheken und der wachsende Austauschverkehr zwischen westdeutschen und polnischen Instituten und Gesellschaften einen gewissen Überblick über das polnische Schrifttum, der freilich durchaus noch nicht vollständig ist. Er zeigt aber jetzt schon, daß die polnische Geschichtsschreibung — ganz zu schweigen von der Publizistik und der populären historischen Literatur — die Geschichte der Ostsee, der See- und Flußschiffahrt, der ostdeutschen Städte und Landschaften und auch der Hanse selbst mit erstaunlicher Intensität behandelt.

Aus begreiflichen Gründen bevorzugt sie dabei ganz bestimmte Sachgebiete und Fragestellungen, wie Schiffahrt und Handel der Ostseeslawen, die Stellung Polens in der Ostseepolitik und die Entwicklung und Geschichte der ostdeutschen Städte vor der Lokation, und wendet sich neben der uns hier weniger beschäftigenden Vorgeschichte vor allem der Frühgeschichte und dem 10.—12. Jahrhundert zu, während das 12.—15. Jahrhundert mehr in den Hintergrund treten. Dieses Verhältnis läßt sich z. B. deutlich aus der Bibliographie von H. Rister: *Schrifttum über den deutschen Osten (1945—1951)* Marburg 1953 (Sonderdruck aus der Zeitschr. für Ostforschung [Z. f. O.] Jg. I, H. 1—3) ablesen, die auf Seite 21—27 51 polnische Veröffentlichungen zur Vor- und Frühgeschichte des deutschen Ostens nennt, aber nur 17 für das Mittelalter (von denen noch mehrere dem 10.—12. Jahrh. gelten) und sogar nur 13 für die Jahre von 1500 bis 1945.

Bei der großen Fülle von Veröffentlichungen kann hier nur eine kleine Auswahl angezeigt werden, die nicht den Anspruch erheben will, tatsächlich die wichtigsten und bezeichnendsten Beispiele herausgegriffen zu haben. Eine große Anzahl weiterer Titel nennt H. Rister in seinen anderen sehr nützlichen Schrifttumsverzeichnissen: 1. *Zur Geschichte der deutsch-polnischen Beziehungen (1945—1951)* (Z. f. O. I, 1952, 625—640, dabei S. 638 f. „Ostseeproblem“);

¹ Bearbeitet von *Gotthold Rohde*, mit einem Nachtrag von *Paul Johansen*. Hier sind auch polnischsprachige Arbeiten über Ostdeutschland angezeigt, die deutschen s. oben, S. 180 ff.

Schrifttumsverzeichnis des südlichen Ostseegebietes 1945—1951 (Z. f. O. II, 1953, 145—160); *Pommersche Bibliographie 1945—1951* (Z. f. O. II, 1953, 297—320); *Zur Vor- und Frühgeschichte der Slawen und Westslawen 1945—1952* (Z. f. O. II, 1953, 465—480); *Schlesische Bibliographie 1945—1951*, (Wissenschaftliche Beiträge zur Geschichte und Landeskunde Ost-Mitteleuropas Nr. 5, Marburg 1953, 216 S., als Manuskript gedruckt) und *Schrifttum über Polen mit besonderer Berücksichtigung des Posener Landes 1943—1951* (Wissenschaftliche Beiträge zur Geschichte und Landeskunde Ost-Mitteleuropas Nr. 10 Marburg 1953, 148 S., als Ms. gedruckt). Ferner sei verwiesen auf die *Ostdeutsche Bibliographie* im Jahrbuch der Albertus-Universität zu Königsberg/Pr., herausgeg. v. Göttinger Arbeitskreis, besonders Bd. III, 261—359 für die Jahre 1949—51.

Zur Organisation und Arbeitsweise der polnischen wissenschaftlichen Institutionen, die sich in erster Linie mit der Schiffahrtsgeschichte, der Wirtschafts- und Handelsgeschichte Ostdeutschlands und mit dem gesamten Ostseeraum beschäftigen, läßt sich bisher Folgendes erkennen: In den ersten Jahren nach 1945 wurde die Arbeit der Jahre vor 1939 fast in der gleichen Weise wieder aufgenommen, nur wesentlich verstärkt und thematisch erweitert. Hauptarbeitszentrum war das Baltische Institut, das schon 1926 in Thorn entstanden, später nach Gdingen verlegt worden war und nun unter seinem früheren Leiter J. Borowik in Danzig arbeitete, seine Veröffentlichungen aber auch in Bromberg und Stettin herausbrachte.

Die 1939 im 3. Jahrgang stehende Zeitschr. „Jantar, Przegląd Naukowy Zagadnień Regionu Bałtyckiego“ (Der Bernstein, Wissenschaftliche Rundschau für die Fragen des Ostseegebietes) erschien seit 1946 wieder regelmäßig mit 4 Heften im Jahr. Als wichtigste Aufgabe des Instituts und seiner Zeitschr. wurde im 1. Heft des Jahrganges IV (1946) die „Festlegung des Wissens über den Wert von „Wielkie Pomorze“ (Groß-Pommern, damit ist Pommern, West- und Ostpreußen gemeint) und die Aufzeichnung der unzertrennlichen Verbundenheit dieser Landschaften mit der polnischen Gesamtheit“ genannt. Von den Aufsätzen des „Jantar“ erscheinen besonders bemerkenswert:

J. B o r o w i k : *Die polnische Wissenschaft und das Stettiner Pommern* (Nauka polska a Pomorze Szczecińskie) Jg. V, 1947, 177—188. B. wirft darin der bisherigen polnischen Beschäftigung mit der See vor, daß sie viel zu sentimental und defensiv gewesen sei. Die weitere Arbeit müsse vor allem den ganzen pommerschen Raum einbeziehen und von der gegenwärtigen politischen Situation ausgehen.

K a z i m i e r z Ś l a s k i : *Das slawische Element in der Bevölkerung des alten Kolberg* (Element słowiański wśród ludności dawnego Kołobrzega) Jg. V, 1947, 219—225.

M a r c i n D r a g a n : *Das Danziger Staatsarchiv einst und heute* (Archiwum państwowe w Gdańsku dawniej a dzisiaj) Jg. V, 1947, 330—337.

K a z i m i e r z T y m i e n i e c k i : *Prolegomena zur Geschichte der polnischen Küste; das Ostsee-Polen des 10.—12. Jahrhunderts* (Prolegomena do dziejów polskiego wybrzeża; Polska bałtycka X.—XII. w.) Jg. VI, 1948, 148—274.

Im Jahre 1949 erfolgte eine weitgehende Umorganisation des Baltischen Instituts. Es wandte sich nunmehr ganz den praktischen, wirtschaftlichen und rechtlichen Fragen der Schiffahrt zu und schaltete die geschichtlichen Probleme weitgehend aus. Der „Jantar“ stellte mit dem Jahrgang VII (1949) sein Er-

scheinen ein, Hauptorgan wurde die seit 1948 erscheinende Zeitschr. „Gospodarka morską“ (See-Wirtschaft), die in zunehmendem Maße die sowjetische Literatur berücksichtigt und Résumés in russischer Sprache bringt.

Die historischen und landeskundlichen Arbeiten, das ganze Gebiet der „Pommernkunde“ wurden von dem Posener West-Institut übernommen, das in Thorn eine eigene Abteilung unter Leitung der Geographin Prof. M. Kielczewska errichtete. Seither bringt das Organ des West-Instituts, der „Przełąd Zachodni“ (Westrundschau), in dem die Fragen der Küste, der Ostsee und der Schifffahrt bis 1949 nur gelegentlich behandelt worden waren, regelmäßig größere wissenschaftliche Aufsätze aus diesen Gebieten. Eigentümlicherweise hat das West-Institut noch keine Abteilung in Stettin gegründet, so daß die Hauptzentren der historisch-landeskundlichen Beschäftigung mit der Ostsee und ihren Küstengebieten heute die Universitätsstädte Posen und Thorn sind, während Danzig und Stettin etwas im Hintergrund stehen.

Zur polnischen Stellung an der Ostsee gab das Baltische Institut im Jahre 1947 eine Neuauflage des 1933 erschienenen Buches von W. Konopczyński: *Die Ostseefrage bis zum 20. Jh.* (Kwestja bałtycka do XX. w., 216 S.) heraus, dem es eine ähnlich national gehaltene, lehrbuchartige Darstellung von Karol Górski: *Polen im Einzugsgebiet der Ostsee* (Polska w zlewisku Bałtyku, Danzig-Bromberg-Stettin 1947, 238 S.) an die Seite stellte. Für die Tendenz des Buches sind Sätze auf S. 209 bezeichnend: „Ein Seefahrervolk wird das Volk, das es zu werden wünscht!“ und „Das, was wir erwarben, zeigt, daß unsere Möglichkeiten den Bestrebungen unserer Nation entsprechen.“

Sehr viel weiter geht in kühnen Hypothesen W. Kowalenko, dessen Arbeit über die altslawischen Hafenstädte schon in Bd. 71 angezeigt wurde, mit seinem Aufsatz: *Die polnische Schifffahrt auf Weichsel und Ostsee im 14. und 15. Jh.* (Polska żegluga na Wiśle i Bałtyku w XIV.—XV. w., in: Roczniki Historyczne, Posen, Bd. XVII, 1948, 336—357). Er sieht einen ersten Abschnitt der „Fürsten-Initiative“ bis zum 12. Jh. und einen dann beginnenden der „Städte-Initiative“. Dabei macht er den Herzog Misko zum „ersten Seeherrscher Polens“, der „unzweifelhaft“ (ein Lieblingswort des Autors) einen Teil der Flotte der Pomoranen zur Verfügung gehabt habe. Für die Konstruktionen des Autors ist bezeichnend, daß er eine Stelle aus dem Privileg Boleslaws II. für Mogilno von 1065 „transitus omnes per Vislam de camen usque ad mare“ mit „alle Schifffahrt auf der Weichsel“ übersetzt. Im 14. Jahrhundert werden die deutschen Stadtbürger Polens zu „polnischen Kaufleuten“ und ihre Schiffe zur „polnischen Handelsflotte“. Erst die Monopolisierung der polnischen Getreideausfuhr in der Hand Danzigs habe die polnische Schifffahrt für 3 Jahrhunderte den Danzigern und „Kolonisten“ überlassen.

Deutliche Züge einer Neuorientierung trägt die knappe Studie von K. Ślaski: *Die Beziehungen der skandinavischen Länder zum südöstlichen Küstengebiet der Ostsee vom 6. bis ins 12. Jh.* (Stosunki krajów skandynawskich z południowo wschodnim wybrzeżem Bałtyku od VI. do XII. wieku, in: Przegląd Zachodni VIII, 1952, Teilband II, 30—45). Den Grund für die Vorherrschaft und die „Regsamkeit“ der Nordgermanen in der Ostsee sucht er in den Produktionsverhältnissen. In Schweden sei das feudale Element rascher angewachsen als bei den Slawen, Balten und Finnen. Die Feudalklasse habe ihre materiellen Besitztümer durch Raub und Handel vergrößert. Zwar seien die Nordgermanen

keine Staatengründer gewesen, doch hätten sie den anderen Ostseevölkern manche fortschrittlichen Wirtschaftsformen gebracht.

Eine eigentümliche Deutung der Hansegeschichte unternimmt K. Tymieniecki mit dem Aufsatz: *Die deutsche Hanse an der Ostsee; Bemerkungen zur Entstehung ihrer Macht und ihres Einflusses* (Hanża niemiecka nad Bałtykiem; uwagi o genezie potęgi i znaczenia, in: Przegląd Zachodni VIII, 1952, Teilband II, 101—129). Der Posener Historiker vergleicht dabei die Entstehung der Hanse mit früheren wirtschaftlichen Expansionen, etwa der der Griechen, und stellt fest, daß die Hanse mit ihren Handelsbeziehungen an der Ostsee durchaus nichts Neues aufgebaut, sondern nur in alte ausgetretene Spuren getreten sei, aber ein Wirtschaftsmonopol angestrebt habe. Nicht der besonderen Tüchtigkeit der Mitglieder der Hanse, sondern lediglich der vorgefundenen Situation und ihrer „kapitalistischen“ Organisation sei ihr Erfolg zuzuschreiben. Der Höhepunkt der Entwicklung der Hanse, das 14. Jahrhundert, sei gleichzeitig die Zeit der „größten Bedrohung des ganzen europäischen Ostens durch die wachsende Raubgier des Westens“ gewesen. Die Hanse habe so die Ostseegebiete ungehindert „exploitieren“ können. (T. benutzt immer das Fremdwort statt des entsprechenden polnischen Wortes.)

Der Niedergang der Hanse im 15. Jahrh. falle mit der „Emanzipation des Ostens“ zusammen, welcher sich in der polnisch-litauischen Union gleichzeitig gegen die politische Macht des Deutschen Ordens und die wirtschaftliche Macht der deutschen Hanse gewandt habe, während sich die nordischen Staaten durch die Kalmarische Union, und das Großfürstentum Moskau durch die Unterwerfung Nowgorods emanzipiert hätten. Hier liegt offenbar bereits eine neue Geschichtskonzeption vor, die Vorstellungen einer gewissen Einheit des europäischen „Ostens“ — offenbar des slawischen Europa im Gegensatz zum „Westen“ — haben möchte und so Analogien zur Gegenwart sucht.

Demgegenüber hält sich die kleine Untersuchung von H. Lesiński: *Anfänge und Entwicklung der Beziehungen zwischen Polen und der Hanse im 13. Jahrh.* (Początki i rozwój stosunków polsko-hanzeatyckich w XIII. wieku, in: Przegląd Zachodni [= PZ] VIII, 1952, Teilbd. II., 130—145) einwandfrei an die historischen Daten der Quellen.

In dem Aufsatz von E. Cieślak: *Die Reglementierung des Handels mit Fischen durch den Bund der Hansestädte im 14. und 15. Jahrh.* (Reglamentacja handlu rybami przez związek miast hanzeatyckich w. XIV—XV w., in: PZ VIII, 1952, Teilband II, 146—175) erscheint die von Tymieniecki eben noch als „Ausbeuter“ gekennzeichnete Hanse als ein Element des Fortschritts, da sie durch das Einsalzen bzw. Trocknen die Fische erst zu einer Handelsware gemacht habe, wenn sie auch durch die zunftmäßigen Einschränkungen noch keine neue Wirtschaftsepoche heraufgeführt habe.

Eine sehr interessante Untersuchung zur Schiffahrtsgeschichte bietet W. Kowalenko: *Przewłoka am Wasserweg Warthe—Goplosee—Weichsel* (Przewłoka na szlaku żeglugowym Warta—Gopło—Wisła, in: PZ VIII, 1952, Teilband II, 46—100). Przewłoka, die Entsprechung des russischen Perevoloče, also Schleifstelle (volok), ist ein kleiner Ort und eine Höhe am Nordende des Slesiner Sees in Kujawien, der eine Wasserverbindung zur Warthe und zur Netze besitzt. — Im Zusammenhang mit dem von K. wahrscheinlich gemachten frühmittelalterlichen Wasserweg Warthe — Slesiner See — Netze — Goplosee —

Weichsel muß die geographische Arbeit von Ursula Puckalanka: *Die Ausdehnung des Goplosees und seine Verbindung mit der Weichsel in unserer Ära* (Zasięg Gopła i jego połączenie z Wisłą w naszej erze, in: PZ VIII, 1952, Teilband II, 575—584) erwähnt werden.

Eine groß angelegte Aktenpublikation, deren Gesamtplan allerdings nicht mitgeteilt wird, hat die Gesellschaft der Freunde der Wissenschaften und Künste in Danzig mit den *Acta Poloniae Maritima* begonnen, von denen 1951 in Danzig der 1. Teil des VII. Bandes erschienen ist, der die Jahre 1632 bis 1648 umfassen soll (XVIII u. 256 S., Hrgb. W. Czaplinski). Hier sind in einer sehr sorgfältigen Edition 171 Dokumente aus den Archiven von Stockholm, Kopenhagen, Danzig, Warschau und Krakau, der Jagiellonischen Bibliothek und dem Radziwiłłarchiv zusammengetragen. Die chronologische Anordnung erfaßt die Jahre 1632—1644, doch entfällt ein Großteil (20—122) auf das Jahr des Flottenbaus gegen Schweden 1635 und fast der ganze Rest (166—241) auf die Rechnungen und Memoranden Georg Höwels bzw. der Vormünder seines Sohnes, die mit einer Forderung von rund 980 000 Gulden an König Władysław IV. für die beim Flottenbau gemachten Auslagen abschließen. Aus der Natur der Sache ergibt sich, daß der Schriftwechsel zum größten Teil deutsch oder lateinisch geführt ist, so daß die Publikation, der man ein rasches Fortschreiten wünschen möchte, auch für alle Nichtkenner des Polnischen wertvolles Material erschließt. Bearbeiter der deutschen Texte ist B. Janik.

Ganz besonders groß ist die Zahl der Arbeiten zur Städtegeschichte, und zwar insbesondere zur Frage der frühgeschichtlichen bzw. frühmittelalterlichen Entwicklung der ostdeutschen Städte im allgemeinen und der Ostseestädte im besonderen vor ihrer Lokation. Das Interesse konzentriert sich dabei eindeutig auf die großen und wichtigen Städte wie Stettin, Kolberg, Danzig, während die zahlreichen kleinen Städte in Pommern und Westpreußen, deren Geschichte erst mit ihrer Gründung zu deutschem Recht beginnt, kaum Beachtung finden.

Alle Arbeiten bemühen sich um die Fortführung und den Ausbau der schon 1922 von K. Tymieniecki ausgesprochenen These, daß die slawischen Suburbia in wirtschaftlicher und sozialer Beziehung bereits echte Städte gewesen seien und daß die Gründung zu deutschem Recht nur einen Schritt in der Entwicklung, aber keinesfalls einen bedeutsamen Einschnitt darstellte, ja, daß die Rechtsverleihung häufig nur eine nachträgliche Bestätigung bereits vorhandener Privilegien gewesen sei. Zweifellos ist bei den eingehenden Quellenstudien, insbesondere aber bei den Ausgrabungsarbeiten in Danzig, Stettin oder auf der Posener Dominsel, sehr viel neues Material zutage gefördert und unser Wissen um die frühen Entwicklungsstufen auch durch Stadtplananalysen erheblich erweitert worden, und eine eingehende Berücksichtigung der neuen polnischen Arbeiten etwa zur Frühgeschichte von Stettin und Danzig durch die deutsche Wissenschaft ist gewiß am Platze. Zum Gesamtergebnis dürfte freilich auch heute noch gelten, was der nationaldemokratische Publizist und Kulturhistoriker Adolf Nowaczyński im Jahre 1939 in seiner Studiensammlung *Lerne Posen kennen* (Poznaj Poznań, S. 132) schrieb: „Die neue Theorie zur Entstehung der polnischen Städte, die jetzt von einigen ganz jungen Historikern entwickelt wird, daß es schon vor der Lokation zu Magdeburger Recht bei den Kastellen sogenannte Suburbia, Marktplätze gegeben habe, also einen lechitischen (polnischen) Beginn städtischen Lebens, stützt sich vorläufig auf sehr

schwankende Prämissen. Die Deutschen waren leider Gottes da, sie haben gegründet und gebaut.“

Eine Zusammenfassung der These von der überwiegend slawischen Wurzel der Städte in Ostdeutschland und Polen gibt offenbar H. Münch in seinen häufig zitierten Werken: *Die Herkunft und Entwicklung der Städte in Westpolen im Mittelalter* (Pochodzenie i rozwój miast Polski zachodniej w wiekach średnich) und: *Die Entstehung und Planung der großpolnischen Städte* (Geneza rozplanowania miast wielkopolskich), beide Krakau 1946, die uns nicht vorlagen.

Von den Veröffentlichungen zur Geschichte Danzigs sind K. Piwarski: *Geschichte Danzigs im Überblick* (Dzieje Gdańska w zarysie) Danzig 1946, 308 S., und M. Pelczar: *Das polnische Danzig* (Polski Gdańsk) Danzig 1947, 187 S., ausgesprochen volkstümlich und bringen nichts, was über die Darstellungen der dreißiger Jahre hinausgeht. In dem Dilemma, Danzig entweder als eigentlich polnische Stadt oder als eine Art Vampyr am polnischen Überseehandel zu schildern, scheint damit endgültig die Entscheidung für das „polnische Danzig“ gefallen zu sein (vgl. auch E. Bahr in Z. f. O. I, 1952, 608—610). Wesentlich wertvoller ist die Arbeit von M. Biskup: *Die Stellung Danzigs zu Kasimir Jagiellończyk in der Zeit des Dreizehnjährigen Krieges 1454—1466* (Stosunek Gdańska do Kazimierza Jagiellończyka w okresie wojny trzynastoletniej 1454—1466, in: Roczniki Tow. Nauk. w Toruniu Jg. 56, 1951, H. 1; dazu E. Bahr in Z. f. O. I, 610). Einen Überblick über die polnischen Grabungsberichte aus Danzig und den anderen Grabungsorten gibt W. La Baume: *Neue polnische Veröffentlichungen zur Frühgeschichte Ost- und Westpreußens* (Z. f. O. I, 1952, 594—598). Dazu gehören auch die Berichte in der Zeitschrift der polnischen Vorgeschichtsforschung „Z otchłani wieków, Posen, so z. B. im Jg. XIX, 1950, 73—82 über die Danziger Grabungen von 1949 mit zahlreichen Fotos. Die *Anfänge Danzigs* (Początki Gdańska) untersucht H. Matuszewska in den Roczniki Historyczne, Posen, Jg. XVII, 1948, 70—125. Für den Namen bleibt sie bei der These Simsons von 1903, er müsse deshalb slawisch sein, weil im 9. Jahrh. nur Slawen an der Weichselmündung gesiedelt hätten. Weil 997 die „rubs Gyddanyzc“ genannt wird, nimmt die Verfasserin für das 11. und 12. Jh. in Analogie zu pommerschen Häfen einen lebhaften Handel in Danzig an und füllt die große Lücke zwischen der ersten Nennung von 997 und der zweiten von 1148 mit Darstellungen der Geschichte Pommerellens. Im weiteren erschließt sie die Entwicklung Danzigs im 12. Jahrh. fast nur aus Analogien zu pommerschen Orten.

So „muß“ es trotz fehlender Quellenangaben im Danzig des 12. Jahrh. bereits ein entwickeltes Handwerk gegeben haben, und die wenigen Zeugen, die ohne Herkunft genannt sind, „müssen“ adlige Bewohner des castrum gewesen sein, die auch den Handel in Händen gehabt haben. Auf diese Weise findet die Verfasserin einen Handelsort und eine Handwerkssiedlung schon im 12. Jahrh. Die Gründung zu deutschem Recht setzt sie in die ausgehenden fünfziger Jahre des 13. Jahrh., spätestens auf 1263, nimmt freilich vorher einen deutschen vicus an. Die Lokation erscheint nur als „eine Etappe in dem Jahrzehnte andauernden Prozeß der Ausbildung von Siedlungen städtischen Typs, die durch die Lokation Verfassungsformen erhalten, die ein fremdes Element von Westen herantrug“.

Phantasie reich, aber doch wohl der Beachtung des Fachmannes wert erscheint das Buch des Ingenieurs Stanisław Bobiński: *Das frühgeschichtliche*

Danzig auf Grund einer Stadtplananalyse (Gdańsk wczesnodziejowy na podstawie analizy planu, Danzig 1952, 194 S., 6 Taf., 92 Abb.) B. erschließt aus dem Stadtplan folgende 4 Entwicklungsabschnitte: 1. Ein Angerdorf westlich der Burg an der Mottlau in der Gegend der Tischlergasse; 2. Ausbau zu einem Marktflecken, Entwicklung zur Mottlau hin, Entstehung einer Anlegestelle in der Gegend des Fischmarktes; 3. Entwicklung eines zweiten Zentrums am Flußübergang in der Gegend des Grünen Tors (Langer Markt). Verbindung dieses Zentrums mit dem ersten und Ausbau eines Zwischenstückes. Diese 3 Abschnitte liegen vor dem 12. Jahrhundert. 4. Bau der Nikolaikirche, der Katharinen- und Marienkirche, Umwallung der Siedlung im 12. und 13. Jahrh. Damit stünde die Stadt zur Zeit der Lokation in Anlage und Grundriß bereits fertig da.

Einen ähnlichen noch skizzenhaften Versuch hat B o b i ń s k i auch für *Stettin* unternommen (Szkicowa analiza planu starego Szczecina in: PZ VII, 1951, Teilbd. II, 577—585, mit 4 Skizzen). Er nimmt hier eine Fischersiedlung unterhalb der Burg an, die sich rasch in eine Hafen- und Marktsiedlung umgewandelt habe, während die erste deutsche Kaufmannssiedlung um die Jakobikirche entstanden sei.

Der Arbeit von Frau Matuszewska über Danzig entspricht eine Untersuchung von H. Chłopocka über die *Anfänge Stettins* (Początki Szczecina, in: Roczniki Historyczne XVII, 1948, 281—335), die als ihre Aufgabe nennt: „Die polnische Wissenschaft hat schon mehrfach bewiesen, daß die Stadt als topographische und wirtschaftliche Erscheinung um mehrere Jahrhunderte der Stadt im rechtlichen Sinne vorausging, d. h. einem aus der Umgebung herausgehobenen und im Besitz eigener Selbstverwaltung befindlichen Ort. Die Arbeit soll das auch für Stettin feststellen.“ In einem späteren Aufsatz: *Die Lokation Stettins zu deutschem Recht* (Lokacja Szczecina na prawie niemieckim, in: PZ VIII, 1952, Teilbd. I, 612—626) vermutet die Verfasserin die eigentliche Lokation schon für 1237, während sie vorher 1243 genannt hatte.

Einen wesentlich weiteren Bogen spannt G. L a b u d a mit: *Die Problematik der Forschungen zur Frühgeschichte Stettins* (Problematyka badań wczesnodziejowych Szczecina, in: PZ VIII, 1952, Teilbd. I, 536—578; das Heft widmet der Geschichte Stettins noch mehrere Aufsätze). Labuda spricht sich sowohl gegen die Thesen Bobińskis wie gegen die Annahme, Stettin habe im 12. Jahrhundert 5—9000 Einwohner gehabt, kritisch aus und ist in Folgerungen und Hypothesen vorsichtig. Daß er Haithabu „an die Mündung des Flusses Schlei“ verlegt (S. 540), ist wohl nur Irrtum, hoffentlich nicht Unkenntnis der gesamten Haithabu-Literatur. Im Zentrum seiner Untersuchungen liegen Burg und Suburbium von Stettin; er meint in letzterem im 12. Jahrhundert eine weitgehend differenzierte Bevölkerung vorzufinden, die trotz ihrer Unterstellung unter den Fürsten einen stark demokratischen Zug gehabt habe.

W. K o w a l e n k o knüpft mit seiner Arbeit über das *Älteste Kolberg vom 8. bis 13. Jahrh.* an seine Darstellung der altslawischen Hafenstädte an (Najdawniejszy Kołobrzeg VIII—XIII w., in: PZ VII, 1951, Teilbd. II, 538—576). Obwohl Kolberg erstmals im Jahre 1000 genannt wird, verlegt er seine Entstehung ins 8. Jahrhundert, läßt Kolberger Flotten Birka und Haithabu anlaufen und verwendet Beispiele aus dem 13. Jahrh. als Beweise für das 10. und 11. Jahrh., wenn in den Quellen vom Heringsfang der Pommern die Rede ist, schließt K. daraus, daß die Schiffe „vor allem“ Kolberg angelaufen hätten,

und arbeitet ständig mit der Übertragung allgemeiner Feststellungen auf den Einzelfall. Die Lokation erscheint hier sogar als jähe Unterbrechung einer normalen Entwicklung, und die alte slawische Kaufmannsschicht läßt K. durch die deutsche Konkurrenz gezwungen sein, den Handel aufzugeben und sich zu einer Feudalschicht umzugestalten. Neben diesen recht phantasievollen Ausführungen gewinnt die Arbeit von R. Kiersnowski über *Kammin und Wollin* (Kamień i Wolin, in: PZ VII, 1951, Teilbd. II, 178—225) wesentlich mehr Gewicht. Kiersnowski, der auch ein Buch über die Vinetasage (*Legenda Winety*, Krakau 1950) veröffentlicht hat, polemisiert gegen Kowalenkos „Hafenstädte“ und untersucht in erster Linie die gegenseitige Abhängigkeit beider Orte. Der zwischen diesen bestehende Gegensatz findet sich nach dem Niedergang Wollins im Gegensatz Stettin-Kammin wieder.

Im 700. Jahre seit der Gründung Posens zu deutschem Recht widmet der *Przegląd Zachodni* einen stattlichen Teil seines Jahrgangs IX, 1953, der Geschichte der Stadt Posen (Heft 6—8, 1—499, Sondertitel *Studia Poznańskie*). Bezeichnenderweise ist der Band der „Tausendjahrfeier der Stadt und der 700-Jahrfeier der städtischen Selbstverwaltung“ gewidmet, obwohl das Jahr 953 oder auch die „Mitte des 10. Jahrhunderts“ gar kein entscheidendes Datum für die Stadtgeschichte darstellen, denn die erste Nennung erfolgte im Jahre 968, und die Entstehung des Ortes, der damals Bischofssitz wurde, dürfte wesentlich vor die Mitte des 10. Jahrhunderts zu datieren sein.

Der Band bietet keine systematische Stadtgeschichte, sondern eine Sammlung von Aufsätzen. Ihre erste Hälfte beschäftigt sich mit der Frühgeschichte und dem Mittelalter, die zweite mit dem 19. und 20. Jahrhundert, die Verbindung bildet eine umfangreiche Studie von St. Weymann: *Studien zum Problem der Wege* in Großpolen vom 10. bis zum 18. Jahrh.* (Ze studiów nad zagadnieniem dróg w Wielkopolsce od X. do XVIII. wieku, 194—253). Nach der einleitenden teilweise historiographischen Betrachtung von Z. Wojciechowski: *Die Anfänge Posens vor dem Hintergrund der Anfänge der Städte in Polen* (Początki Poznania na tle początku miast w Polsce, 1—13), welche die Bedeutung der Lokation möglichst abschwächen soll, verdient vor allem der Aufsatz von W. Hensel: *Posen im Altertum und im frühen Mittelalter* (Poznań w starożytności i we wczesnym średniowieczu, 14—100) Beachtung, da er eine materialreiche mit zahlreichen Bildern und Skizzen versehene Zusammenfassung der bisherigen Grabungsergebnisse auf der Dominsel gibt. Dabei läßt H. freilich die Frühgeschichte gegenüber der Vorgeschichte stark zurücktreten und vermerkt die wichtige von Kępiński und Józefowiczówna gemachte Feststellung, daß der vorromanische und der romanische Posener Dom entgegen der bisherigen Ansicht bereits Steinbauten waren, nur ganz am Rande.

Der Beitrag von Z. Kaczmarczyk über *Die Posener Gründungsurkunde von 1253* (Przywilej lokacyjny dla Poznania z r. 1253, 142—166), der doch eigentlich den Kern des Buches bilden sollte, bereitet manche Enttäuschung. Statt die Urkunde im Text oder in der Übersetzung wiederzugeben, die den Gründungsvorgang, und zwar ausdrücklich die Heranziehung der „theutunici“

* W. ist der Verfasser des Buches über die Zölle und Handelswege im piastischen Polen (Cła i drogi handlowe w Polsce piastowskiej, mit Karte, Posen 1938, 144 S.).

recht klar erkennen läßt (in der an anderer Stelle angezeigten „Geschichte der Stadt Posen“ ist ihre Übersetzung auf S. 10—14 wiedergegeben), bemüht sich Kaczmarczyk, die Gründung nur als ein Ergebnis neuer Produktionsverhältnisse darzustellen. Wenn er weiter feststellt, daß im Stadtgrundriß, der ja das ostdeutsche Kolonialschema in seltener Klarheit zeigt, „keine deutschen Vorbilder“ zu sehen sind, so kann man eine solche Stellungnahme kaum verstehen.

Einen wohltuenden Gegensatz dazu bildet die sachliche und wertvolle Untersuchung von M. Szymańska über die *Posener Vogtei von 1253—1386* (*Wójtostwo Poznańskie 1253—1386*, 167—193). Es ist bemerkenswert, daß die Verfasserin nicht, wie Kaczmarczyk, die Zitierung deutscher Fachliteratur vermeidet, sondern die 1907 von W. Schulte aufgestellte These von der Lokation der späteren Nebenstadt Schrodka nach Neumarkter Recht im Jahre 1231 erneut vertritt, während K. sie ohne gute Gründe ablehnt.

Nach dem zwiespältigen Eindruck dieser Festschrift wirkt die gründliche Arbeit von Janina Nowakowa: *Die Verteilung der Zollstellen und der Verlauf der Handelswege in Schlesien bis zum Ende des 14. Jhs.* (*Rozmieszczenie komór celnych i przebieg dróg handlowych na Śląsku do końca XIV wieku*, Breslau 1951, 226 S., m. Karte), erfreulich. Mit großer Sorgfalt hat die Verfasserin alle Quellenangaben über 77 Zollstellen in Schlesien erst in einer Besprechung, dann in einer chronologischen Tabelle zusammengestellt und nach ihnen die Handelswege beschrieben. Besonders wertvoll sind die den 2. Teil einnehmenden Tabellen, die die Zollstellen nach ihrer Lage, ihrem Eigentümer und den zu errichtenden Abgaben ordnen und außerdem Furten und Brücken angeben. Wirtschaftshistoriker und historische Geographen werden diese nützliche Arbeit mit besonderer Anerkennung begrüßen.

* Auch für den hansischen Forscher bietet die Nachricht Interesse, daß man nun auf Grund ergänzender Funde auch in Polen den berühmten Maler und Bildner Veit Stoss, dessen Betätigungsfeld in der Hauptsache Krakau war, für einen deutschen Künstler hält; eine Eintragung vom Jahre 1502 bezeichnet die Stadt Horb am Neckar in Württemberg als seinen Geburtsort (*Wiss. Dienst d. Herder-Inst.* 1953, 5).

Abschließend bringen wir noch mit allem Vorbehalt ein kleines, unsystematisches und vorläufiges Titelverzeichnis von polnischen Arbeiten, um einen Eindruck von der Arbeitsrichtung und Spezialisierung der gegenwärtigen polnischen Geschichtsforschung in dem ostdeutschen Gebiet zu vermitteln. Wir verweisen dabei auf die schon in den früheren Jahrgängen der HGBll genannten Arbeiten, die hier nicht wieder aufgeführt sind (Jg. 69, 167; Jg. 70, 189; Jg. 71, 208). Eine vollständige Berichterstattung und Stellungnahme zu den genannten Arbeiten ist erst möglich, wenn sie der Redaktion zur Besprechung zugesandt werden, was bisher nicht geschah. Alle Titel sind übersetzt.

Stanisław Krakowski, *Die Entstehung der Städte in Polen. Problem und Stand der Forschung.* Lodz 1949.

H. Ziolkowska, *Pommern und der baltische Handel in der vorgeschichtlichen Periode.* PZ 1951, 1/2.

Z. Świechowski, *Die Feldsteinarchitektur in Pommern im 13. Jh.,* Posen 1950. 111 S. und 22 Taf. (vgl. Z. f. O. II, 292).

J. Sikorski, *Aus der Vergangenheit des „Strandrechts“ in Polen.* PZ 1951, 1/2.

Bogdan Wachowiak, *Der älteste Hafen Stettins (im 10.—13. Jh.).* PZ 1952, 3/4.

- Stanisława Zajchowska, Der ursprüngliche Plan des mittelalterlichen Stettin. PZ 1952, 3/4.
- H. Lesiński, Der Handel des 13. Jhs. an der slavischen Küste im Lichte der Seezölle. PZ 1951, 1/2.
- H. Chłopacka, Beiträge zur Geschichte des Wirtschaftslebens der Städte Pommerns im 13. u. 14. Jh. PZ 1951, 1/2.
- Władysław Dziwulski, Das Problem der Vitalienbrüder. PZ 1952, 5/6.
- Edmund Cieślak, Die Politik des Herzogs Bogislaus X. gegenüber den Städten Pommerns, Zapiski XV, Thorn 1949, 3/4.
- Derselbe, Die Aufstände von Stettin in den Jahren 1428 und 1524 und ihre rechtlichen Folgen, Zapiski XVI, Thorn 1950, 1/4.
- Derselbe, Die rechtliche Lage der Schiffer während des 14. und 15. Jhs. im Lichte der Hanserezesse. Zapiski XVI, Thorn 1950, 1/4.
- Derselbe, Fragen der Seerechtsgeschichte in der Ostsee und Nordsee. Unterbrechung der Seeschifffahrt im Spätherbst und Winter gemäß den Bestimmungen der Hanse im 14. u. 15. Jh. PZ 1951, 1/2.
- Stanisław Matysik, Die Verhinderung der Schifffahrt durch Zufrieren der Ostsee und einige Transportprobleme der Hansestädte im 14. u. 15. Jh. Zapiski XVI, Thorn 1950, 1/4.
- Derselbe, Die Danziger Seerechtsordnung von ihren Anfängen im 16. Jh. PZ 1952, 5/6.
- Derselbe, Ein Streit zwischen den Thornern und dem dänischen Herzog wegen eines Schiffbruchs. Zapiski XV, Thorn 1949, 3/4.
- K. Koranyi, Die älteste Erwähnung der Stadt Thorn in den russischen Quellen. Zapiski XV, Thorn 1949, 3/4.
- Karol Górski, Einige Thorner Urkunden des Jahres 1453. Zapiski XV, Thorn 1949, 1/2.
- St. Hozowski, Aus der Geschichte des Kornhandels in Thorn 1760—1806. Roczniki Dziejów Społecznych i Gospodarczych II. 1949.
- Stefan Hrabec, Die Namen der Stadtteile und -gegenden Danzigs. Posen 1949 (Wiss. Übersetzungen des Herder-Inst. Marburg, 16).
- H. Zins, Das Geschlecht Ferber und seine Rolle in der Geschichte Danzigs im 15. u. 16. Jh. Lublin 1951.
- E. Cieślak, Maßnahmen des Herzogs Bogislaus X. gegenüber Danzig in Sachen flüchtiger Bauern. Zapiski XVI, Thorn 1950, 1/4.
- Władysław Łęga, Das Wirtschaftsbild der Danziger Seeküste im 12. u. 13. Jh. Posen 1949.
- Z. Zdrojkowski, Schragen der Brauergilde von Kulm vom J. 1471. Zapiski XV, Thorn 1949, 3/4.
- Marian Biskup, Elbing in der Ordenszeit nebst historiographischen Fragen der Stadtgeschichte. PZ 1951, 1/2.
- Derselbe, Elbing in der Zeit der Rzeczpospolita. PZ 1952, 5/6.
- Kazimiera Chojnacka, Der Kampf um freien Handel und Schifffahrt auf Warthe und Oder in der ersten Hälfte des 16. Jhs. PZ 1952, 3/4.

Man sieht aus dieser Liste, daß es den polnischen Historikern darauf ankommt, möglichst schnell eine eigene see- und sogar hansegeschichtliche Literatur zu schaffen. So zwingt deutsche Vergangenheit die neuen Einwanderer in ihren

Bann. Allerdings ist die Mehrzahl der hier genannten Aufsätze und Arbeiten von recht kleinem Umfange und kann daher auch inhaltlich nicht viel bieten. Besonders augenscheinlich wird diese Arbeitsweise bei der populärwissenschaftlichen Zeitschrift „Sobótka“ (der Zobten) in Breslau, Serie B, 2, 1951, die folgende kleinen Aufsätze bringt: Die Entwicklung des Breslauer Handels in der ersten Hälfte des 12. Jhs.; Die Anfänge der Selbstverwaltung der Stadt Breslau; Der Aufstand der Breslauer armen Leute im J. 1406 usw.

P. J.

7. ZUR ÜBERSEE- UND KOLONIALGESCHICHTE

(Bearbeitet von *Friedrich Prüser*)

„Eine Ehrenrettung der deutschen Kolonisation in Amerika“ nennt die „Zeitschrift des Historischen Vereins für Schwaben“ (57. Band, 1952) den Aufsatz von H. W. Siemens (Leiden): *Warum hat Bartholomä Welser Venezuela verloren?* Er wendet sich gegen die in der Arbeit von Haebler über „die überseeischen Unternehmungen der Welser“ (Leipzig 1903) vertretenen Auffassungen und stellt fest, daß Bartholomä Welser einen Handelsverkehr über den Ozean eingeleitet und dabei auch im neuen Lande die Ehrenhaftigkeit des Kaufmanns — in jener Zeit nichts Alltägliches — bewahrt, entscheidende Beiträge zur Erforschung des Binnenlandes im nördlichen Südamerika geliefert und durch den Transport von Kolonisten mit all ihren Bedarfsgütern, durch die Einfuhr von Zuchtvieh die unumgänglichen Voraussetzungen für die spätere Kolonisierung unter spanischen Beamten geschaffen hat. Er mußte das neue Land wieder aufgeben, als ihm ein anderer auf dem Wege nach Neugranada, dem Hinterland, das seiner Kolonie durch den dahin geführten Handelsverkehr Rückhalt gewährt hatte, zugekommen war. So konnten die spanischen Nachfolger die Früchte seiner Unternehmungen mühelos pflücken; doch hat er seine Ansprüche nie aufgegeben, wie der von ihm geführte langwierige Prozeß beweist.

Eine gesellschaftsgeschichtlich sehr aufschlußreiche Studie, die vieles auch für das heutige Wesensgefüge Ibero-Amerikas erklärt, bietet R. K o n e t z k e: *Die Entstehung des Adels in Hispano-Amerika während der Kolonialzeit* (V.S.W.G. 39, 1952, 215—250). Es ist über Ansätze zur Adelsbildung kaum hinausgekommen, da die neuen Länder durch den Ausbau der spanischen Verwaltung mehr und mehr dem europäischen Mutterlande in ihrer inneren Entwicklung angeglichen wurden, die hinsichtlich des Adels in der Zeit des Absolutismus und der Aufklärung durch Niedergang und Zerstörung des Altüberkommenen gekennzeichnet war. Dazu kamen auflösende und umgestaltende Kräfte in den Kolonien selber, die die nachahmend oder neu entstehenden Adels- oder adelsähnlichen Einrichtungen allmählich mehr und mehr beseitigt haben.

Das vom Ibero-Amerikanischen Verein Hamburg-Bremen e. V. unter Schriftleitung von F. Wehner herausgegebene *Ibero-Amerika-Handbuch* (Hamburg 1952) machte den gelungenen Versuch einer fast stichwortartigen Unterrichtung über alles, was für unser Blickfeld aus Lateinamerika zu wissen wichtig sein mag. Dem Länderteil, in dem jedes einzelne Land Süd- und Mittelamerikas und Westindiens nach bestimmten, aus der Sache entwickelten Gesichtspunkten, dabei auch nach ihrer Geschichte, abgehandelt wird, ist ein kürzerer allgemeiner Teil vorangestellt, in dem neben Aufsätzen zur Pflege der Zusam-

menschau auf geistigem und wirtschaftlichem Gebiete auch solche stehen, die die deutsche Überseegeschichte angehen, wie der von F. Termer über *Deutsche Forscher in Ibero-Amerika* und der von O. Schmieder über *Deutsche Kultur- und Siedlungsarbeit in Amerika*.

Die von der Bundesauskunftsstelle für den Außenhandel herausgegebenen „Ländermonographien“ bringen u. a. ein vom Bremer Ausschuß für Wirtschaftsforschung bearbeitetes Buch über *West- und Ostafrika* (Köln 1953), das zwar in seinen Wirtschaftsgrundlagen und Entwicklungsplänen den heutigen Zustand und die z. Zt. vorhandenen Aussichten im Auge hat, aber auch des Hinweises auf die vorangegangene Entwicklung nicht ganz entraten kann und dabei aufschlußreiche, sonst wenig zugängliche Mitteilungen über die durch das Ausscheiden der Deutschen aus der Kolonialpolitik und der Kolonialwirtschaft veranlaßten Zustände macht.

Im ersten Heft der Zeitschrift „Familie und Volk“, die die bekannte Zeitschrift „Genealogie und Heraldik“ fortsetzt, veröffentlicht F. Krebs S. 29—32 aus den Manumissionen des Herzogtums Zweibrücken eine *Liste deutscher Auswanderer nach den amerikanischen Kolonien aus Zweibrücken in der Pfalz 1750 bis 1771*, in Weiterführung der aus gleicher Quelle für die Jahre 1728 bis 1749 geschöpften Liste, die in den Veröffentlichungen der Pennsylvania German Folklore Society, Band I, 101—124, erschienen ist. Die Jahre von 1750 bis 1754 erweisen sich als ein früher Höhepunkt deutscher Auswanderung nach Amerika, dem dann infolge der kriegerischen Ereignisse in Europa und in den Kolonien ein Rückschlag gefolgt ist. — In Heft 3—5 (74 ff., 96 ff. und 193 ff.) des 1. Jahrganges der „Norddeutschen Familienkunde“, Zeitschrift der genealogischen Verbände in Niedersachsen, veröffentlicht G. Wehner im Rahmen eines Aufsatzes über *Das Schicksal der Bremer Auswandererlisten* die Namen von 2645 Fahrgästen, die in den 1830er und 1840er Jahren mit den Segelfregatten des Bremer Überseehauses H. H. Meier & Co. nach Nordamerika ausgewandert sind; durch Zufall hat sich diese Liste neben zwei kleineren anderen erhalten — alles andere an solchen Listen ist während des letzten Krieges oder auch schon vorher verlorengegangen, für den größten Auswandererhafen des europäischen Festlandes im 19. Jahrhundert eine sehr betrübliche Feststellung.

In den Monatsheften für evangelische Kirchengeschichte des Rheinlandes (Heft 3/4, 1953), stellt M. Klante (Goch) mit Angaben über Person, Studien, Wirksamkeit 51 aus Westdeutschland stammende reformierte Prediger zusammen, die im 18. Jahrhundert in Nordamerika tätig gewesen sind.

W. Schultheiß, *Franken in Übersee* (Jb. für fränkische Landesforschung, Bd. 11/12, Kallmünz 1953, 323—330), bringt mit reichen Schrifttumshinweisen eine gute Übersicht über eine in 4½ Jahrhunderten vollbrachte Leistung, die im Vergleich mit anderen deutschen Stämmen sehr beachtenswert, von einem binnendeutschen Lande her sogar überraschend erscheinen muß.

H. Kloss bespricht in der Pfälzer Heimat (3. Jahrgang, 1952, 83—87) *Assimilationsfragen des Pennsylvaniadeutschtums* und den Stand der Bemühungen um Erhaltung und Pflege der in erster Linie von südwestdeutschen und Schweizer Einwanderern gepflegten pennsylvanischen Mundart; verbunden mit parallelen Äußerungen in Sitte, Brauch, Volkskunst usw., stellt sie einen beachtlichen Rest angestammten Volkstums dar, mit gut 150 000 Sprechern in einer Zahl, der etwa dem Isländischen gleichkommen dürfte. Auf alle Fälle sichere Bewahrer

der Mundart sind die Amischen, eine bereits in Europa von den Mennoniten abgezweigte Sekte allemannisch-schweizerischer Herkunft.

Auf eine ältere, in Deutschland aber noch nicht genügend bekannte Arbeit über das Deutschtum in Pennsylvanien sei nachträglich aufmerksam gemacht: *The Pennsylvania Germans* (Princeton N. J., 3 1943), hrsg. Ralph Wood. Acht Beiträger bemühen sich in gelungener und zuverlässiger Weise, der Eigenart der „Pennsylvanien-Deutschen“ nach ihrer Geschichte, ihren kulturellen Bestrebungen, ihrer Sprache, ihrer Wirtschaft gerecht zu werden.

Einer der großen Söhne der Lippischen Hansestadt Lemgo ist Engelbert Kämpfer; man hat ihn, der Ende des 17. Jahrhunderts einen großen Teil Asiens bis in seinen Südosten und Osten hinein bereiste und besonders eindrucksvolle Schilderungen und wissenschaftliche Darstellungen über Japan gegeben hat, wohl einen deutschen Marco Polo genannt. Alfred Bergmann (Mitteilungen aus der lippischen Geschichte und Landeskunde, 20. Band) macht aus entlegener Quelle mit bisher unbekanntem Teilen seines *Russischen Tagebuchs* bekannt, während Hans Pittelkow im Anschluß daran ein *Verzeichnis der gedruckten und ungedruckten Arbeiten Engelbert Kämpfers in der Bibliothek des Britischen Museums sowie eine Zusammenstellung der Werke Kämpfers im Besitze der lippischen Landesbibliothek in Detmold* veröffentlicht.

Die gerade rechtzeitig zur großen Jan-van-Riebeeck-Feier in Südafrika im Rahmen der Oldenbourgschen Sammlung „Geschichte der Völker und Staaten“ erschienene *Geschichte von Südafrika* von Oskar Hintrager (München 1952) ist das Werk eines Mannes, der bereits als Freiwilliger im Burenkriege und dann als deutscher Kolonialbeamter sowie als Direktor der früheren Reichsstelle für das Auswandererwesen Südafrika gründlich kennengelernt hat und daher für die jüngere Entwicklung neben Selbsterlebtem viel Selbstbeobachtetes als Quelle zu benutzen weiß. Es ist die Sicht des „Afrikaanders“, die sich in dem mit warmem Gefühl für burische Eigenart geschriebenen umfangreichen Buche spiegelt, das mit großer Liebe, so besonders eindringlich in dem Nachwort, auch den Spuren des Deutschtums nachgeht und für die deutsche Kolonialgeschichte im Süden Afrikas manche wertvolle Ergänzung bringt, so auch zu Wilhelm Schüßlers Buch über Lüderitz. Man hätte ein kühleres Abwägen der Gegensätze, die noch heute das Land durchziehen, wünschen mögen: als erste umfassende Darstellung der Geschichte Südafrikas in deutscher Sprache wird Hintragers Buch immer seine Bedeutung haben.

* Der Literaturbericht, den A. N. Pelzer über die Geschichtsschreibung in Südafrika gibt (Bijdr. Gesch. Ned., Deel 6, 1952, 292 ff.), berührt die deutsche Überseegeschichte verschiedentlich. Wir verzeichnen danach: G. P. Trümpelmann, *Die Boer in Suidwest-Afrika*, der die Einwanderung der Buren seit etwa 1870 und ihre Beziehungen zu der deutschen Kolonialregierung behandelt; H. E. W. Backeberg, *Die Betrekkinge tussen die Suid-Afrikaanse Republiek en Duitsland tot na de Jameson-Inval (1852—1896)*. B. stellt die politischen Beziehungen vom burischen Standpunkt aus und besonders die wirtschaftlichen Belange dar, er bringt viel neues Material über deutsche Geschäftemacher, die sich zumal in den Golddistrikten oft als ziemlich üble Elemente erwiesen (beide in: Argief-Jaarboek vir Suid-Afrikaanse Geschiedenis, 1950).

In dieselbe Zeit führt E. de Groot, *Great Britain and Germany in Zanzibar: Consul Holmswood's Papers 1886—87* (The Journal of Modern Hist.,

15, 1952). Die um das Sultanat Witu und Carl Peters ausbrechenden Streitigkeiten zwischen dem britischen und dem deutschen Konsul in Sansibar nutzte Bismarck, obwohl er ihre Geringwertigkeit betonte, in seinem politischen Spiel, England gab nach, obwohl nach der Ansicht Londons das Recht auf seiner Seite war, und berief seinen Konsul ab. L. B.

Bei der großen Bedeutung der englischsprechenden Welt sowie Lateinamerikas für Hamburgs wirtschaftliche Betätigung in Übersee war es ein guter Gedanke, seine wichtigsten, zum Teil für die Entwicklung deutscher Wirtschaft epochemachenden Verträge mit fremden Teilhabern an dem von ihm betriebenen Wirtschaftsaustausch in einer mehrsprachigen, leider aus den Erfordernissen des Mehrsprachendrucks heraus etwas unhandlich geratenen Veröffentlichung zusammenzufassen. Die *Hamburger Handelsverträge aus sieben Jahrhunderten* (Hamburg Commercial Treaties from seven Centuries — Siete siglos de Tratados de Comercio de Hamburgo) (Heft VII der vom Staatlichen Außenhandelskontor in Hamburg herausgegebenen Hamburger Wirtschaftsstudien, Hamburg 1953, Carl Holler Verlag) sind eine wichtige wirtschaftsgeschichtliche und -politische Dokumentensammlung, gleichzeitig aber gewiß auch heute noch ein willkommenes Mittel der Werbung. Erich von Lehe hat sie, deren älteste Stücke bis in mittelalterliche Zeit zurückreichen, die vor allem aber die Zeit des sich entfaltenden großen Überseehandels umfassen, mit einer kurzen, das Wichtige klar hervorhebenden Einleitung versehen. Nur den Titel hätte man etwas erweitern sollen; denn die Mehrzahl dieser Verträge, besonders der aus dem 19. Jahrhundert, war nicht auf Hamburg als den deutschen Teilnehmer beschränkt, vielmehr allgemein hanseatischer Bedeutung, und bei ihrem Zustandekommen haben auch die Unterhändler der beiden anderen Hansestädte, zum Teil in nicht unerheblichem Maße, mitgewirkt.

A. Düren, *Getreide aus Übersee* (Band 4 der Schriftenreihe Bremische Wirtschaft, Bremen 1953), zeigt aus der Sicht eines Fachmannes die große Bedeutung, die der überseeische Getreidehandel im Laufe der letzten 100 Jahre, angefangen mit dem Wandel Deutschlands zum Industriestaat, gewonnen hat, wobei zwar das Hauptgewicht auf die letzte Entwicklung der Getreidepolitik in der Welt gelegt wird, dies indessen aus den geschichtlichen Voraussetzungen heraus, die in früherer Zeit gewachsen sind.

In seinem Betrag *Firmengeschichte* (H. Z. Band 172, 1951, 535—546) zeigt Wilhelm Treue an „Drei beispielhaften Firmengeschichten aus verschiedenen Ländern, verschiedenen Wirtschaftsbereichen und mit zeitlich verschiedenem Schwerpunkte“, der von J. Rogge über *Het Handelshuis van Eeghen* in Amsterdam (Amsterdam 1949), der von Ralph W. Hidy, *The House of Baring in American Trade and Finance 1763—1801* (Cambridge Mass., 1949) und der von Edwin T. Coman jr. und Helen M. Gibbs, *Time, Tide and Timber, a Century of Pope & Talbot* (Stanford Ca, 1949), wie Firmengeschichten entstehen und geschrieben werden sollten, als „echte wissenschaftliche Aufgabe des Historikers, Wirtschaftswissenschaftlers und Soziologen“, „in enger vertrauensvoller Zusammenarbeit von Firmen und Gelehrten“. Treue berührt sich mit den von Fritz Redlich aus amerikanischer Sicht in seinem Aufsatz *American Business History* (vgl. Hans. Gbll. 1952, S. 211) aufgeworfenen Feststellungen. Was das Tatsächliche betrifft, so wird man aus all den von ihm als Beispiel angeführten Firmengeschichten viel auch für Deutschlands Überseegegeschichte vom 17. Jahr-

hundert bis in unsere Zeit entnehmen können, nicht zuletzt über die Bedingungen, unter denen sich Deutschlands Überseewirtschaft entwickeln konnte.

Wie sehr die Firmengeschichte in den Vereinigten Staaten ein anerkannter Zweig geschichtlicher Forschung geworden ist, davon gibt jedes Heft des „Bulletin of the Business Historical Society“ in Boston, die bereits 1925 gegründet wurde „to promote the study of business enterprise from an historical point of view“, einen eindrucksvollen Beweis. Sie erscheint bereits im 27. Jahrgang, während die dieser Gesellschaft angeschlossenen „Harvard Studies in Business History“ es bisher auf 16 Bände gebracht haben. Fritz Redlich insbesondere hat auch deutsche Firmen zum Gegenstand seines Forschens gemacht, so in seinem Aufsatz *A German eighteenth century iron works during its first hundred years: Notes contributing to the unwritten History of European Aristocratic Business Leadership* (Bulletin Band 27, Juni und September 1953).

Maria Möring, H. W. Pott & Körner, *175 Jahre Schiffsmakler und Reedereiagenten zu Hamburg* (Veröffentl. der Wirtschaftsgeschichtl. Forschungsstelle e. V. in Hamburg 4, Hamburg 1952) schildert die Entwicklung und den Tätigkeitsbereich dieses Unternehmens, darüber hinaus die in seinen holländischen Verbindungen, seinen Schiffsmaklergeschäften und seiner Agentur für einige holländische Dampfschiffahrtsgesellschaften eine bedeutende Rolle spielende europäische Fahrt dieser Reedereien, für deren Frühzeit hier, um ihren Dienst auf Hamburg gruppiert, willkommene Aufschlüsse gegeben werden.

Die ebenfalls von M. Möring verfaßte Familien- und Firmengeschichte *A. Kirsten Hamburg* ist in ganz vorzüglicher Ausstattung zum 125jährigen Bestehen des Hauses Kirsten unter Mithilfe der Hamburger Wirtschaftsgeschichtlichen Forschungsstelle veröffentlicht worden. Es ist ein typisches Beispiel dafür, wie sich eine Reederei als Familienunternehmen aus einem Schiffsmaklergeschäft heraus entwickelt, neben der bedeutenden eigenen Schifffahrt aber immer noch durch Übernahme von Schiffsagenturen das angestammte Maklergeschäft weiterbetreibt. In den Diensten nach England, in die Ostsee und nach den Niederlanden hat die Reederei A. Kirsten bis auf den heutigen Tag ihre angesehene Stellung trotz aller durch die Zeitläufte bedingten Rückschläge immer wieder zu erringen gewußt; die Versuche, auch in dem transozeanischen Dienst Fuß zu fassen, im südamerikanischen Westküsten- und im Indienst, mußten gegen stärkere Wettbewerber, die „Kosmos-Linie“ in Hamburg und die „Hansa“-Linie in Bremen, aufgegeben werden. In diesem Zusammenhang von dem „rührigen Lloydirektor Meyer“ (S. 95) zu sprechen, berührt allerdings etwas komisch: es handelt sich um Hermann Henrich Meier, Bremens größten Überseekaufmann im 19. Jahrhundert; er war im Deutschen Reichstag neben und mit Carl Woermann einflußreichster Verfechter deutscher Schifffahrtsbelange, Gründer des Norddeutschen Lloyd, aber niemals sein Direktor, sondern jahrzehntelang Vorsitzender seines Verwaltungs-(Aufsichts-)rates.

H. Krieg, *Bernhard Buschmann — Die Geschichte eines Ostasienhauses* (Veröffentl. der Wirtschaftsgeschichtl. Forschungsstelle e. V., 5, Hamburg 1952), zum 50jährigen Bestehen dieser Firma geschrieben, blickt über Vorläuferfirmen bis in die Anfänge des deutschen Ostasienhandels zurück, bis hin zu dem Handlungshause Eduard Schellhaß & Co. in Hongkong, Schanghai und Hamburg, das auch eine bremische Wurzel hat. Es wird hier der gelungene Versuch gemacht, persönliche Erinnerungen der Firmeninhaber wie eine Art Leitmotiv durch das

im Äußeren sehr gut ausgestattete Buch ziehen zu lassen, was bei dem bewegten zeitgeschichtlichen Hintergrund — es handelt sich im ganzen um die Zeit der beiden Weltkriege — als Gegengewicht gegen die Darstellung des Politischen und Wirtschaftlichen und in dieses hineinverwoben, seinen besonderen Reiz hat. Neben das auch über eine englische Zweigfirma geleitete Ausfuhrgeschäft tritt im Laufe der Entwicklung doch auch eine starke Einfuhr; räumlich verlagert sich das Schwergewicht der Betätigung, durch politische und wirtschaftliche Entwicklungen erzwungen, aus dem Reiche der Mitte nach Japan und den Philippinen, auch nach Indien, und unter dem zeitlich jüngeren Firmeninhaber, Franz H. Buschmann, seit den zwanziger Jahren nach dem vorderen Orient, vor allem nach Persien und dem Irak. — Bd. 6 der „Veröffentlichungen“, der eine kurze, eindrucksvolle und gut bebilderte Übersicht von R. Segebrecht, *225 Jahre Hamburger Hafentmühle J. P. Lange Söhne* enthält, ist demgegenüber weniger ein Beitrag zur deutschen Überseegeschichte, es sei denn, daß man die starken Getreideeinfuhren und die Mehrausfuhren der von Uetersen an das Altonaer Elbufer verlagten Mühle dahin rechnen will oder auch die hier wie von anderen Großmühlen zeitweise geübte Herstellung von Schiffszwieback, mit dem die Segelschiffahrt in ihren Blütezeiten versorgt wurde.

Heft 3 des 1. Bandes (1952) der von derselben Stelle herausgegebenen „Hamburger Wirtschaftschronik“ enthält eine gekürzte Fassung der *Lebenserinnerungen Peter Keetmans (1766—1831)*, eines Hamburger Kaufmanns ursprünglich holländischer Abstammung, der vor allem im Hollandhandel, aber auch sonst in den wirtschaftlichen und durch seine Verwandtschaft in den öffentlichen Angelegenheiten seiner Vaterstadt eine Rolle gespielt hat. Die Aufzeichnungen betreffen indessen mehr familiäre und allgemeine politische und kulturelle Verhältnisse als die wirtschaftlichen Unternehmungen des Berichters. In jenen werden indessen aus der Schau eines nüchternen Beobachters aufschlußreiche Schlaglichter auf den Wandel der Zeiten um die Wende zum 19. Jahrhundert geworfen. Unter den sorgfältig geordneten Anlagen sei ein Bericht Keetmans über die Beurfsfahrt nach Amsterdam aus dem Jahre 1816 hervorgehoben.

Die vom Afrika-Verein, dem Ibero-Amerikanischen Verein, dem Nah- und Mittelost-Verein und dem Ostasiatischen Verein, jedesmal mit dem Zusatz Hamburg-Bremen, herausgegebene „Übersee-Rundschau“ überrascht immer wieder durch die besonders in Sonderheften oder Sonderteilen innerhalb der gewöhnlichen Reihe zusammengefaßten Aufsätze, von denen viele auch Fragen der Überseegeschichte berühren. Hingewiesen sei hier auf die ausgezeichnete dreisprachige Jan-van-Riebeeck-Festschrift (April 1952), in der innerhalb ihres geschichtlichen Teiles von E. Hieke und dem Verfasser dieser Übersicht auch den besonderen Beziehungen Hamburgs und Bremens mit Südafrika nachgegangen wird.

Heft 11, 1952, 365 ff., bringt unter dem Titel *Chinesische Küstenfahrt im Spiegel der Reederei-Geschichte M. Jebesen-Apenrade* eine die Tätigkeit der sogenannten Outsiders in diesem Küstendienst, in dem im letzten Jahrzehnt vor dem ersten Weltkrieg der Norddeutsche Lloyd führend tätig war, gut beleuchtende Zusammenstellung.

Im Ostasienheft 1953 (5. Jg., Heft 5—7) werden im Anschluß an einen Aufsatz von D.-E. Gross, in dem er den *dritten Wiederaufbau in 100 Jahren* der deutschen Ostasienfirmen bespricht, kurzgefaßte Darstellungen solcher Firmen-

schicksale gegeben, meist von Hamburger Firmen, die Niederlassungen in China, Japan, Niederländisch-Indien, sogar in Wladiwostok und in der Mandchurei hatten und zum Teil wieder haben, unter anderem von Heyn, Bröckelmann & Co., C. Illies & Co., Kunst & Albers, Sander, Wieler & Co., Carl Schlieper, Siemssen & Co.

* Mit ausgezeichnete Übersicht, klug zusammenfassend, führt H. Schottelius in *die spanische Conquista* ein (Saeculum III, H. 1, 1952, 161—174). Der von einer guten Karte begleitete Bericht über die Forschung der letzten 15 Jahre kann allerdings nur einen kleinen Teil der Werke nennen. Die Arbeit ist in beiden Amerika und in Spanien äußerst rege und in Deutschland nur zum kleinsten Teil bekannt.

L. B.

Aus der Fülle hervorragender Aufsätze über die kulturelle Entwicklung Ibero-Amerikas, die in dem zum Ibero-Amerika-Tag 1952 erschienenen Heft 20/21 enthalten sind, sei der von C. R. Linga (Mexiko): über *Deutsche Drucker des 16. Jahrhunderts in Mexiko* besonders hervorgehoben: Er nennt vor allem zwei, den Deutsch-Spanier Johannes Cromberger, dessen aus Nürnberg stammender Vater bereits in Wirtschaftsunternehmen in Mexiko beteiligt war, und aus dem Ende des Jahrhunderts Heinrich Martin aus Hamburg, in der Vielseitigkeit seiner Betätigung als Kosmograph des spanischen Königs, Dolmetscher, Verleger, Schriftsteller und Drucker wie vor allem auch als Tiefbauingenieur ein echtes Kind des ausgehenden Renaissancezeitalters.

F. Spengemanns neuestes Buch *Südseefahrer* (Bremen-St. Magnus 1952, Selbstverlag) strebt nicht nach wissenschaftlicher Darstellung; es will vielmehr ein Erinnerungsbuch sein, das in oft anziehender Frische von selbst Erlebtem berichtet, im übrigen aber aus den Akten von Archiven, Seemanns- und Seeämtern und aus privaten Aufzeichnungen und Erzählungen eine solche Fülle von Stoff aus der Seefahrts- und Schiffsgeschichte zusammenstellt, der sonst vielleicht verlorengelassen würde, daß man dem Verfasser schon darum Dank wissen muß. Herausgehoben seien zum Beispiel die wertvollen Mitteilungen über die in der Südseefischerei tätigen Schiffe und dann die über die Reederei der bedeutenden Südseefirma H. Hackfeld & Co in Honolulu und Bremen und des mit ihr verbundenen Bremer Hauses J. C. Pflüger & Co., sowie über die Fahrten des aus Bremen-Blumenthal stammenden Kapitäns Eduard Dallmann, eines wahrhaft großen Südseepioniers.

* Die Anzeige von Ludwig Beutin: *Bremen und Amerika. Zur Geschichte der Weltwirtschaft und der Beziehungen Deutschlands zu den Vereinigten Staaten* (Bremen, Schünemann, 1953, 356 S.) versetzt mich in eine schwierige Lage. Denn der Verf. ist der Redaktor des Literaturteils, und ein Lob nähme sich daher seltsam aus. Aber es handelt sich nun einmal um ein Buch, über das ich viel Lobenswertes zu sagen hätte. So beschränke ich mich auf die Feststellung, daß ich glaubte, auf Grund eigener Arbeiten den in Betracht kommenden Stoff einigermaßen zu übersehen, daß ich aber bei der Lektüre ständig dadurch überrascht worden bin, was der Verf. noch an bisher unbenutzten Materialien verarbeitet hat. Ein großes Verdienst hat er sich dadurch erworben, daß er eine überraschende Fülle von Fragen in die Erörterung einbezog, über die er Neues zu sagen hat. Dadurch hat er das Thema zu einer hanseatischen Wirtschaftsgeschichte im 19. Jahrhundert erweitert (z. B. Auswanderung, Baumwolle, Tabak, Petroleum, Industrie, Hafen und Strom). Besonders hervorzuheben ist der Ab-

schnitt, der die Jahre 1918—1933 betrifft. Denn ihre wissenschaftliche Bearbeitung steht noch zurück, und auf die Dauer wird das, was die Hanseaten in dieser Zeit geleistet haben, zum Rühmenswertesten gehören, was sie aufweisen können. Ein starker Anmerkungsteil erweist sich als eine Fundgrube; die hier gebotenen Hin- und Nachweise werden weiterer Forschung sehr nützlich sein. In Summa also: man wünschte sich noch mehr Bücher dieser Art, die in gleich gediegener Weise die hanseatische Geschichte bis an die Schwelle unserer eigenen Zeit aufhellen.

P. E. Schramm

JAHRESBERICHT 1952/53

Die Pfingsttagung 1952 vereinigte die Mitglieder und Freunde des Hansischen Geschichtsvereins und des Niederdeutschen Schwestervereines erstmalig in Höxter und machte sie dadurch mit einer besonders reizvollen Stadt und Landschaft des alten hansischen Raumes bekannt. Die Gastfreundschaft der Stadt Höxter und das strahlende Frühlingswetter trugen besonders zum Gelingen der Tagung bei. Die Versammlung des ersten Tages stand unter dem schmerzlichen Eindruck des wenige Wochen zuvor erfolgten Todes von Professor Fritz Rörig; ihm widmete Archivdirektor v. Brandt, Lübeck, ehrende Worte des Gedankens. Die wissenschaftlichen Veranstaltungen wurden vor allem geprägt durch zwei glanzvolle Vorträge von Gästen aus dem Süden: Altstaatsarchivar Dr. Hektor Ammann aus Aarau/Schweiz sprach über „Deutschland und die nordwesteuropäische Tuchindustrie des Mittelalters“, Prof. Dr. Freiherr v. Pölnitz, Augsburg, über „Die Fugger im hansischen Raum“. An Stelle des leider erkrankten Prof. Dr. Hermann Rother, Münster, verlas dankenswerterweise Prof. Dr. Bauermann dessen Vortrag „Westfälische Stadtgrundrisse: Soest und Lippstadt“; Prof. Dr. Dr. W. Spieß, Braunschweig, sprach über „Die Gerichtsverfassung der Stadt Braunschweig in hansischer Zeit“. Die Tagung war sehr zahlreich, auch aus dem Auslande, besucht; besonders erfreulich war die Teilnahme vieler Vertreter der hansischen Mitgliedstädte. Es ist zu hoffen und zu wünschen, daß die Verwaltungen unserer Städtemitglieder es sich immer mehr zur Regel machen, auf den Pfingsttagungen persönlich vertreten zu sein. Die ständige Fühlung zwischen Verwaltung und Geschichtsforschung ist eine wichtige Voraussetzung für das Gelingen unserer hansischen Arbeit. — Die Besichtigung des Klosters Corvey, das Kirchenkonzert in der stimmungsvollen Minoriterkirche und die gern genutzte Möglichkeit, aus der kleinen Stadt in die grünende Umgebung hinauszuwandern, gaben der Tagung ihren besonderen Reiz. Der abschließende Ausflug führte zunächst mit Dampfer durch das Wesertal bis Karlshafen, von dort mit Autobussen über Gieselwerder und Bodenfelde zurück nach Höxter.

Die Mitgliedschaft im Hansischen Geschichtsverein wurde während des Geschäftsjahres von 12 Einzelmitgliedern und zwei körperschaftlichen Mitgliedern (Stadt Attendorn und Staatl. Archivlager Goslar) neu erworben; dem standen sechs Austritte gegenüber. Durch den Tod verlor der Hansische Geschichtsverein zehn Mitglieder: Prof. Dr. Fritz Rörig, Berlin; Bankdirektor Dr. Rasche, früher Berlin; Dr. Reinhard Crasemann, Hamburg; Dr. Richard Jüsten, Soest; GehRat Prof. Dr. Karl Rauch, Bad Godesberg; Stadtarchiv. i. R. Dr. Wilhelm Reinecke, Lüneburg; Verleger Georg Schmidt-Römhild, Lübeck; Konsul Hermann G. Stolterfoht, Lübeck; Prof. Dr. Heinrich Tidemann, Bremen; Schriftleiter W. Witthaus, Büderich (Bez. Düsseldorf). Besonders schmerzlich berührt wurde der Hansische Geschichtsverein durch den Tod seines langjährigen, getreuen Kas-

senprüfers Herrn Schmidt-Römhild und seines Verlegers Geheimrat Rauch. — Zur Bereinigung der Mitgliederliste erwies es sich als notwendig, nunmehr diejenigen Mitglieder zu streichen, über deren Schicksal und Verbleib seit Kriegsende nichts mehr festzustellen war; es waren dies 14 Personen. Danach betrug die Mitgliederzahl am Ende des Geschäftsjahres: 51 Städte, 70 körperschaftliche und 227 Einzelmitglieder; hierunter befindet sich eine Anzahl von Mitgliedern in der Ostzone, denen eine aktive Teilnahme am Vereinsleben zur Zeit noch nicht möglich ist.

Die Finanzlage des Hansischen Geschichtsvereins ist einigermaßen unverändert, d. h. nach wie vor unbefriedigend geblieben. Die notwendigen Ausgaben, namentlich für die wissenschaftlichen Veröffentlichungen, können aus den laufenden Einnahmen noch nicht gedeckt werden, obwohl mit Dank anzuerkennen ist, daß die Städtemitglieder ihre für unsere Arbeit unentbehrlichen Beiträge und Zuschüsse im Rahmen des ihnen heute Möglichen weiterhin gezahlt haben. Der Possehl-Stiftung zu Lübeck war wiederum für eine erhebliche Beihilfe besonders zu danken.

Den Mitgliedern und Tauschpartnern konnte im Sommer 1952 — also etwas verspätet — ein stattliches P f i n g s t b l a t t erstmalig nach langer Pause wieder überreicht werden: „Die Anfänge der Deutschen St. Gertruds-Gemeinde zu Stockholm“, von Emil Schieche (Pfingstblatt 27). Das Buch, das mit finanzieller Beihilfe der Stockholmer Deutschen Gemeinde veröffentlicht wurde, erschien gleichzeitig auch als Sonderausgabe für die Stockholmer Gemeinde. — Im weiteren Verlauf des Geschäftsjahres, erschien ferner der Band 71 (1952) der Hansischen Geschichtsblätter, der im wesentlichen noch von Prof. Rörig redigiert worden ist. Er enthält außer dem Besprechungs- und Umschau-Teil Aufsätze von Dozent Dr. Kjell Kumlien, Stockholm (Stockholm, Lübeck und Westeuropa zur Hansezeit), Prof. Dr. Wilhelm Koppe, Kiel (Die Hansen und Frankfurt am Main im 14. Jahrhundert), Dr. habil. Erwin Aßmann, Rendsburg (Die Stettiner Zollrolle des 13. Jahrhunderts), Prof. D. Dr. Otto Scheel, Schleswig (Tondern zwischen Wiking- und Hansezeit), sowie den Nachruf auf Fritz Rörig von Dr. A. von Brandt, Lübeck. Der Hansische Geschichtsverein beteiligte sich ferner mit einem Druckkostenzuschuß an dem von Dr. von Brandt und Prof. Dr. Koppe herausgegebenen Werk „Städtewesen und Bürgertum als geschichtliche Kräfte, Gedächtnisschrift für Fritz Rörig“ (Lübeck 1953). — Frau Dr. Barbara Radke-Sieb setzte die Arbeit am Gesamtregister der Hansischen Geschichtsblätter erfolgreich fort.

Die Zusammensetzung des Vorstandes änderte sich im Berichtsjahr nicht, nachdem die Mitgliederversammlung dem Vorschlage zugestimmt hatte, den durch Prof. Rörigs Tod leergewordenen Vorstandssitz einstweilen nicht wieder zu besetzen. Der satzungsgemäß ausscheidende Prof. Dr. Paul Johansen wurde wieder in den Vorstand gewählt. Die Redaktionsgeschäfte der Hansischen Geschichtsblätter werden vom nächsten Bande an von den Herren Johansen und Beutin geführt werden.

JAHRESBERICHT 1953/54

Zu Pfingsten 1953 versammelten sich der Hansische Geschichtsverein und der Verein für Niederdeutsche Sprachforschung in Osnabrück. Die Stadt war noch von der letzten Tagung vor dem Kriege (1939) vielen Teilnehmern in guter Erinnerung; sie hat — trotz der schweren Zerstörungen, die sie inzwischen erlitten hat — ihren guten hansischen Ruf und ihre alte Anziehungskraft wieder bewährt. Der Einladung waren etwa 180 Teilnehmer gefolgt, darunter mehrere aus den Niederlanden, England, den USA, Finnland und Schweden. Die gastliche Aufnahme durch die hansischen Freunde in Osnabrück und vor allem durch die Stadtverwaltung, sowie die Ausflüge nach der Iburg, Georgs-Marienhütte und durch das nördliche Westfalen und die Grafschaft Bentheim gaben der Tagung den gesellig-freundschaftlichen Rahmen, der für die hansischen Pfingsttreffen seit je unentbehrlich ist. Die wissenschaftlichen Vorträge wurden gehalten von Frau Dr. Ennen, Bonn (Zur Stadtwerdung im fränkischen Raum), Prof. de Rover, Aurora/New York (Italienische und hansische Handelsmethoden im Mittelalter und im 16. Jahrhundert), Professor Beutin, Köln (Die Niederländischen Hansestädte), Dr. Haase, Marburg/Lahn (Nordwestdeutsche Stadtrechtsfamilien im Mittelalter). Die übernational-hansische Themenstellung der Vorträge leitete über zu der Schlußveranstaltung, die dieser Pfingsttagung ihre besondere Bedeutung gab: einer anderthalbtägigen Studienfahrt, die rund 120 (!) Teilnehmer ins Gebiet der alten niederländischen Hansestädte an der Ijssel führte. Die Aufnahme in Deventer, Kampen, Zwolle und Almelo war so überaus freundlich und der menschliche und wissenschaftliche Gewinn dieser Fahrt in die schönen Ijsselstädte so groß, daß dieses erste derartige Unternehmen nach dem Kriege allen Teilnehmern in glücklicher Erinnerung bleiben wird; der Hansische Geschichtsverein fühlt sich den vorbereitenden Stellen in Osnabrück und vor allem den Oberhäufern der besuchten niederländischen Städte zu aufrichtigem Dank verpflichtet.

Die Mitgliedschaft im Hansischen Geschichtsverein wurde von 20 Einzelmitgliedern und 8 körperschaftlichen Mitgliedern (Stadt Deventer, Stadt Hameln, Stadt Kampen, Stadt Recklinghausen, Stadt Unna, Fuggerarchiv Augsburg, Landeshauptarchiv Magdeburg, Institut v. middeleeuwse Geschiedenis, Un. Utrecht) erworben. Ausgetreten sind 6 Mitglieder, weitere 7, die seit Jahren ihre Mitgliederpflichten nicht erfüllt hatten oder überhaupt nicht mehr erreichbar waren, wurden satzungsgemäß gestrichen, nachdem alle anderen Mittel erschöpft waren. — Der Hansische Geschichtsverein verlor außerdem 9 Mitglieder durch den Tod: Präses Hermann Eschenburg (Lübeck), Bibl.Rat Otto Freymuth (Goslar, früher Dorpat), Prof. Dr. Karl Frölich (Gießen), Kaufmann Gustav Halle (Lübeck), Senator i. R. Dr. Cay Diedrich Lienau (Lübeck), Prof. Dr. Hans Planitz (Wien), Kaufmann Wilhelm Rieckmann (Lübeck),

Physikus Dr. Hermann Sieveking (Hamburg), Buchhändler Carl Emil Spiegel (Bremen). Mit den Professoren Karl Frölich und Hans Planitz hat die deutsche Stadt- und Rechtsgeschichte, und damit auch der Hansische Geschichtsverein, zwei hervorragende Forscher und Gelehrte verloren, deren wissenschaftliches Lebenswerk in unseren Blättern noch eingehender zu würdigen sein wird.

Die Finanzlage des Hansischen Geschichtsvereins war auch im letzten Jahr so bedrängt, daß seine wissenschaftliche Tätigkeit auf das äußerste eingeschränkt werden mußte. Insbesondere mußte die Veröffentlichung des Bandes 72 der Hansischen Geschichtsblätter leider um ein halbes Jahr bis in das Frühjahr 1954 verschoben werden; die Drucklegung des Bandes wurde wiederum vor allem durch eine Beihilfe der Posschl-Stiftung zu Lübeck ermöglicht. Angesichts dieser finanziell bedingten Verzögerung mußte der Hansische Geschichtsverein es um so dankbarer begrüßen, daß den Mitgliedern im abgelaufenen Geschäftsjahr durch Zusammenarbeit mit zwei befreundeten Institutionen andere Jahreshgaben gewährt werden konnten: im Sommer 1954 veröffentlichte das Hanseatische Museum in Bergen/Norwegen ein im Besitz des HGV befindliches, nachgelassenes Manuskript unseres alten Mitarbeiters Dr. Friedrich Bruns: Das Frachtherrenbuch der Lübecker Bergenfahrer (hrsg. v. A. v. Brandt, Det Hanseatiske Museums Skrifter, Nr. 17, Bergen 1953). Als Ergebnis der vom HGV geförderten und durch Hergabe des Nachlasses Hagedorn ermöglichten Studien von Dr. Hermann Kellenbenz über die hansische Spanienfahrt veröffentlichte ferner gegen Ende des Geschäftsjahres die Wirtschaftsgeschichtliche Forschungsstelle e. V. in Hamburg das Buch von H. Kellenbenz: Unternehmerkräfte im hamburgischen Portugal- und Spanienhandel 1590—1625 (Veröff. d. Wirtschaftsgeschichtl. Forschungsstelle e. V., Band 10, Hamburg 1954). Je ein Exemplar der beiden Gemeinschaftsveröffentlichungen ist den Mitgliedern des HGV zugegangen.

Der Vorstand blieb auch in diesem Geschäftsjahr in seiner Zusammensetzung unverändert, nachdem die Mitgliederversammlung in Osnabrück den satzungsgemäß ausscheidenden Prof. Dr. W. Koppe einstimmig wiedergewählt hatte. Die Geschäftsverteilung innerhalb des Vorstandes änderte sich, da Archivdirektor i. R. Dr. G. Fink bat, ihn vom Amt des Schatzmeisters zu entbinden, das er seit 1934 innegehabt hatte; der Vorstand entsprach mit Dank für seine langjährige und aufopfernde Tätigkeit diesem Wunsch und übertrug die Kassengeschäfte zur vorläufigen Wahrnehmung dem Schriftführer, Archivdirektor Dr. A. von Brandt.

Buch-Antiquariat
E. v. Lingelshorn, Lubbeck
Fleischhauerstraße 31
Tel. 0451/74743

10.

